



Horst P. Schmidt

» Ich wünsche dir später mal
drei von deiner Sorte! «

Lebenserinnerungen

Die vorliegenden Memoiren wurden größtenteils im Jahr 2013 verfasst.
Für den Druck wurde das Original-Manuskript gekürzt und redigiert.

Erscheinungsort: Trier

Erscheinungstermin: Februar 2020 zur 80. Geburtstagsfeier
des Verfassers

© Horst P. Schmidt 2020

INHALT

1. TEIL:

EINE KINDHEIT IM KRIEG UND IN DER NACHKRIEGSZEIT

Mai 1943	6
Rückkehr nach Trier	18
Im Elternhaus meines Vaters	27
Einschulung und Hungerjahre	32
Mein fremder Vater	42
Ein braver katholischer Messdiener	52
Streit in der Familie	65
Bibelstunde und Schauspielunterricht	80

2. TEIL:

LEHRJAHRE SIND KEINE HERRENJAHRE

Das goldene Handwerk	104
Das erste Mal im Rampenlicht	121
Ein erster Ausbruchsversuch	129
Eiszeit	143
Meine kurze Fußballkarriere	153
Stillgestanden, Kanonier Schmidt!	171
Gesangswettbewerb und Offizierscasino	186
Das Ende der Illusionen	199

3. TEIL:

EIN NEUER LEBENSABSCHNITT

Endlich Kaufmann!	210
Erfolg im Beruf, Pech in der Liebe	217
Neue Liebe, neues Glück	226
Geteilte Freude, geteiltes Leid	238
Ein beschwerlicher Aufstieg	247

EPILOG:

Drei von meiner Sorte	280
-----------------------------	-----

1. TEIL:

Eine Kindheit im Krieg und in der Nachkriegszeit



Mai 1943

Nun war es so weit. Wir, das waren meine Mutter Else, Tante Sanni, mein Schwesterchen Gabi (zwei Monate alt) und ich bekamen den „Marschbefehl“, uns an einem schönen Maimorgen am Trierer Hauptbahnhof einzufinden, um nach Kaisersesch in der Eifel evakuiert zu werden. Wir kamen pünktlich zu Fuß mit Kinderwagen sowie dem allernötigsten Gepäck am Hauptbahnhof an. Die kleine Gabi schrie. Vielleicht hatte sie noch Hunger? Jedenfalls suchte meine Mutter eine etwas stillere Ecke in einer Seitennische des Bahnhofs, kramte ihre Brust heraus und Gabi beruhigte sich schnell.

Tante Sanni hielt mich an der Hand und verstaute unser karges Reisegepäck. In der Bahnhofshalle waren inzwischen viele Leute angekommen, die mit den Zügen in verschiedene Richtungen fuhren. Ein älterer Mann las die Namen der Menschen vor, die dann zu den einzelnen Bahnsteigen gingen. Es waren überwiegend Frauen mit ihren Kindern, aber auch alte Menschen waren darunter, teils schon sehr gebrechlich mit Krücken und Stöcken als Gehilfen.

„Else Schmidt und Sanni Fink mit zwei Kindern aus der Rotbachstraße in Heiligkreuz“, hieß es auf einmal. „Jaaa, hier!“, schrie Tante Sanni, die etwas dominante, aber gutherzige Schwester meiner Mutter. Tante Sanni konnte, weil meine Mutter erst kürzlich entbunden hatte, als Pflegehilfe mit uns kommen. Das war ihr Glück, da sie sonst möglicherweise an der Front oder im Sozialdienst vor Ort eingesetzt worden wäre. So waren die Gesetze für Frauen ohne Kinder. Und es war gut und schön, dass Tante Sanni bei uns war, wie sich später herausstellte.

Der Zug kam fast pünktlich an. Wir stiegen ein, der Schaffner war sehr behilflich und bugsiierte uns samt Kinderwagen in den Zug. Gleich das erste Abteil war frei, ich freute mich schon seit Tagen auf diese Zugfahrt. Es ging Richtung Cochem. Wir saßen auf den Holzbänken 3. Klasse und der Lokomotivführer

betätigte die Warnsignalpfeifen. Ich durfte am Fenster sitzen und genoss die vorbeihuschende Landschaft. Meine Mutter und Tante Sanni unterhielten sich über ihre im Krieg befindlichen Männer. Auch über meinen Vater, an den ich mich allerdings kaum erinnerte, obwohl er ein Jahr zuvor seinen Fronturlaub mit uns verbracht hatte.

Sehr viel vertrauter war mir Onkel Hein, der erst vor Kurzem im Heimaturlaub war, weil er eine Schussverletzung erlitten hatte. An diesen lieben Onkel, der mit uns sang und Gitarre spielte, dachte ich, während wir uns dem Reiseziel näherten. Wir wohnten ja auch bei ihm und meiner Tante Sanni in Trier-Süd. Nur beim letzten Kriegsurlaub meines Vaters waren wir für kurze Zeit ins Haus meines Opas zurückgezogen. Opa, Peter Schmidt, hatte in Heiligkreuz, wo meine Schwester und ich geboren wurden, ein kleines Einfamilienhaus. Er war überall als „Chinesenpitt“ bekannt, weil er sich mit knapp 18 Jahren freiwillig zum Boxeraufstand nach China gemeldet hatte und als ein getreuer Soldat des Kaisers galt. Der „Chinesenpitt“ war ein strenger Opa, der ewig meckerte und an seiner Tonpfeife ziehend, diesen scheußlichen, groben Tabak vor sich her dampfte. Er hatte bestimmt zwölf Tonpfeifen, die er immer abwechselnd mit Tabak stopfte.

Seine Frau, meine Oma, war eine typische Bauersfrau, die sich um das Vieh und die Gartenarbeit kümmerte. Verglichen mit meiner anderen Oma mütterlicherseits war sie eine biedere, einfache Frau, aber auch ganz lieb. Im Unterschied zu Oma Schmidt habe ich meine Oma Rauen leider nie kennengelernt. Sie hätte bestimmt früh meine musischen Ambitionen gefördert, da sie aus einer Künstlerfamilie stammte. Ihr Bruder war ein hervorragender Geiger, aber auch ein durchtriebener Leichtfuß. Sie selbst war eine begnadete Sängerin, wie mir später viele ältere Heiligkreuzer und auch andere städtische Bürger berichteten. Viele Anekdoten rankten sich um diese äußerst temperamentvolle Frau. Aber eigentlich gehören diese Gedankengänge nicht zu einem 3-jährigen Jungen, sondern sind dem Verfasser

dieser Zeilen im Nachhinein eingefallen.

Also zurück in den Mai 1943: Der Zug hatte inzwischen unser Ziel, Bahnhof Cochem-Urmersbach, erreicht. Ein klapprieger Militärbus, in dem schon Leute saßen, holte uns ab. Tante Sanni nahm mich an die Hand und wir stiegen ein. Meine Mutter achtete auf unser Gepäck, dass auch alles richtig verstaut in den Kofferräumen des Busses seinen Platz fand. Dann stieg sie mit anderen Leuten zu uns in den Bus und wir fuhren Richtung Kaisersesch. Das war die Sammelstelle der Evakuierten im Bereich Eifel-Mosel. Dort angekommen warteten die Herbergsleute, überwiegend Bauern, auf die zugereisten Menschen aus den stärker gefährdeten Kriegsgebieten.

Ein alter Mann kam auf uns zu und fragte, ob wir die Familie Schmidt-Fink seien, die auch zwei Kinder dabei hätte. Tante Sanni bejahte es und Opa Waldecker, wie er sich nannte, sagte in einem sehr freundlichen Ton: „Na, dann kommt mal mit, dort hinten steht mein Ein-PS-Gefährt!“ Ich quengelte ein wenig, weil ich Hunger hatte, aber mein kindliches Gemüt erhellte sich schnell, als ich das große Ackerpferd sah, das den langen Leiterwagen zog. Opa Waldecker löste die Bremse. Jetzt ging es im gemütlichen Trab Richtung Dungenheim, ca. 6 km die Landstraße entlang. Zwischendurch zeigte Opa Waldecker seine eigenen Felder und fragte Mama und Tante Sanni nach ihren Fähigkeiten und landwirtschaftlichen Kenntnissen. Sanni sagte ihm, dass sie leider keine Kenntnisse mitbrächten, sie selbst aber dank ihrer kräftigeren Figur gerne mit aufs Feld ginge, während meine Mutter sich mit den Kindern im Haushalt nützlich machen könnte. Damit schien Opa Waldecker zufrieden zu sein, denn er nickte einvernehmlich. Im Bauernhof von Waldeckers in Dungenheim angekommen, kam uns Erna, die Tochter des Hauses, entgegen. Opa Waldecker stellte uns seiner Tochter vor, nahm mich auf den Arm, ging mit mir in den Schweinestall und zeigte mir die kleinen Frischlinge, die noch nicht lange auf der Welt waren. Es roch erbärmlich in dem Stall und ich hielt mir die Nase zu bei so viel Gestank. Opa Waldecker lachte und meinte,

dass ich mich noch an die gute Landluft gewöhnen würde.

Nach diesem kurzen Aufenthalt im Schweinestall gingen wir in den Kuhstall. Hier roch es schon etwas angenehmer und die Kühe begrüßten uns mit einem kräftigen Muuhu. Zwei kleine Kälbchen waren separat in einem kleineren Gatter untergebracht. Ich streichelte sie, als sie auf uns zukamen. Danach gingen wir quer über den großen Hof an vielen freilaufenden und gackernden Hühnern vorbei in den Pferdestall. Erna, die Tochter von Opa Waldi, wie ich ihn auch gleich nannte, kam gerade heraus. Sie hatte Felix, das Zugpferd, das uns von Kaisersesch nach Dünghenheim gebracht hatte, von seinem schweren Zaumzeug befreit und wieder in den Stall zurückgebracht. Die drei Pferde von Opa Waldi rochen angenehmer als die anderen Tiere, was ich auch kundtat, als wir ins Wohnhaus gingen.

Mama und Tante Sanni saßen mit Erna am großen Esstisch, Schwesterchen Gabi lag auf einer dicken Decke im Wohnzimmer gleich gegenüber der Küche. Erna fragte mich, ob ich Hunger habe und einen Haferbrei wolle oder lieber ein Schinken- oder Wurstbrot. Ich entschied mich spontan für ein Brot mit Leberwurst. Hmm, das schmeckte gut! Dazu gab es eine Tasse mit frischer Milch. Mama und Tante Sanni genossen besonders den geräucherten Schinken der Waldeckers und tranken dazu süßen Viez, eine Spezialität von Opa Waldi.

Nachdem wir uns alle satt gegessen hatten, stellte Erna das Programm des ersten Arbeitstages vor. Mama sollte sich zu Hause nützlich machen, kochen, putzen und uns Kinder versorgen. Tante Sanni sollte bei der Arbeit auf dem Feld helfen. Da wollte ich natürlich mit, aber Erna meinte, mein Tagesprogramm sei doch viel schöner. Ich würde bei Opa Waldecker schlafen und mit ihm gemeinsam früh aufstehen, um das Vieh zu füttern. Danach würden dann Tante Sanni, Erna und Opa Waldecker mit dem Zweiergespann der Arbeitspferde aufs Feld fahren. Ich sollte derweil bei Mama bleiben und ihr ein bisschen helfen oder etwas Schönes unternehmen. Übrigens hätten die Nachbarn zwei Kinder, mit denen ich spielen könnte – einen Jungen von

fünf Jahren und ein Mädchen in meinem Alter. Meine Mutter sollte sich doch am besten gleich mal mit mir in der Nachbarschaft vorstellen.

Schüchtern, wie sie war, meinte meine Mutter, es sei bestimmt noch zu früh, gleich am ersten Tag nach der Ankunft die Nachbarn zu besuchen. Erna meinte nur, meine Mutter solle ihre städtische Mentalität hier im Dorf besser ablegen. Am nächsten Morgen fuhren Ema, Opa Waldi und Tante Sanni mit den Pferden Felix und Oskar die Dorfstraße entlang auf die Felder, die gleich hinter dem Ort gelegen waren. Ich stand mit Mama auf der Straße und winkte ihnen nach, bis ich sie nicht mehr sehen konnte. Mama machte daraufhin den Hausputz, während ich die Hühner im Hof fütterte. Dann kam Robert, der Nachbarsjunge, zu Besuch. Zusammen fütterten wir noch die Gänse, die größeres Futter bekamen.

Ich hatte eigentlich schon bei der Ankunft Angst vor den Gänsen, weil sie so laut schnatterten und der Gänserich so frech und forsch auf uns zukam. Ich kannte diese Viecher bis dato nur aus den Bilderbüchern, die mir meine Mutter vorgelesen hatte. Nach dem Füttern des Federviehs nahm mich Robert bei der Hand und wir gingen zu seinem Opa Paul, der damit beschäftigt war, einen Gartenzaun rund ums Haus zu streichen. Er begrüßte uns nett und meinte: „Bist du der Junge aus Trier, der mit seiner Mutter und seiner Tante bei Waldeckers wohnt?“ „Ja“, sagte ich artig, „ich hab auch noch ein kleines Schwesterchen, das im Moment schläft.“

Opa Paul meinte, dass es jetzt viel Arbeit auf den Feldern gäbe. Es sei gut, dass meine Tante und meine Mutter den Waldeckers bei der Feld- und Hausarbeit behilflich seien, denn sonst könnten die ihren anfallenden Arbeiten nicht gerecht werden. Sie hätten ja auch noch keine russischen oder französischen Gefangenen vom Gauleiter zugewiesen bekommen, die ihnen bei der Feld- und Stallarbeit helfen könnten. Opa Paul machte sich die Hände mit Terpentin sauber und wusch sich. Dann nahm er uns an die Hand und zeigte uns seine große Scheune und die

Viehställe. Man konnte sofort erkennen, dass dies ein sehr viel größerer Hof war als der von Opa Waldi.

Im Kuhstall standen bestimmt 20 Kühe, die von vier russischen Kriegsgefangenen gemolken wurden. Die Männer saßen auf einem runden, kleinen Schemel und strichen die dicken Euter der Kühe. Jedes Mal, wenn der Melker die Zitzen gleichzeitig bewegte, kam ein Strahl Milch heraus und füllte den sauberen Stahleimer. Wir schauten lange zu und ich fragte nach, ob das den Kühen nicht wehtäte. Opa Paul und zwei der Russen lachten. Opa meinte, für die Kühe sei es eine Erlösung, das Melken würde ihnen gut tun. Ich war beruhigt und schaute zu Robert, der aber grinste nur und dachte sich wahrscheinlich, dass wir Stadtkinder rein gar nichts wüssten.

Nach dem Rundgang über den Hof gingen wir drei in das Haus von Opa Paul und spielten „Mensch ärgere dich nicht“. Robert hatte Glück und gewann dreimal hintereinander. Opa Paul wurde Zweiter und ich verlor jedes Mal. Robert half mir dann, er war ja fast zwei Jahre älter als ich. Als seine Oma wenig später aus den Speiseresten vom Vortrag den Schweinefraß in einem alten Kochkessel ansetzte, roch es so fürchterlich, dass ich so schnell wie möglich wieder zurück zu meiner Mutter wollte. Robert nahm mich an die Hand und ging mit mir den Hof der Michels herunter. Meine Mutter kam uns bereits entgegen: „Horst, wo warst du denn die ganze Zeit? Ich hab mir schon Sorgen gemacht!“ Robert antwortete für mich: „Wir waren bei meinem Opa und haben gespielt.“ Wenig später wurde Robert zum Mittagessen gerufen und auch wir hörten Hufgetrappel und Rädergequietsche vor der Tür. Meine Mutter deckte schnell Teller und Besteck und stellte die Salatschüssel auf den großen Bauertisch.

Tante Sanni kam als Erste zur Küche herein und fragte meine Mutter: „Wat haste denn Gutes gekocht, Elschen?“ „Net viel Sanni, Eier mit Schinken und Bratkartoffeln, dazu Salat!“ „Ich hab `nen Bärenhunger, Leute!“ sagte Sanni und setzte sich neben mich. „Naja Sanni, die frische Landluft macht Appetit,

gelle?“, meinte Opa Waldecker, der die Küche zusammen mit Erna betreten hatte. Sie schmatzten zufrieden, ein Zeichen, dass ihnen das Essen von Mama schmeckte. Tante Sanni vermischte die Rühreier mit Schinken und Bratkartoffeln auf meinem Teller, so konnte ich besser mit dem Löffel essen.

Nach dem Mittagessen wurde ich müde. Mama legte mich, nachdem sie Gabi frisch gemacht und gestillt hatte, auf ein altes, breites Sofa im Wohnzimmer und gab mir einen Kuss. Ich schlief ein und wurde erst wieder wach, als Robert ins Haus kam und mit mir draußen im Hof Fußball spielen wollte. Es war schönes Wetter. Robert schlug vor, auf den großen Kirchvorplatz zu gehen, wo auch die anderen Dorfkinder spielten. Meine Mutter war ein wenig ängstlich: „Seid vorsichtig beim Überqueren der Straßen!“ „Geht klar, Frau Schmidt! Ich hab Horst an der Hand.“

Wir gingen zu dem Platz, keine fünf Minuten vom Haus entfernt. Hier konnten sich viele Kinder aufhalten, ohne sich gegenseitig ins Gehege zu kommen. Es war auch viel angenehmer, dort mit dem Ball zu spielen, da der Kirchvorplatz ein glattes Schieferpflaster hatte, während die Höfe der einzelnen Häuser meist aus defektem Beton bestanden und uneben waren. Außerdem hatte der Kirchvorplatz einen weiteren Vorteil: Hier konnten wir toben und schreien – und niemanden störte es! Der Pfarrer des Dorfes kam nur sonntags, um die heilige Messe zu halten, oder gelegentlich mal werktags, wenn jemand gestorben war.

Es gefiel mir gut auf dem Bauernhof. Opa Waldi kümmerte sich in seiner karg bemessenen Freizeit ganz rührend um mich. Ich schlief auch bei ihm auf dem großen Strohsack im breiten Bett seines Zimmers. Wenn ich ins Bett machte, was öfter mal geschah, hing Opa Waldi den Strohsack zum Trocknen in einen leeren Nebenraum an den Haken, damit niemand etwas davon mitbekam. Auch wenn durch meine Bettnässerei sein Nachthemd feucht wurde, schimpfte er niemals mit mir. Er machte sogar Witze darüber: „Na Kleiner, wer hat denn nun ins Bett gemacht, du oder ich?“ „Ich glaube ich..., Opa Waldi!“

Ab und zu bekamen meine Mutter und Tante Sanni aber dann doch etwas von meiner Unpässlichkeit mit, woraufhin ich mir einiges anhören musste: „Du bist ein Ferkel! Mit fast vier Jahren muss man sauber sein!“ Ich weinte dann, aber Opa Waldi verteidigte mich: „Lasst den Jungen zufrieden! Vielleicht hat er was an der Blase und merkt nicht, wenn er muss!“

Eines Tages geschah auf dem Kirchvorplatz ein Malheur, an das noch heute eine dicke Beule auf meiner Stirn erinnert. Es war sozusagen mein erster Zusammenprall mit der Institution Kirche: Ich rannte beim Nachlaufspielen mit so großer Wucht gegen die Kirchenfassade, dass ich blutüberströmt zu Boden stürzte. Ich musste eine Weile besinnungslos gewesen sein, denn ich wurde erst wach, als ich große Schmerzen verspürte. Baptist, ein russischer Kriegsgefangener und Sanitäter, verarztete mich notdürftig und klammerte die aufgeplatzte linke Seite meiner Stirn. Danach wurde ich mit meiner Mutter im Jeep des Ortskommandanten und Sturmbannführers ins Militärspital nach Kaisersesch gebracht und dort ambulant versorgt. Mir brummte ganz schön der Schädel und ich musste lange ruhen, da eine schwere Gehirnerschütterung diagnostiziert wurde.

In Friedenszeiten wäre die Untersuchung im Hospital sicherlich gründlicher erfolgt, dann wäre mir die große Beule auf der Stirn wohl erspart geblieben. Aber es war eben noch Krieg. Natürlich verstand ich damals nicht, was „Krieg“ wirklich bedeutete. Ich wusste auch nicht, dass die Deutschen bereits auf dem Rückmarsch waren und ein Ende dieses brutalen Gemetzels abzusehen war. Ich bekam aber am Rande mit, dass Opa Waldi und Tante Sanni im Radio immer den englischen Schwarzsender in deutscher Sprache hörten und über den angeblich „großen Führer“ Adolf Hitler schimpften. Opa Waldi sparte dabei nicht mit Kraftausdrücken über dieses „geltungsbedürftige Arschloch“, wie er immer wieder betonte.

Eines Tages passierte mir das zweite Malheur: Wir spielten Vater und Mutter, Onkel und Tante. Ich war der Kleinste und hatte Ohrenweh. Ein größeres Mädchen, das meine Mutter

spielte, steckte mir ein haariges Weidenkätzchen als Watteersatz ins Ohr. Leider war es so klein, dass es mir ganz ins Ohr bis in den Gehörgang rutschte. Ich wollte es herausziehen, vergeblich! Andere Kinder versuchten es mit einem kleinen Stöckchen, aber dadurch rutschte das Weidenkätzchen noch tiefer in den Hörkanal. Jetzt merkten wir alle, dass da etwas passiert war: Ich hörte auf dem linken Ohr gar nichts mehr!

Wir rannten zu meiner Mutter, die mit mir schnell zum Stall lief, wo Baptist, der russische Sanitäter, und Opa Waldi mit dem Schlachten eines Schweines beschäftigt waren. Mutti flehte Baptist an: „Hilf mir bitte, dem Horst ein Weidenkätzchen aus dem Ohr zu entfernen!“ Baptist, der mich schon nach dem Zusammenprall mit der Kirchenmauer notärztlich versorgt hatte, schaute sich das Ohr an und versuchte, das Weidenkätzchen mit einer Pinzette aus dem Hörkanal zu ziehen. Aber es ging nicht, da die Kinder bei ihren Versuchen, mir zu helfen, das Kätzchen anscheinend noch tiefer ins Ohr hineingezwängt hatten. „Er muss sofort ins Spital, Else!“, sagte Baptist. Ich bekam auf einmal starke Kopfschmerzen: „Aua!“, schrie ich laut, „helft mir, ich habe solche Schmerzen!“ Baptist schob einen kleinen Handwagen heraus, legte eine Decke hinein und hob mich in den Wagen: „Else, komm schnell, wir müssen auf dem schnellsten Weg nach Kaisersesch ins Spital! Das sind höchstens fünf Kilometer, das schaffen wir in einer Stunde!“

Gesagt, getan. Schon waren wir im Eilschritt unterwegs auf der Landstraße. Dann aber hörte Baptist plötzlich ein verdächtiges Geräusch: Da kamen tatsächlich amerikanische Bomber auf uns zu! Bis dahin brauchten wir in unserer Umgebung keine Angst haben, der sogenannte „Feind“ ließ uns in der Eifel in Ruhe. Aber es war März 1945 und die Russen, Engländer und Amerikaner rückten uns langsam, aber sicher auf die Pelle. Hitler war mit seinen Truppen schon seit Monaten auf dem Rückzug.

Die kleinen Streubomber flogen meist tief. Sie hatten Maschinengewehre an Bord und schossen auf alles, was sich be-

wegte. Baptist drückte meine Mutter, die kurz aufschrie, in eine Böschung, lenkte den Handwagen hinter eine Hecke und schwang sich neben uns in Deckung. Die Amis schossen im Streufeld in ein Feld, wo einige Bauern dabei waren, ihre anfallenden Arbeiten zu verrichten. Glücklicherweise gingen die Schussalven über uns hinweg! Als nur noch kleine Punkte von den Jabos zu sehen waren, sprang Baptist auf und wir setzten die Tour unter meinem stetigen Wehgeheul fort.

Jetzt hatte ich bei all meinen Ohrenscherzen auch noch Angst, von den Männern in den Flugzeugen erschossen zu werden! Aber wir hatten Glück: Die Amis kamen nicht wieder. Nach etwa einer Stunde erreichten wir das Spital und Baptist trug mich in den Untersuchungsraum. Der Arzt und eine Schwester kümmerten sich direkt um mich und meine Mutter, die ängstlich und blass neben mir stand. Sie erzählte, wie es zu dem Vorfall während des Spielens gekommen war. Man legte mir ein weißes steriles Tuch, das wie ein großes Kragenlätzchen aussah, um den Hals. Dann wurde ich auf einem Bett in den OP geschoben. Nachdem man mir eine kleine Betäubungsspritze gegeben hatte, holte der Arzt den Fremdkörper mit einer Pinzette und einer kleinen Drahtschlinge aus meinem Ohr. Ich blutete ein wenig und bekam noch einen Verband angelegt, doch dann ging es wieder nach Hause.

Der Rückweg war sehr viel angenehmer als der Hinweg, denn ich hatte keine Schmerzen mehr und militärische Zwischenfälle blieben auch aus. Von Weitem sah ich schon Opa Waldi uns entgegenkommen. Er nahm mich aus dem Handwagen heraus und streichelte mich: „Mein armer Junge, tut es noch weh?“ „Nein, Opa“, sagte ich. Er trug mich in die Küche und reichte mir ein Stück Streuselkuchen, der noch warm war. Erna hatte ihn gerade erst aus dem Backhaus geholt. Hmmm, schmeckte der Kuchen mit den dicken Streuseln köstlich! Nachdem ich gleich mehrere Stückchen verputzt hatte, schlief ich ermattet auf dem Schoß meiner Mutter ein.

Die nächsten Tage und Wochen verliefen im sogenannten

„Spiel-Schongang“, ich durfte mich nicht zu weit vom Hof entfernen. Einige Nachbarskinder besuchten mich. Wir spielten auf der Wiese nahe dem großen Bauerngarten, fütterten mit Opa Waldi die Tiere oder suchten die frisch gelegten Eier von Gänsen und Hühnern. Wenig später kamen amerikanische Soldaten ins Dorf und waren auch öfters bei den Waldeckers zu Gast. Sie waren meist sehr freundlich. Vor den schwarzen Amerikanern hatte ich anfangs noch Angst, weil mir ja bis dahin noch nie ein Mensch mit dunkler Hautfarbe begegnet war. Aber gerade diese Amerikaner waren oft besonders lieb und brachten uns Kindern Schokolade mit. Meine Scheu vor ihnen wich ganz schnell.

Opa Waldi und seine Tochter Erna gestikulierten oft mit Händen und Füßen, um sich mit den Amerikanern zu unterhalten. Einzelne Soldaten konnten ein paar Brocken Deutsch und so gelang manchmal eine Konversation im kleinen Stil. Es dauerte nicht mehr lange, bis Deutschland kapitulierte. Der Krieg war endlich aus und die Kriegsgefangenen, die von den Dorfbewohnern eher als Freunde behandelt wurden, wurden nach einem großen Abschiedsessen entlassen. Von einer „Befreiung“ ihrerseits konnte bei den vielen Abschiedstränen, die an diesem Tag von beiden Seiten vergossen wurden, keine Rede sein.

An eine traurige Begebenheit kann ich mich noch gut erinnern: Einen Tag nach dem Abschied der russischen Gefangenen versammelte sich die Dorfgemeinschaft an der Dorf-Hauptstraße. Was gab es da zu sehen? Immer mehr Leute kamen zusammen und schauten die Straße entlang. Plötzlich wurde es laut: Zwei amerikanische Panzer knatterten auf uns zu. Hinter einem der Panzer waren der Ex-Ortsvorsteher und Sturmbannführer der SS mit seinem Adjutanten zu sehen. Sie waren an den Händen gefesselt und liefen an einer Leine den Panzern hechelnd hinterher. Viele Leute lachten und riefen „Nazisau“ und „Speichellecker“. Opa Waldi stand dabei abseits und hatte Tränen in den Augen, denn der Ortsvorsteher war eigentlich ein Freund gewesen. Er hatte sich immer nett und hilfsbereit verhalten, trotz aller politischen Gegensätze.

Die nächsten Tage gingen schnell vorbei. Jetzt, wo die Gefangenen in ihre Heimat zurückkehren konnten, waren nur noch Erna, Opa Waldecker, Tante Sanni und meine Mutter am Hofe, um die anfallenden Arbeiten zu verrichten. Es war Oktober und wir hatten nur noch bis Anfang November die Möglichkeit, auf dem Hof von Waldeckers zu bleiben.

Rückkehr nach Trier

Der Tag des Abschieds von Waldeckers, den Nachbarn und meinen Freunden fiel schwer. Es flossen Tränen auf beiden Seiten. Tante Sanni versprach den Waldeckers, sie mal wieder im Sommer zu besuchen und, wenn möglich, ihren Mann Heinrich mitzubringen. Sie würde dann auch gerne wieder auf dem Feld helfen. Opa Waldi packte uns noch einen geräucherten Schinken, frische Eier und etwas Brot ein. „Für die nächsten Tage zu Hause in Trier“, wie er meinte. Erna gab uns noch Kartoffeln in einem kleinen Sack mit. Wir hatten wieder viel zu schleppen und Opa Waldi fuhr uns mit dem Zweispänner zum Bahnhof nach Kaisersesch. Wir bedankten uns noch einmal für alles. Mir fiel der Abschied besonders schwer und selbst Gabi, meine inzwischen zwei Jahre alte Schwester, hatte sich an diesen lieben Opa Waldi gewöhnt.

Als wir in den Zug einstiegen, begegneten wir einigen Bekannten, die in Nachbardörfern untergebracht gewesen waren. Die Abteile waren gut besetzt, es wurde aber nicht viel gesprochen. Die Gedanken waren bei den Angehörigen, die in Gefangenschaft waren, und auch bei denjenigen, die in diesem fürchterlichen Krieg ihr Leben lassen mussten. Manch einer dachte bestimmt auch an die ungewisse Zukunft: Wie würde es weitergehen? Gäbe es für alle genug zu essen, so kurz nach Kriegsende? Worauf musste man sich einstellen? Auf weitere Schicksalsschläge, auf Tod und Krankheit? Es blieb in dieser Stunde im Zug wohl jeder mit seinen Gedanken allein.

In Trier angekommen, war ich froh, wieder aus dem Zug aussteigen zu können, denn mir war von den ganzen unangenehmen Gerüchen, teils von den Leuten, teils von den mitgebrachten Wurstwaren, schlecht geworden. Hinzu kam auch noch der Windelgeruch meiner Schwester Gabi. Wir stiegen am Hauptbahnhof in die Straßenbahn, die aber nur einen Teil der Strecke fahren konnte, weil viele Straßen durch Bombeneinschläge auf-

gerissen waren. Es gab viele zerstörte und halb zerstörte Häuser in Trier. Das Stadtbild war aus der Sicht eines Fünfjährigen schon ziemlich angsteinflößend.

In der Nikolausstraße angekommen, waren wir sehr erleichtert, dass das Reihenhaus Nr. 20 so gut erhalten war. Nach kurzem Aufräumen und Säubern kramte Tante Sanni in ihrer Tasche nach etwas Essbarem und wurde fündig. Wir waren alle so froh, dass wir wieder zu Hause waren. Mama kochte Pellkartoffeln und machte daraus eine gute Portion Bratkartoffeln. Frau Maier von der ersten Etage brachte uns aus ihrem Vorgarten noch einen Kopfsalat, Tante Sanni briet noch ein paar Eier dazu. So hatten wir an unserem ersten Tag in Trier ein geradezu fürstliches Essen, auch Gabi bekam ihren Haferschleim mit frischer Milch.

Die Franzosen, vor allem die Marokkaner, die teils plündernd durch die leeren Häuser zogen, hatten viel gestohlen. Tante Sanni meinte jedoch, es könnten auch die Nachbarn gewesen sein, die sich auf diese Weise ihren teils zerstörten oder abhanden gekommenen Möbelbestand aufgebessert hatten. Wir blieben an diesem ersten Abend noch lange auf, ich durfte auf dem Schoß meiner Mutter bleiben, bis ich eingeschlafen war. Nachts wurde ich irgendwie unruhig und wachte auf. „Horstchen, musst du Pipi?“, fragte Mama, aber es war mal wieder zu spät: Ich hatte mich bereits im Schlaf entleert. Mama schimpfte und Tante Sanni wurde wach. Sie zog das Laken auf unserer Seite von der Matratze ab und bezog ein neues. Zum Glück hatten sich die Einbrecher nicht für Tante Sannis Bettwäsche interessiert.

Am anderen Morgen wachten alle froh gelaunt auf und meine Bettnässerei wurde nicht mehr erwähnt. Mama und Tante Sanni hatten ohnehin größere Sorgen: Wovon sollten wir leben? Ihre Männer, mein Vater und Onkel Hein, waren noch nicht zu Hause. Ob sie überhaupt noch lebten? Meine Mutter und Tante Sanni hatten schon wochenlang keine Post mehr bekommen.

Im Haus über uns auf der ersten Etage wohnte eine Familie mit acht Kindern. Der Mann war im Krieg gefallen und

die Mutter hatte kaum Nahrung, um die Kinder zu versorgen. Die Caritas half der Familie mit dem Nötigsten, manchmal halfen auch die unmittelbaren Nachbarn mit Lebensmitteln und abgelegten Kleidern, damit sie in dieser ärmlichen Zeit über die Runden kamen. Mit Kurt, der in meinem Alter war, spielte ich oft den ganzen Tag. Manchmal nahm ich ihn auch zu Mahlzeiten mit zu uns, damit er satt wurde. Tante Sanni hatte nichts dagegen. Sie ging öfters zu den beiden Schwestern von Onkel Hein in die Gilbertstraße, um Obst und andere Lebensmittel für uns einzusammeln.

Den Schwestern von Onkel Hein ging es im Vergleich zu den meisten Menschen des Stadtteils sehr gut. Auch war das Erbhaus des Vaters, der eine eigene Zimmerei betrieb, nur leicht von den Bomben beschädigt. Besonders angesehen waren die Schwestern allerdings nicht in Trier-Süd, da sie unglaublich geizig waren. Aber mit etwas Diplomatie konnte Tante Sanni sie ein übers andere Mal überzeugen, ein bisschen Obst und Eingemachtes herauszugeben. Meine Tante nahm mich auch öfters mit, um bei den Jungfern ein wenig Mitleid zu erzeugen. Dann wurden die mitgebrachten Taschen in der Regel auch etwas besser gefüllt.

Es war Herbst und der November hatte schon recht kalte Tage. Ich spielte fast jeden Tag mit Kurt und den Nachbarkindern Fußball – oft nur mit selbst gebastelten Stofffetzen aus zerschlissenen Hosen und Kleidern, die wir wie zu einer Art Rollbraten zusammenbanden. Ein Opa aus der Nachbarschaft machte uns zudem sogenannte Blechstelzen aus Konservendosen: Eine besonders große leere Dose diente als Basis. Darauf wurden manchmal drei bis vier normale Konservendosen aufgebaut, die dann etwa 60-70 cm hohe Stelzen ergaben, auf denen man laufen konnte.

Das Blechstelzenlaufen machte Spaß, allerdings stolzierte ich lieber auf kleinen Stelzen mit maximal zwei Dosen herum. Nach meinem Unfall in Düngeheim und der daraus resultierenden kleinen Narbe wurde ich von meiner Mutter und Tante Sanni stets zur Vorsicht ermahnt. Ja, ich war schon ein recht ängst-

licher Junge. Ich tobte nicht so gerne, sondern hörte lieber Radio und sang dabei viele Schlager- und Operettenlieder mit. Tante Sanni erzählte mir bei diesen Gelegenheiten viel von der Musikalität ihrer Mutter Johanna Rauen und ihren Auftritten als „Dramatischer Sopran“ im Trierer Theater.

Später erfuhr ich auch, dass Oma Rauen, geborene Herrschler, mit berühmten Musikern wie Heinz Tietjen, dem späteren Intendanten und Dirigenten der Berliner Staatsoper, und dessen Frau, einer großartigen Altistin, befreundet war. Ihr Mann war im Ersten Weltkrieg kurz vor der Geburt meiner Mutter gefallen. Die Nachricht kam drei Tage vor ihrer Niederkunft. Durch diesen großen Schock wurde sie psychisch krank, musste nach Andernach in eine psychiatrische Betreuung und konnte monatelang ihren geliebten Beruf nicht mehr ausüben. Auch fehlte ihr das Geld aus der Nebenbeschäftigung bei einer Getreidefirma, wo sie die Lagerung und den Verkauf überwachte. In dieser schweren Zeit wurden die anderen drei Kinder (meine Mutter war als Säugling mit in der Nervenheilanstalt) notdürftig von Nachbarn und Verwandten versorgt. Im Großen und Ganzen waren die Kinder aber in dieser harten Zeit auf sich allein gestellt. Tante Sanni war damals mit elf Jahren die Älteste der drei Kinder. Sie hatte schon früh Verantwortung zu tragen, was sie für ihr ganzes Leben prägen sollte.

Aber zurück ins Jahr 1945: Der Winter ließ nicht lange auf sich warten. Anfang Dezember fielen die ersten Schneeflocken. Ich schaute stundenlang diesem stillen Treiben der tanzenden Flocken zu, die ans Fenster sprangen und sofort wieder verlöschten, und erfreute mich am Schnee, der langsam den Boden draußen bedeckte. Bald würde es so viel werden, dass wir Kinder mit dem Schlitten fahren konnten! Es war für mich die schönste Jahreszeit – und die Musik aus dem Radio war so feierlich! Morgen sollte der Nikolaus zu uns ins Haus kommen, aber auch der schwarze Hansmuff, viele nannten ihn auch den Beelzebub, der die bösen Kinder in seinen Sack steckte.

Der Nikolaus war ja der Gute und hatte auch einen Sack

dabei, aber mit Geschenken für die artigen und lieben Kinder. Hmm, wozu gehörte ich wohl? Ein Bettnässer, ein ewig Verträumter, aber nicht so wild und ungehorsam wie die meisten Kinder, die ich kannte. Wenn ich mal nicht aufs Wort hörte, so lag das nicht am Ungehorsam, sondern an fehlender Konzentration aufs Wesentliche, was mir auch später immer wieder Probleme bereiten sollte. Ich war einfach in Gedanken und träumte vor mich hin. Ich konnte mich auch stundenlang allein beschäftigen, erfand Geschichten und spielte sie mit irgendwelchem Spielzeug nach. Manchmal waren auch Kinder dabei, die das spannend fanden. Ich entwickelte mich immer mehr zum Unterhalter. Ich wollte dadurch auch im Mittelpunkt stehen, schon von klein an.

Heute nun war mein erster bewusster Nikolaustag! Ich wurde schon in den frühesten Morgenstunden wach und das große Doppelbett blieb auf meiner Seite trocken. Hurra, der Tag hatte gut begonnen, der Nikolaus konnte kommen! Auch war ich äußerst lieb an diesem Tag. Ich hörte aufs Wort, hielt meine Gedanken zusammen und sang den halben Tag vorweihnachtliche Lieder. Am späten Nachmittag waren plötzlich eine Menge Kinder vor den Haustüren, die hin- und herliefen. Man merkte ihnen die Spannung an, die innere Unruhe, die Angst vor Hansmuff, aber auch die Vorfreude auf die nächsten Stunden. Schließlich waren wir Kinder durch die Wirren des Krieges und die Armut, die in den meisten Familien herrschte, nicht gerade verwöhnt, was Spielzeug und kleinere Geschenke betraf. An solchen festlichen Tagen konnten doch viele Kinder auf Süßigkeiten und ein bisschen Spielzeug hoffen.

So langsam ging es auf 17.00 Uhr zu und in unserer Nikolausstraße wurde es immer lebhafter. Kinder rannten und schrien durcheinander, meine Mutter zog mich an der Hand wieder ins Haus zurück. Ich konnte aber aus dem Fenster beobachten, dass ein dunkelrot gekleideter Mann mit langem Mantel und rotem Hut, langem weißen Bart und einem leicht gefüllten Sack in ein Haus auf der anderen Straßenseite ging. Und was

war das? Warum liefen jetzt die Kinder auf unser Wohnhaus zu? Au ja, da kroch auf allen Vieren ein schwarzer Kerl mit langer, roter Zunge und tierischen Lauten hopsend den Kindern nach. Er hatte eine große Rute und schlug damit wild um sich. Auch rasselte er mit schweren Ketten, die er um seinen Hals und die Handgelenke umschlungen trug.

„Mama“, rief ich, „kommt dieser Schwarze auch zu uns?“ „Sei nur artig, der stopft nur die frechen Kinder in den Sack“, beruhigte mich meine Mutter. „Na“, dachte ich, „da müsste er ja auch den frechen Peter von gegenüber in seinen Sack stecken, dann hätten viele Kinder Ruhe vor dessen Prügelattacken.“ Vor diesem Peter hatten viele Kinder aus der Nachbarschaft Angst, weil er gleich mit Schlägen drohte, wenn ihm was nicht passte. Schon im Kindergarten, den ich seit drei Monaten besuchte, war es der Schwester Bernhardine aufgefallen. Oft musste er sich für seine Ungezogenheiten in die Ecke stellen und durfte nicht mitbasteln oder spielen. Schwester Bernarda, wie wir sie nannten, war eine rundliche ältere Frau und sehr mütterlich im Umgang mit uns Kindern. Morgens nach neun Uhr und mittags um Punkt zwölf bimmelte von Herz-Jesu die Betglocke und Schwester Bernarda betete mit uns oder sie las aus der Bibel vor. Meist brauchten wir nur zuzuhören und gemeinsam am Schluss das AMEN sagen. Ich ging gerne in den Kindergarten, besonders jetzt in der Vorweihnachtszeit, weil wir viele Adventslieder sangen. Sonntags ging ich auch gerne in die Kirche, sie war gleich um die Ecke und Tante Sanni und meine Mutter wechselten sich mit dem Kirchgang ab, weil eine von beiden ja bei meiner kleinen Schwester Gabi bleiben musste, um sie zu versorgen.

Aber jetzt war ja Nikolausabend und es wurde inzwischen wieder ruhig auf unserer Straße. Für mich war es fast beängstigend ruhig. Doch plötzlich, wie aus heiterem Himmel, klopfte es wie wild an unserer Haustür und ich hörte die Ketten rasseln. „Tante Sanni, lass den nicht rein, ich habe Angst!“ Ich zitterte am ganzen Körper und wollte schon ins Schlafzimmer verschwinden, wo meine Schwester schlief. Es stellte sich jedoch heraus,

dass nicht der Nikolaus mit seinem gefürchteten Beelzebub vor unserer Tür stand, sondern die Familie Seifert von gegenüber mit ihren zwei hübschen Töchtern. Offenbar war der Nikolaus auf die erste Etage zu Maiers mit den vielen Kindern gegangen. „Auweia, Onkel Seifert!“, wimmerte ich. „Die armen Kinder, die haben bestimmt viel Angst!“ „Ach, Junge, du bist doch immer brav, genau wie meine zwei Mädels! Euch kann nix passieren, höchstens, dass ihr viele Süßigkeiten und vielleicht auch einige Spielsachen bekommt!“ Ich beobachtete seine Frau, die ihm von unserer leicht verschlissenen Wohnzimmercouch einen strafenden Blick zuwarf. „Ob er was wusste oder nur geflunkert hatte?“, dachte ich, während ich mich auf den Schoß meiner Mutter geflüchtet hatte.

Ich sollte die Antwort schneller bekommen, als mir lieb war, denn plötzlich klopfte und polterte es an unserer Tür. Tante Sanni ging hin und begrüßte den „heiligen Mann“. Dem Beelzebub warf sie einen strengen Blick zu mit den Worten: „Nu mach mal nicht so viel Wind, Kleiner, und bleib schön ruhig!“ Wow, das hatte gesessen. Der Beelzebub legte die Ketten ab und kauerte fortan ruhig in einer Ecke des Raums. Der war wohl beleidigt, der Böse! Ich hatte auch plötzlich keine Angst mehr vor dem Typ, denn der Sack, den er um die Schultern hatte, war noch leer – und wenn er so doof war und den frechen Peter von gegenüber nicht einsackte, konnte mit dem vermeintlichen Teufel alias Beelzebub nicht allzu viel los sein! Der hatte wohl doch keine Ahnung von Gut und Böse. Ich fixierte ihn so unauffällig wie möglich und stellte fest, dass er offenkundig verkleidet war, die lange rote Zunge war nämlich aus Stoff und die Ohren auch.

Hmmm, während der Nikolaus zuerst zu den beiden Mädchen sprach und sie lobte, hatte ich Zeit, mir die beiden genau anzusehen. Bei dem heiligen Mann fiel mir schon als Fünfjähriger auf, dass der lange Bart aus Watte war. Wenn er keinen Bart hatte, gut! Aber sich aus Watte einen Bart anzukleben, kam mir schon seltsam vor. Sollte der freche Peter von gegenüber doch recht haben, als er gestern lachend im Kindergarten tönte, es

gäbe doch gar keinen richtigen Nikolaus! Schwester Bernarda war entsetzt und beorderte den frechen Peter sofort in die Ecke, wo er eine Stunde nicht mehr sprechen durfte. Eine weitere Stellungnahme zu dieser ungeheuerlichen Behauptung von Peter kam nicht mehr über ihre Lippen. Aber sie war verärgert, das konnte man an ihrem zusammengekniffenen Mund erkennen.

Ich wurde aus meinen Überlegungen jäh herausgerissen, als ich meinen Namen hörte. Der liebe Nikolaus rief mich zu sich. Begleitet wurde ich dabei – trotz Tante Sannis Verbot – von dem Kettengerassel des Schwarzen. Ich zuckte zusammen und machte wohl einen ziemlich weinerlichen Eindruck auf den heiligen Mann. Er streichelte mir nämlich beruhigend über den Kopf und meinte, dass ich doch ein sehr folgsamer Junge wäre, der gar keine Angst haben müsse. Nur solle ich versuchen, nicht immer träumend abwesend zu sein, sondern mich aufs Wesentliche konzentrieren, damit ich später in der Schule gute Zeugnisse heimbringen würde. Ich sagte noch ein Gedicht auf und der Nikolaus gab mir eine Tafel Schokolade und einen kleinen Papp-teller mit Plätzchen, Schokokügelchen und zwei Äpfeln drauf. Dann hielt er mir ein kleines Schächtelchen hin. Ich schrie sofort beglückt auf, denn beim Öffnen sah ich eine wunderschöne Mundharmonika, mein allererstes Instrument!

Wir sangen anschließend noch alle „Nik’laus ist ein guter Mann“ und der heilige Mann verabschiedete sich in Reimform von uns und nahm zum Glück auch den schwarzen Beelzebub mit. Jedes der beiden Mädchen hatte eine kleine Babypuppe und einen eingepackten Gebäckeller vom Nikolaus bekommen. Die Erwachsenen tranken Dosenbier, die Herr Seifert von den Amerikanern besorgt hatte. Er hatte Beziehungen, weil er als Dolmetscher mit englischen Sprachkenntnissen bei den Amis arbeitete, und er brachte auch öfters Limonade und Cola für uns Kinder mit. Papa Seifert passte auch zwischendurch auf, dass wir nicht zu weit entfernt von Zuhause spielten, denn es war schon vorgekommen, dass größere Kinder in den Trümmern einzelner zerstörter Häuser mit scharfen Handgranaten herum-

hantierten. Meine Mutter warnte uns Kinder fast jeden Tag, da in einer anderen Straße eine Mine explodiert war und ein Kind getötet hatte. Auch in Kindergärten und Schulen wurde immer wieder auf diese Gefahren hingewiesen.

Wir Kinder fuhren mit unseren Schlitten oder ähnlichen selbst gebastelten Konstruktionen auf jede Anhöhe in der Nähe und rodelten stundenlang vergnügt im Schnee oder machten Schneeballschlachten. Leider hielt der Schnee in den Straßen meist nicht lange und war schnell weggetaut.

Meine Mutter und Tante Sanni gingen mit uns nach Heiligkreuz zum Schlittenfahren, sobald genug Schnee gefallen war. Da waren große Hügel und Berge, die zum Schlittenfahren ideal waren. Da konnte man im Schnee toben, ohne auf Autos oder Militärfahrzeuge aufpassen zu müssen. Wir gingen dann auch öfters zu Oma und Opa Schmidt zum Essen. Die hatten ja noch gute Konserven mit Fleisch- und Wurstwaren aus eigener Schlachtung. Opa Peter, genannt Chinesenpitt, war allerdings äußerst sparsam, wenn nicht geizig. Er hatte einige lagerfeste Lebensmittel, Einmachgläser und Konserven im Haus versteckt, hielt dies aber weitgehend geheim, um sie ja nicht mit anderen teilen zu müssen.

Es war mal wieder an einem stark verschneiten Nachmittag im Februar 1946, als wir auf die Bitte meiner Mutter hin meinen sechsten Geburtstag bei Oma und Opa Schmidt nachfeierten. An diesem Tag ging es auch um meine baldige Einschulung in Heiligkreuz. Im April wäre es so weit und Opa meinte, dass es nun auch so langsam Zeit für meine Mutter und ihre Kinder sei, sich von der Fürsorge ihrer Schwester Sanni abzunabeln und in die Familie des Mannes und Vaters zurückzukehren. Meiner Mutter war das Gespräch nicht recht und mir auch nicht. Tante Sanni war für uns alle immer eine große Stütze gewesen. Doch in den nächsten Monaten mussten wir uns mit dem Gedanken anfreunden, von Tante Sanni und unserer engen, aber lieb gewordenen Wohnung Abschied zu nehmen.

Im Elternhaus meines Vaters

Es war ein tränenreicher Abschied von den anderen Bewohnern des Hauses Nikolausstraße 20 und den Nachbarhäusern. Wir waren in den letzten Kriegsjahren und kurz nach dem Krieg enger zusammengerückt, hatten uns mit Lebensmitteln ausgeteilt und immer viel miteinander gesprochen. Meine Tante Sanni half Onkel Josef, einem Bruder meines Vaters, beim Aufladen der Kleiderkisten und Mamas Bett sowie kleineren Möbelteilen. Tante Sanni, meine Mutter, Gabi und ich quetschten uns ins Führerhaus des alten Opel-Holzvergaser-Lastwagens. Ich konnte es kaum erwarten, dass Onkel Josef den Lastwagen anmachte und wir Richtung Heiligkreuz losfuhr. Ich durfte neben dem Onkel sitzen und seine Fahrkünste mit dem Oldtimer bestaunen. Im Heiligkreuzer Berg dachte ich, wir müssten aussteigen, so sehr brummte die Kiste nach mehrmaligem Herunterschalten der Gänge. Aber es ging gut und Tante Sanni machte ein paar derbe Witze, bis wir endlich vor dem Elternhaus meines Vaters in der Rotbachstraße 32 hielten. Opa Peter kam uns entgegen, grüßte freundlich und nahm mich auf den Arm.

Nun waren wir in unserem neuen Zuhause, das wir mit den Großeltern Schmidt teilten. Wir bekamen die große Küche unten mit dem großen Küchenschrank, dem alten Herd (Küppersbusch), einem Tisch und vier Stühlen. Es befand sich sogar noch etwas Porzellan und Essgeschirr im Schrank. Von der Küche konnte man direkt ins kleine Wohnzimmer gehen. Da standen eine Zweier-Couch und ein kleiner vom Holzwurm angefressener Couchtisch. Tante Sanni meinte: „Der wird wohl als Erstes ersetzt!“ Ein größerer Sessel stand neben einem kleinen Zimmerofen fast am Eingang, sodass die Türe offen stehen musste. Aber es sah irgendwie gemütlich aus. Zurück durch die Küche und im Hausgang nach links befand sich die kleine Spülküche mit großem, emailliertem Spülbecken und darüber hing in der rechten Ecke ein kleines Vorratsschränkchen. Dort wur-

den haltbare Lebensmittel wie Dosenmilch, Margarine, Marmelade, Eingemachtes, Vorratsgewürze etc. deponiert. Der Boden hatte eine große Kellerklappe aus Holz, darunter befand sich ein kleiner Gewölbekeller. Auf den ersten großen und tiefen Treppen aus Stein wurden Lebensmittel abgestellt, die besser gekühlt werden mussten, damit sie sich ein paar Tage länger hielten und noch verzehrt werden konnten. Im Erdbereich lagerten Kartoffeln. Es stank dort oft nach faulen Erdäpfeln oder vergorenem Sauerkraut.

Am Einzugstag, Mitte März, es war frühlingshaft warm, spielten Kinder in dem Gässchen, das seitwärts unserer Wohnung zu größeren Gärten führte. Ich hätte gerne sofort mit den Kindern gespielt, aber meine Mutter ließ mich nicht, weil sie sich zuerst einen Überblick über die Nachbarn verschaffen wollte. Nachdem wir gegessen hatten, zeigte uns Oma unsere Schlafzimmer. Dazu mussten wir zwei Treppen höher gehen. Die größere, schönere Treppe mit massivem Holz und Handlauf führte zu einem kleinen Gang mit einer größeren Küche, die über unserer lag und passend eingerichtet war. Auf der anderen Seite des kleinen Flurs war das große Doppelschlafzimmer der Großeltern. „Aha“, dachte ich, „die schöneren und größeren zwei Zimmer hatten Oma und Opa.“ Aber es war ja auch ihr Haus! Und dann ging es mit einer schmälere Holzterrasse hoch in den Speicher. Hier waren zwei Mansarden vom übrigen Dachboden abgetrennt und für damalige Verhältnisse einigermaßen ausgebaut. Die Eingangstür war ein primitiver Holzverschlag mit Querbrett, wie wir es von Tante Sannis Kellertür im Hof her kannten. Sanni und meine Mutter rümpften etwas die Nase, als sie den Eingang betrachteten. Das erste Zimmer war etwas größer, es passten zwei Betten nebeneinander. Das war das Elternschlafzimmer. Mit einem Türrahmen ohne Zwischentür getrennt, war das kleinere Kinderzimmer für Gabi und mich vorgesehen: zwei Betten gegenüber, eins sah nach einer umgebauten alten Couch aus, das andere war ein Kinderbett mit hochklappbarem Gitter.

Der Rest des Speichers wurde zum Wäschetrocknen im Winter benutzt und war mit Wäscheleinen längsseitig versehen. Es hing keine Wäsche dran, aber Oma hatte Zusatzseile mit Trockenobst befestigt. So, jetzt hatten wir alle Räume besichtigt, aber fehlte da nicht noch etwas? „Sag mal, Oma“, fragte ich, „wo ist denn hier die gemeinsame Toilette im Haus?“ „Na, Horstchen was glaubst du wohl, wo die sich befindet?“ „schmunzelte Oma Hanna. Ich brauchte nicht lange zu überlegen, denn Tante Sanni antwortete sogleich: „Jungchen, hier gibt’s nur einen gemeinsamen Donnerbalken und der steht im Hinterhof, wie üblich in einem Dorf!“ „Oh Gott“, dachte ich. Von einem „Donnerbalken“ hatte ich noch nie was gehört. Das hörte sich gefährlich an! Später durfte ich mit Mama einen Blick in das Häuschen werfen, bevor sie sich auf dieses Loch auf dem breiten Holzsitz setzte und von innen einen Riegel vorschob.

Opa Waldi und Erna aus Düngeheim hatten auch so ein Klo-Häuschen im Hof, aber „Donnerbalken“ hatte dazu niemand gesagt! Ich wartete vor dem Holzverschlag auf meine Mutter, die kurz darauf auch die Tür öffnete und ihre Kleider zurechtrückte. Mit einem Seitenblick auf das Pissoir in der Mauernische und dem halb entsetzten, unterdrückten Ruf „Oh mein Gott!“ nahm sie mich bei der Hand und wir gingen wieder ins Haus. „Mama, was war das für ein Spülbecken neben der Klotüre, das hat ja schlimm gestunken?“ „Horstchen, das erfährst du früh genug“, beschwichtigte mich meine Mutter.

Wir gingen zu meiner Oma rauf in die Küche, wo Opa und Tante Sanni rauchten, Opa die Pfeife und Tante Sanni Africaine-Zigaretten. Sie qualmten die Bude voll und Oma machte das Fenster auf mit einem kleinen Jubelschrei: „Hans und Käthchen sind vorgefahren!“ „Hm“, machte Tante Sanni, „die Reichen der Familie lassen sich auch mal blicken.“ Oma stürzte fast die Treppe runter und lief ihnen entgegen. Dann kamen sie die Treppe rauf, beide sehr gewichtig, Onkel Hans hatte noch einen kleinen Zigarrenstumpf im Mund und blies uns eine Rauchschwade ins Gesicht. Meine Mutter und ich mussten sofort husten. Mama

holte noch zwei Stühle aus unserer Küche hoch, damit Onkel und Tante Platz hatten. Die Unterhaltung über die Kriegstage und die allgemeine Armut war das Hauptthema bis zum Abend. Tante Sanni sollte noch einen Tag bei uns bleiben, weil noch verschiedene Papiere von der französischen Behörde für meine Schuleingliederung benötigt wurden. Meine Mutter musste uns außerdem noch bei der Polizeibehörde mit dem neuen Wohnsitz anmelden.

Am nächsten Tag gab es ein sehr karges Frühstück, kein Kakao, keine Milch, nur Kathreiner-Malzkaffee, ein fürchterliches Getränk! Jetzt, wo wir für uns alleine sorgen mussten, wurden die Nahrungsvorräte knapper und das Essen schmeckte nicht mehr so gut. Tante Sanni ging noch schnell ins Nachbargeschäft, um einige Lebensmittel zu besorgen. Sie hatte während der letzten Kriegstage auf dem Schwarzmarkt ihren Schmuck samt Ehering veräußert und gab meiner Mama nochmals ein paar Mark, um das Nötigste kaufen zu können. Von anderen Müttern hörten wir, dass sie zu den Bauern in Heiligkreuz und Olewig betteln gingen und immer ihre jüngsten Kinder dabei hatten, um auf diese Weise Mitleid zu erwecken. Um Butter, Brot oder Kartoffeln zu bekommen, mussten manche den halben Rosenkranz vor den Bauern beten, das waren im Volksmund die „knaschtigen Saubauern“.

Meine Mutter aber war zu stolz, um mit uns betteln zu gehen. Lieber hatten wir nichts zu essen oder aßen schon morgens Bratkartoffeln. Manchmal bekamen wir von Oma ein paar Eier von den 20 Hühnern aus eigenem Stall. Schweine und anderes Vieh hatten sie nicht mehr. Das hatte Opa Peter in den letzten Kriegstagen an Großbauern der Region verkauft oder von Metzgern schlachten und zu Wurstkonserven verarbeiten lassen. Aber anscheinend gingen diese Vorräte nun langsam zu Ende, denn Opa gab uns nur noch ab und zu mal eine Konserve mit Blut- und Leberwurst. Einmal klaute Oma für uns aus dem abgeschlossenen Vorratsraum ein paar Dosen Schwartenmagen, die meine Mutter wie einen Schatz hinter dem Porzellan in un-

serem Küchenschrank versteckte, damit sie niemand entdecken konnte. So vergingen die Tage und Wochen bis zu meinem ersten Schultag im April 1946.

Einschulung und Hungerjahre

Der erste Schultag war unheimlich aufregend für mich. Ich wurde schon morgens um fünf Uhr wach und merkte, dass ich wieder einmal ins Bett gemacht hatte. „Oh Gott, wie soll ich in den nächsten zwei Stunden das Bettzeug und die Strohmattatze trocken kriegen?“ Gabi schlief noch fest und ich machte ganz leise, um sie nicht aufzuwecken, denn sie schrie immer kurz, wenn sie wach wurde. Ich drehte die Strohmattatze um und das Bettzeug schob ich nach hinten über das Fußteil des Bettes. Dann zog ich meine Schlafanzughose aus und ging auf den Nachttopf, um nochmals zu pinkeln, die Blase war aber leer, es kam nix, obwohl ich es noch eine Weile versuchte.

Ich hatte Angst, dass meine Mutter wieder mit mir schimpfte oder mich, wie manchmal, auch ohrfeigte. Tante Sanni war nicht mehr da, von ihr konnte ich keinen Trost erwarten. Ich lag ohne Hose da und nahm das Bettlaken, das nass war, unter meinen heißen Hintern und wollte es so trocknen. Punkt sieben Uhr rappelte der große Wecker bei meiner Mutter. Ich war bereits wach und Gabi schrie mal wieder so laut sie konnte. Ich nahm schnell das übrige Bettzeug, deckte mich zu und stellte mich noch schlafend. Mutter kam und ging direkt zu Gabi, nahm sie aus dem Bett und weckte mich sanft mit den Worten: „Heute geht dein Brüderchen Horst zum ersten Mal in die Schule. Komm steh auf, Schatz, ist dein Bett trocken geblieben?“ „Ja, Mama“, log ich, „ich freue mich, endlich zur Schule zu gehen.“ Meine Mutter ging mit Gabi auf dem Arm die Treppen runter zur Küche, ich fühlte noch einmal das Bettzeug, es war trocken, obgleich markante Urinflecken in der Mitte bei Laken und Plümo ersichtlich waren.

Ich ging schnell runter zur Küche und setzte mich an den Frühstückstisch. Ich aß zwei Scheiben Brot mit Margarine und etwas Erdbeermarmelade. Die Brote waren immer dünn geschmiert, man musste sich einteilen, damit es für längere Zeit

reichte. Meine Mutter machte mir noch ein Pausenbrot mit Margarine und Zucker drauf. Eine kleine Schultüte mit einem Riegel Blockschokolade, Karamell-Bonbons, zwei Äpfeln und einer Birne und ein abgeschabter alter Ranzen, den laut Oma mein Vater schon als Kind während seiner ersten Schuljahre getragen hatte, waren die ersten Utensilien, an die ich mich noch heute erinnere. Meine Mutter schnallte mir den Ranzen auf dem Rücken fest, sie selbst trug meine kleine Schultüte und hielt noch ein paar Fragebögen in der Hand. Gabi blieb bei Tante Sanni, die schon kurz nach unserem Frühstück eintraf. Ich war ganz schön aufgeregt, als die Namen im Flur des Heiligkreuzer Schulgebäudes vorgelesen wurden.

Bei den meisten Kindern waren beide Eltern anwesend, also Vater und Mutter. Es fehlten nur einige, die wie mein Vater noch in Kriegsgefangenschaft waren oder von ihren Arbeitgebern keinen freien Tag bekamen. Die meisten Eltern riefen bei der Ansage des Rektors der Schule „Ja, hier!“, nur vereinzelt antworteten Kinder wie ich „Hier bin ich!“, worauf stets ein kleines Gelächter erklang. Nach der Einführung ging es in die Klassenräume. Gleich links im Erdgeschoss war das Klassenzimmer der Schulanfänger. Wir waren 15 Jungen und 25 Mädchen in der 1. Klasse. Die stämmige, aber nette Fräulein Lehrerin stellte sich vor: „Liebe Eltern, liebe Kinder, ich bin die Lehrerin der Erstklässler und mein Name ist Margarete Fey. Also liebe Kinder, ich bin das Fräulein Fey!“ Einige Eltern klatschten und viele Kinder auch. Nach einer kurzen Ansprache über die zeitliche Organisation und Lernmethode der ersten Schultage verabschiedete sie die Eltern und sammelte einige mitgebrachte Fragebögen ein. Wie sich später herausstellte, waren das Fragen zur finanziellen Situation einzelner Familien, ob eine zusätzliche Schulspeisung (Schweizer-Spende) kostenlos in der großen Pause erfolgte oder die Eltern etwas dafür zuzahlen mussten.

Nachdem die Eltern gegangen waren, fragte uns die Lehrerin: „Sagt mal, Kinder, was für Lieder habt ihr denn so drauf, vielleicht aus dem Kindergarten oder von zu Hause mit der

Mutter gelernt?“ Ich meldete mich und sagte fünf Volkslieder an. Die Lehrerin nickte erstaunt und meinte: „Du singst wohl gerne?“ „Ja, sehr gerne, Fräulein Lehrerin!“ „Fein“, sagte sie und wandte sich den anderen Kindern zu: „Was singt ihr denn gerne?“ Die meisten Mädels waren eifriger mit ihren Vorschlägen als die Jungs, bis die Lehrerin feststellte: „Also singen wir alle zusammen ‚Alle Vögel sind schon da‘, das passt auch schön zur Frühlingszeit!“ „Jaaaaa“, riefen wir und Fräulein Fey gab den Ton an, den einige aber grausam falsch übernahmen. Wenn wir zu Hause sangen, hatte meine Mutter meistens die erste Stimme (Sopran) und Tante Sanni die zweite Stimme (Alt) übernommen. Ich sang oft bei beiden mit. Nach dem gemeinsamen Lied lachten einige lauthals, ich hielt mich zurück und schüttelte nur leicht den Kopf bei so viel Unstimmigkeit. Fräulein Fey bemerkte dies und lächelte mir zu. Ich glaube, von der ersten Stunde an hatte ich bei dieser musischen Frau einen „Stein im Brett“!

Nach dem mehrstimmigen Gesang sollten wir unseren Ranzen auspacken und die Tafel samt Schwämmchen auf den Schulbanktisch ablegen. Die Schiefertafelgriffel lagen akkurat daneben. Dann trat die Lehrerin vor die große Schultafel und malte ein „O“. Sie fragte in die Klasse, wer diesen Buchstaben schon kenne. Einer meiner Klassen- kameraden rief „ein Ei“, ein anderer „ein Kreis“, „ein Ring“! Die Lehrerin sah mich an und meinte: „Na, Horst, was meinst du?“ Ich wusste es, denn ich war von klein auf wissbegierig und hatte immer wieder Tante Sanni und meine Mutter damit genervt, mir Lesen beizubringen. Die Großbuchstaben konnte ich, somit auch das Alphabet. Ich antwortete auf die Frage: „Sie malten ein O!“ „Richtig, Horst“, erwiderte sie. „Liebe Kinder, jetzt malt bitte, so gut ihr es könnt, ein O auf eure Schultafel. Aber passt auf, dass ihr nicht über den Rand der zweiten Linie schreibt!“

Wir kritzelten, so ungenau wie wir waren, ein paar Os auf unser Schiefertäfelchen. Die Lehrerin fragte uns Kinder noch nach den Eltern und Großeltern und, ob der Vater nach dem Kriege schon wieder in die Familie heimgekehrt sei. Fräulein

Fey redete mit uns Kindern in verständlicher Form über den Unsinn des Krieges. Irgendwann klingelte die Pausenuhr, wir versammelten uns im Schulflur und die Lehrpersonen lasen die Namen derjenigen Kinder vor, die – wie ich – kostenlos eine „Schweizer Spende“ in Empfang nehmen durften. Das Essen roch gut, wurde in Papptellern serviert und jeder bekam einen Becher Sprudel dazu. Danach war die Schule aus und wir durften nach Hause gehen.

Viele Mütter, auch einzelne Großeltern, holten die Kinder in der Schule ab. Meine Mutter kam mir entgegen, ich hatte ja nur drei Minuten nach Hause. Der erste Schultag war früh zu Ende und ich hatte schon zu Mittag gegessen. Ich wollte direkt draußen mit einigen Kindern spielen, als meine Mutter streng befahl: „Zuerst die Aufgaben und dann das Vergnügen!“ Oma hatte das mitgehört und meinte: „Der Junge wird noch früh genug den Ernst des Lebens kennenlernen, lass ihn doch raus spielen gehen, Else!“ „Nein, Oma, misch dich nicht in meine Erziehung ein, der ist schon verwöhnt genug!“

Ich ging an meiner Mutter vorbei direkt zu Oma hoch und holte später meine Tafel und kritzelte sie voll Os. Aus Wut malte ich noch die Zeitungsränder der Tageszeitung voll! Später warf meine Mutter einen Blick darauf und ich musste eine stattliche Anzahl der Buchstaben auswischen und schöner schreiben. Danach durfte ich endlich raus spielen gehen. Fußball durfte ich allerdings nicht spielen, da ich von einer Nachbarin von Tante Sanni ein Paar fast neue Schuhe geschenkt bekommen hatte, die ihrem Sohn nicht mehr passten. Meine Oma versprach mir, Schuhe zu kaufen, mit denen ich auch Fußball spielen durfte. So spielte ich halt mit den Kindern Nachlaufen oder Verstecken.

Unweit von unserer Wohnung war der Kuhgraben, eine schön gelegene große Wiese mit Hügeln links und rechts. Es war unser Sportplatz, auf dem die älteren Jungs jede freie Minute Fußball spielten. Ich schaute ihnen noch eine Zeit lang zu, bis die ersten Rufe einzelner Mütter erfolgten, damit ihre Kinder vor Anbruch der Dunkelheit nach Hause kamen. Das war auch

für mich das Zeichen heimzugehen. Meine Mutter kam mir schon mit Gabi an der Hand entgegen und wir gingen ins Haus, um Abendbrot zu essen.

In diesen Tagen lernte ich einen gleichaltrigen Jungen namens Josef, genannt Jupp, kennen. Jupp wurde mein allerbestener Freund. Wir hielten zusammen wie Pech und Schwefel – von der Kindheit bis ins Erwachsenenalter hinein. Wir spielten täglich miteinander. Manchmal waren Jupp und ich aber auch älteren Nachbarn behilflich, Kohlen oder Kartoffeln aus dem Keller zu holen. Dafür bekamen wir einen Apfel, Bonbons oder sogar zwei Rippchen Schokolade. Ich war meist der Antreiber für solche Dienste. Wir klingelten oder klopfen an der Haustür bei alten Leuten und fragten, ob wir für sie einkaufen könnten oder ob sie sonstige kleine Aufgaben für uns hätten. Die meisten von ihnen waren allerdings selbst so arm wie wir und hatten nur das Allernötigste.

Daher suchten wir auch nach anderen Einnahmequellen. So ging ich schon früh auf Zigarettenkippenjagd. Die Amis und auch die französischen Soldaten warfen fast halbe Zigaretten weg, wenn sie mit ihren Militärfahrzeugen durch unsere Hauptstraße fuhren. Ich hob sie dann meist mit der Hand auf. Aber wenn Leute auf der Straße waren oder die Bauern mit Kühen, Ochsen oder Pferdefuhrwagen unterwegs waren, sollten sie nicht sehen, dass wir Kinder Kippen sammelten. Also machte ich mir aus einem abgebrochenen Zweig einen Stock, klopfte unten einen Nagel rein und pitschte mit Opas Zange den Nagelkopf ab, sodass eine Spitze entstand. Mit diesem Spezial-Stock war es nicht nur unauffälliger, sondern auch vornehmer, sich der Kippen zu bemächtigen.

Manchmal sammelte ich 50-100 Gramm Tabak an einem Nachmittag, meistens von Gitanes-, Gaulois- und Pall Mall-Zigaretten, selten waren Africaine, Maryland oder andere Marken dabei. Die deutschen Männer und Frauen rauchten sie so klein, dass sie sich fast die Lippen verbrannten, ähnlich wie Tante Sanni. Nach dem Sammeln bröselte ich die Kippen auf

und füllte den Tabak in eine alte, zerbeulte Tabakdose von Opa. Tante Sanni kaufte mir auch mal so eine Tabaksendung mit gemischtem Tabak für ein paar Pfennige ab, allerdings nur einmal. Meine Mutter schimpfte danach heftig mit ihr: „So eine Sauerei, sich aus Tabakresten von Leuten, die vielleicht allerlei Krankheiten hatten und an ihren Stummeln leckten, neue Zigaretten zu drehen! Pfui, Sanni!“ Sie verbot mir fortan das Sammeln von Zigarrettenstummeln. Inzwischen hatte ich aber meine Stammkundschaft und wollte als Siebenjähriger auf diesen kleinen Nebenverdienst auch nicht mehr verzichten. Ich machte es dann heimlich etwas weiter weg vom Haus meiner Großeltern.

Oma saß oft an ihrem Küchenfenster und klopfte mir freundlich zu. Sie hielt mir auch oft die Prügel ab, ob ich sie verdient hatte oder nicht. Bei ihr suchte ich Schutz und fand ihn. Auch bekam ich öfters mal eine doppelte Scheibe Brot geschmiert mit Leberwurst aus ihren Restbeständen an Eingemachtem. Sie hatten nicht mehr viele Konserven. Auch die Kartoffelbestände gingen immer mehr zurück. Obst gab es so gut wie gar nicht mehr. Vielleicht noch bei Oma als Trockenobst in Wasser etwas aufgeweicht zum Nachtisch.

Wir größeren Nachbarskinder hoben oft weggeschmissene Apfelreste der Besatzungssoldaten auf und wuschen diese Reststücke heimlich unter dem Wasserhahn, bevor wir sie mit Genuss aßen. Diese Nachkriegszeit war für uns Kinder und unsere Mütter schlimm, denn es ging uns wirklich schlecht. Dagegen war die Evakuierung eine goldene Zeit ohne Hunger oder schlimme Krankheiten. Einige Kinder aus unserem Dorf litten nun unter Tuberkulose oder Cholera. Läuse und Krätze wurden schnell übertragen. Gabi und ich hatten wirklich Glück, weil wir nur Läuse und Flöhe mit nach Hause brachten. Einige Kinder wurden, wenn noch Plätze frei waren, ins Landschulheim und in die Kur an die Nordsee zur Erholung geschickt. Wir Kinder beneideten diese noch ärmeren, kranken Kinder wegen dem besseren Essen und dem Meer. Wir selbst hatten ja noch nie ein größeres Gewässer gesehen, nur den nahe gelegenen Mattheiser

Weiher und die 5 km entfernte Mosel, wo die größeren Kinder im Sommer schwammen.

Verschiedene große Jungs schafften es bis ans andere Ufer. Tante Sanni nahm mich mal mit dorthin zu einem gemütlichen Sommernachmittag mit Gabi und meiner Mutter. Wir breiteten im Schatten einer Uferböschung eine Decke aus und freuten uns an den Paddelbooten, die an uns vorbeifuhren. Gabi und ich durften nur an der Hand meiner Mutter kurz mit den Füßen ins Wasser. Ihr paradoxer Standpunkt war: „Der Junge darf erst ins Wasser, wenn er wirklich richtig schwimmen kann!“ So blieb ich wie meine Schwester Gabi während der gesamten Schulzeit „Nichtschwimmer“ und das stand später auch noch auf den Zeugnissen. Ich schämte mich wegen dieser Eintragungen, denn ich war ein guter, wenn auch etwas fauler Schüler, aber in allen Hauptfächern mit einer 1 oder 2 benotet. Im Rechnen schrieben die Klassenlehrer (Kopfrechnen) sogar 1+ über die Benotung. Tatsächlich hatte ich schon mit 8 Jahren eine Rechenformel entdeckt, die in der Schule bei Mitschülern und Lehrpersonen auf Erstaunen stieß. Es handelte sich um den Multiplikator ab 15×15 bis 95×95 . Ich lernte die Ergebnisse nicht auswendig, sondern erklärte den für mich plausiblen Rechenweg mit einem logischen Beweis. Das Kuriose war, dass ein kleiner Junge im Kopf diese Zahlen in Sekunden multiplizieren konnte, schneller als jeder Mathe-Lehrer es schriftlich ausrechnen konnte. Ab der Zahl $35 \text{ hoch } 2$ waren keine sekundenschnellen Resultate außer den meinen zu erwarten. Meine ganze Familie kennt den Trick. Ich brauche ihn hier in dieser Biografie nicht mehr schriftlich zu erklären.

An meinem 8. Geburtstag bekam ich eine Blockflöte aus dem empfindlichen Material Bakelit geschenkt. Ich war so froh, zu meiner kleinen Mundharmonika endlich eine Flöte zu bekommen. Ich konnte auf der Mundharmonika fast alle Schlager der damaligen Zeit und Volkslieder spielen. Auch die Blockflöte machte mir keine Schwierigkeiten. Zum Entsetzen der nahen Verwandten quietschten am Anfang noch einige Töne, weil ich

die Löcher im Instrument nicht alle abdeckte. Das hatte ich aber schnell raus und übte so lange in den Dachkojen, bis ich meiner Familie noch am selben Abend ein paar Liedchen vorspielen konnte.

„Donnerwetter, Else, der Junge ist musikalisch, der schlägt ganz in deine Familie hinein“, meinte mein Patenonkel (Päter). „Horst sollte auch auf deinem Klavier üben können und Unterricht erhalten, sobald die Zeiten besser werden, Käthe!“, meinte auch Oma Schmidt. Tante Käthchen überhörte diese Ansicht der Großmutter gerne, denn für sie, wie für einige der Schmidens, war Musik nur eine unliebsame Geräuschkulisse und die Interpreten bloß „ewig hungerndes Gauklervolk“, weshalb sie die Herrschers/Rauens aus der Familie meiner Mutter nie wirklich verstanden. Ich wusste um diese Einschätzung meiner Verwandten, aber für mich gab es nichts Schöneres als Musik, selbst Fußballspielen war für mich da zweitrangig.

In der Schule kam ich gut mit und ich merkte, dass Fräulein Fey, unsere Klassenlehrerin, mich manchmal bevorzugte und vor der gesamten Klasse für Hausaufgaben lobte. Meine Schulkameraden hänselten mich dadurch öfters oder drohten mir Prügel an. Aber ich hatte glücklicherweise einige Mitschüler, die etwas begriffsstützig waren und einige Lehrfächer nicht so recht beherrschten. Sie waren ein Jahr älter, aber wieder ins dritte Schuljahr zurückversetzt worden und ereiferten sich als meine Bodyguards, die mir die Prügel abhielten. Ich brauchte ihnen nur ab und zu bei den Hausaufgaben zu helfen oder vorzusagen, schon standen meine großen Freunde für mich bei jeder Gelegenheit ein. Ich lud meist zwei der stärksten Schulkameraden zum Spielen nach Hause ein. Meine Mutter konnte einen von ihnen überhaupt nicht leiden, weil die Familie in Heiligkreuz nicht besonders beliebt war.

Meine Lehrerin hatte eine Theater- und Gesangsgruppe gegründet und ich war ihr bester Sänger und Schauspieler. Ich bekam eine Menge Fleißbildchen und beste Noten während dieser vier ersten Schuljahre. In die Schule ging ich gerne, allein schon

wegen der „Schweizer Spende“, den guten Suppen, Brötchen und Puddingschnecken. Manchmal steckte mir Frau Jakobs, die Frau des Hausmeisters, heimlich einen in Pergamentpapier eingewickelten Streusel zu. Den brachte ich dann meiner Mutter mit, die Gabi die Hälfte gab und mir nach dem Essen die andere Hälfte. Sie selbst verzichtete zugunsten ihrer Kinder stets auf solche Luxusteilchen. Sie war eine fürsorgliche, warmherzige Mutter und Tante Sanni war immer unsere absolute Lieblingstante.

Wir wuchsen trotz der schlechten Zeit geborgen und liebevoll umsorgt auf. An Weihnachten hatten wir immer einen Tannenbaum und sangen im kleinen Familienkreis Weihnachtslieder. Wir waren arm, aber immer war ein kleines Geschenk für meine Schwester und mich unterm Weihnachtsbaum. Meine Mutter und Tante Sanni nahmen uns auf den Schoß und wir hörten Musik oder ein Hörspiel aus dem Radio. Manchmal sagte uns meine Mutter: „Kinder, das Christkindchen war dieses Jahr wieder so arm und konnte euch nur kleine Geschenke bringen, aber es hat euch sehr lieb, genau wie Tante Sanni und ich.“ Wenn ich nach den Feiertagen zu meinem besten Freund Jupp nach Hause ging und sah, was der trotz der Nachkriegsjahre an Geschenken bekam, zweifelte ich am Gerechtigkeitsempfinden des Christkinds.

Öfters fragte ich meine Mutter, warum es diese Unterschiede gebe. Als ich etwas älter war, antwortete sie mir: „Weißt du, Horstchen, es gibt keine Gerechtigkeit auf der Welt! Auch das Christkind gibt es nicht, es sind die Eltern und Großeltern, die die Geschenke kaufen. Wenn Familien so arm wie wir sind, können sie ihren Kindern nicht viel schenken. Dein Freund Jupp hat es da besser, sein Vater ist früh aus der Gefangenschaft gekommen und hilft einem Bauern. Der Opa von Josef ist Maurer und arbeitet bei einer Baufirma, die Häuser aufbaut, die im Krieg zerstört wurden. Denen geht es viel besser als uns, verstehst du?“

Ich nickte mit verschwommenen Augen. Das musste ich erst einmal verdauen! Was ich Tage vorher schon von größeren Kindern gehört hatte, stimmte also: Die Sache mit dem Christkind

war Unfug! Dass wir arm waren, konnte man an unseren Hosen und unserem Schuhwerk ja schon von Weitem erkennen, aber das war mir egal. Viel wichtiger war doch, dass Gabi und ich eine liebe Mutter hatten und eine herzensgute Tante. Außerdem gab es manchmal ja auch so etwas wie „ausgleichende Gerechtigkeit“: Mir war klar, dass ich von meiner Oma bevorzugt wurde, weil ich vom Aussehen so sehr den „Schmidts“ glich und Gabi ganz nach den „Rauens“ kam. Dafür aber schenkte Tante Sanni meiner kleinen Schwester ab und zu mehr Aufmerksamkeit. Sie war ja schließlich auch ihre Patentante, ihre „Gota“, wie wir das nannten.

Mein fremder Vater

Ich war inzwischen neun Jahre alt, kam bald nach Ostern ins vierte Schuljahr und Gabi ging das erste Jahr zur Schule. Am Weißen Sonntag feierte ich meine erste „Heilige Kommunion“. Meine Mutter und Tante Sanni hatten schon einige Zeit vorher für diesen Festtag gespart. Ich selbst war ein stets fragender Schüler, wenn es um die biblische Geschichte im Klassenunterricht ging, vor allem bei Pastor Begon, unserem Pfarrer und Religionslehrer. Übel fand ich, dass er sich zur Erntezeit einen Spaß daraus machte, kiloweise Äpfel oder Nüsse in die Gänge zu werfen, wobei er sich daran ergötzte, wenn sich die Kinder im Kampf um die Früchte gegenseitig die Köpfe ramnten. „Na, passt doch auf, tut euch nicht weh“, war sein Kommentar, wobei er wie ein Honigkuchenpferd grinste.

Dieser Pastor war gebürtig aus der Eifel und kam von einem großen Bauernhof mit viel Land und Obstbäumen. In der Erntezeit nahm er meist Urlaub und kehrte vollgepackt mit seinem Opel Olympia wieder in seine Pfarrgemeinde Heiligkreuz zurück. Alle frommen Familien in seiner unmittelbaren Nachbarschaft bekamen etwas vom Obst oder den Wurstkonserven ab. In der Regel waren es Familien, bei denen die Kinder auch als Messdiener ins Pfarreleben integriert waren.

Auch ich wollte nach der Kommunion unbedingt Messdiener werden. Ich spielte schon immer gerne den Pastor bei meiner kleinen Schwester und einigen Freunden. Opa Peter meinte, wenn er mich bei dem Zelebrieren von Messen erwischte: „Horst, wenn dir Pastor als Beruf Spaß macht, kannst du es studieren. In unserer Familie gibt es zwei Pastöre im Saarland.“ „Mal sehen Opa, ich würde lieber Sänger und Schauspieler werden.“ Opa schüttelte grinsend den Kopf und verschwand. Von ihm wusste ich, dass einer seiner Brüder tatsächlich testamentarisch verfügt hatte, dass ein Mitglied der Familie ein Stipendium der Theologie erhalten könne. Aber ich war keineswegs

so fromm! Mir ging es darum, Pastor zu spielen, nicht darum, Pastor zu sein.

Anfang April 1949, an einem Samstag, mein Schwesterchen Gabi schlief bereits in seinem Bettchen, ich durfte länger aufbleiben und saß schlaftrunken neben meiner Mutter: Da klopfte es plötzlich sehr laut am Fenster. Meine Mutter, die irgendein Hörspiel im Radio hörte, erschrak sich sehr. Auch ich war plötzlich hellwach: Was war das? „Mama, mach nicht auf! Das ist ein Einbrecher, ich hab Angst“, wimmerte ich. „Ach was, Horstchen! Das sind ein paar blöde Jugendliche, die wollen uns nur erschrecken!“, beruhigte mich meine Mutter. Es klopfte nochmals, jetzt dreimal hintereinander und eine männliche Stimme rief: „Hallo, Elschen, Schatz! Ich bin's, dein Klaus!“

Meine Mutter sprang zum Fenster, öffnete hastig den Klappladen und schrie: „Oh Klaus, wie schön! Du bist zu uns heimgekehrt, endlich wieder zu Hause!“ Ich blieb mit halb geöffnetem Mund wie festgewurzelt auf der Couch sitzen und schaute der Umarmung zwischen meiner Mutter und diesem fremden Mann regungslos zu: „Mama, wer ist dieser Mann und was will der so spät von uns?“

Da lösten sich beide aus der Umarmung. Der Mann krabbelte durchs weit geöffnete Fenster zu uns herein. „Horst“, sagte Mama, „dieser Mann ist dein Papa, der so lange in Gefangenschaft war! Ich hab dir doch immer von ihm erzählt! Kennst du ihn denn nicht mehr von den Bildern, die wir so oft zusammen geguckt haben?“ Ich nickte leicht verstört, denn so ein unrasierter, fast bärtiger Mann, hatte ich nicht mehr als meinen Vater in Erinnerung.

Mein Vater zog mich an sich heran und gab mir einen Kuss: „Ja, Horst, ab heute hast du wieder einen Papa, wie andere Kinder auch! Schau mal was ich für euch alles mitgebracht habe!“ Hmm, da waren im mitgebrachten Rucksack und in der zerfransten Ledertasche allerhand Leckereien wie Nougat-Schokolade, Nusschokolade, französisches Gebäck, Mandeln und Makronen und noch ein paar Orangen. Außerdem gab es ge-

strickte Pullover, kleine Kleidchen für Gabi und französisches Parfum für Mama. Ich war so hungrig auf die Schokolade, dass mein Vater mich daran erinnern musste, nicht alle Süßigkeiten aufzuessen, weil ja auch noch ein paar Plätzchen und Schokoriegel für Gabi und Mama übrig bleiben sollten. Naja, alles wollte ich ja auch nicht für mich behalten, ich war es ja seit einiger Zeit gewohnt, mit Gabi zu teilen.

Mein Vater holte mir die Gebäckmischung weg und Mama packte die ganzen Süßigkeiten in eine große Blechdose. Sie ging in die Küche und stellte sie in den großen Küchenschrank. Ich schaute ihr etwas betrübt hinterher. Plötzlich fragte mein Vater: „Hör mal, Junge, wie läuft’s denn so in der Schule mit dir?“ Ich wollte gerade antworten, aber meine Mutter kam mir zuvor: „Horst ist in der Schule einer der Besten, er beherrscht alle Fächer gut und hat schon viele Fleißbildchen mit nach Hause gebracht.“ „Ich habe viele Einsen, Papa!“, korrigierte ich meine Mutter. „Ja, stimmt, seine Lehrerin meinte, dass Horst unbedingt aufs Gymnasium gehen müsste, weil er schnell begreift und seine Hausaufgaben meist richtig löst“, ergänzte meine Mutter. „Mal sehen, das hat noch Zeit!“, entgegnete mein Vater. „Ich möchte jetzt auch endlich mal meine kleine Tochter sehen! Aber Häschen, mach langsam, damit meine Eltern nicht aufwachen.“

Er zog jetzt seine dicken Hosen aus, strich sich durch die Haare und meinte, in langer, olivfarbener Unterhose und mit Wollsocken bekleidet: „Horstchen komm mit, hast ja schon deinen Schlafanzug an, dann gibt’s nur zweimal das Schrittgeräusch und Knarren der Dielen oben, wenn wir zusammen hoch auf den Speicher zum Schlafen gehen, Mama und ich werden im Wohnzimmer noch was zu erzählen haben.“ Ich ging also vorsichtig mit meinem Vater die beiden Treppen hinauf und mein Vater knipste die 15 Watt Birnenfunsel an, um nach Gabi zu schauen, die aber fest schlief. „Zum Glück schläft die noch, Papa! Die knatscht immer, wenn sie wach wird! Als sie noch kleiner war, hat sie immer laut geschrien!“, versuchte ich meinen

Vater zu informieren. Aber der grummelte irgendetwas ganz entzückt vor sich hin: „Was für ein schönes Mädchen!“ „Schön und verwöhnt“, bemerkte ich. Mein Vater hauchte einen kleinen Kuss auf die Stirn meiner Schwester und ich legte mich auf die andere Seite in mein Bett. Mein Vater streichelte mir die Wange und gab mir einen „Gutenachtkuss“.

Ich schlief bald darauf ein und träumte von einer paradiesischen Landschaft mit Apfelsinenbäumen und Schokoladenhäuschen. Am Morgen, kurz vor sieben Uhr, wurde ich wach, da Gabi zu mir ins Bett stieg und fragte: „Horst hast du heute Nacht nicht ins Bett gemacht?“ „Warum denn, ich mach nur noch höchst selten ins Bett“, entgegnete ich. „Fühl doch hier am Laken, Gabi!“ Und tatsächlich: Es war alles trocken geblieben. „Und bei dir, Gabi?“ Sie weinte und ich tröstete sie mit der Entschuldigung, dass sie ja noch drei Jahre jünger als ich sei. Sie kuschelte sich an mich und hatte Angst, dass Mama wieder mit ihr schimpfte. Ich kam noch nicht dazu, ihr zu sagen, dass unser Vater aus Gefangenschaft wieder zu uns heimgekehrt war, als plötzlich ein Freudenschrei von Oma ertönte.

„Peter, steh auf, unser Nik ist wieder zu Hause!“ Gabi rannte unserem Vater entgegen, ich hinterher. Opa Peter umarmte ihn mit den Worten: „Bist in der Gefangenschaft ganz schön fett geworden, mein Sohn! Hast es da bestimmt viel besser gehabt als deine Frau und deine Kinder in der zerbombten Heimat! Wolltest sogar was länger beim Feind in Gefangenschaft verweilen – hast wohl reichlich Amüsement im Feindesland gehabt... Aber egal, nun bist wieder heil zu Hause angekommen und kannst für deine Familie sorgen!“ „Peter, ich möchte nicht haben, dass du so mit Nik redest!“, sagte Oma. Papa und Mama schwiegen und sahen sich nur an.

Mein Vater hatte Gabi auf dem Arm und meinte: „Na, Mädchen, mit 6 Jahren musst du aber sauber sein, dein Nachthemd ist ja feucht, machst du denn noch ins Bett?“ Gabi schaute zu meiner Mutter, gab Papa einen Flüchtigkeitkuss und hüpfte runter vom Arm: „Geh hoch und zieh dir ein frisches Höschen

an, aber dalli! Und was ist mit dir, Horst?“ „Sag nur, Schatz: Die Kinder machen in dem Alter noch ins Bett?“ Der Ton meines Vaters wurde rauer: „Else, das müssen wir mal untersuchen lassen, die Kinder haben sicher was an der Blase!“ „Die kommen auf euch raus, liebster Klaus, denk mal an deine Schwester Käthchen! Und Horsts Pätter Peter, der hat noch in der Hochzeitsnacht sein Bübchen bepinkelt!“, sagte meine Mutter. „Na, mach mal halblang, woher willst du denn das wissen?“, antwortete Papa. „Von deiner Mutter“, grinste Mama. „Oh Gott“, dachte ich, „gestern Abend haben die noch dauernd geknutscht, heute Morgen schon der erste Streit – und das nur, weil meine Schwesternmal wieder ins Bett gepinkelt hatte.“ Aber Papa und Mama lachten auf einmal über ihren ersten Disput. Wir frühstückten Weißbrot, das Papa mitgebracht hatte sowie selbst gemachtes Johannisbeergelee aus Mamas Konfitürensammlung. Nach dem opulenten Frühstück ging es für uns Kinder schnell in die Schule.

Die ersten Tage mit unserem Vater verliefen sehr harmonisch, wir gingen viel spazieren. Als wir durchs Dorf marschierten, zeigte ich ihm unsere Spielplätze. An der Caspary-Brauerei versuchte ich mich als Hochstapler. Ich erzählte meinem Vater, dass ich innen die Eisenstiegen des großen Schornsteins empor geklettert sei, oben rausgeguckt und den entsetzten Leuten zugewinkt habe. Mein Vater schaute mich kritisch an und schüttelte den Kopf: „Was willst du mir damit sagen, Horst? Dass du ein sportlicher Junge bist oder doch eher ein Aufschneider, der seinen Vater in den ersten Tagen veräppeln möchte?“ Ich wurde rot und wusste auch nicht, was mich geritten hatte, solche Geschichten zu erzählen. Ich entschuldigte mich umgehend bei meinem Vater. Mutter bekam das nicht mit, weil sie ein paar Schritte mit Gabi an der Hand vorausgegangen war.

Nach dem Spaziergang spielten wir alle zusammen „Mensch ärgere dich nicht“ und Mühle. Meine Mutter und ich gewannen die meisten Spiele. Danach machte ich schnell meine Aufgaben, mein Vater schaute mir dabei zu und nickte zufrieden. „Gut so,

Horst! Was hat denn Gabi so auf?“, fragte mein Vater zu meiner Mutter gewandt. „Die Os und As sauber auf die Tafel mit dem Griffel zu schreiben.“ Die nächsten Tage knutschten Papa und Mama vor, während und besonders nach der Zubereitung der Mittagsmahlzeit heftig und ohne Scham vor uns Kindern herum. Ab und zu stieß ich Gabi an und zeigte mit einem Kopfwink in die Richtung der zwei. Gabi schüttelte dazu meist unwissend den Kopf. Als der Ältere war ich schon etwas aufgeklärter und wusste diese Zärtlichkeiten schon richtig einzuschätzen. Ich hatte ja von der älteren Dorfjugend einiges gehört, was pubertierende Jungs halt so erzählten. Nach der Mittagsmahlzeit legten die beiden sich täglich zur Ruhe ins Bett und wir Kinder mussten uns ruhig verhalten und durften vor allem nicht die etwas knarrenden Treppen nach oben ins Schlafzimmer gehen. Angeblich sollten wir Oma und Opa in ihrer Nachmittagsruhe nicht stören. Ich sagte bei solchen Sprüchen öfters: „Ja, ja, Papa... ich weiß Bescheid, geht nur schlafen!“

Mein Vater kochte fast jeden Tag leckere Menüs, die er während seiner Gefangenschaft in dem französischen Gut gelernt hatte. Er erzählte uns eines Tages wie es dazu kam, dass er, als gelernter Anstreicher, plötzlich die feinen Herrschaften auf einem großen Landgut bekochen durfte. Mein Vater war mit vielen Kameraden in einem französischen Lager auf einer riesengroßen, von Schafen bereits abgefressenen Wiese für Kriegsgefangene untergebracht. Die Wiesen waren teils von den Schafen vollgeschissen, es regnete in die Baracken und das Essen war entsprechend spärlich. Die ersten Wochen lagen sie nur so herum, bis Arbeitsgruppen eingeteilt wurden, die unter Militäraufsicht in den umliegenden Weinbergen, Gärten und Feldern arbeiten sollten. Abends wurden sie wieder in ihr Lager zurückgebracht. Eines Tages, erzählte mein Vater, wäre am Abend der Lagerkommandant, ein französischer Hauptmann durch die Baracken gekommen, hätte alle Gefangenen aus der Nähe inspiziert und anschließend durch seine Unteroffiziere in der großen Eingangshalle antreten lassen. Dann hätte er in

gebrochenem Deutsch gefragt, ob Köche unter ihnen seien. Ein großes Wein- und Landwirtschaftsgut in der Nähe suche nämlich mehrere Köche und Gehilfen.

Mein Vater meldete sich sofort, obwohl er keine Ahnung von diesem Beruf hatte und als Jüngster von sechs Kindern seiner Mutter nur gerne beim Kochen zugesehen und geholfen hatte. Mitgefangene stießen ihn an und murrten: „Lieber fresse ich meinen eigenen Scheißdreck als diesen Franzmännern einen Gefallen zu tun!“ „Mensch Erich, sei nicht doof, das ist die Chance, aus dem Dreckloch hier rauszukommen. Du bist doch Koch, ich versteh dich nicht!“, meinte mein Vater. Auf jeden Fall meldeten sich doch einige, die anscheinend als Köche gearbeitet hatten. Mein Vater packte am nächsten Morgen in aller Frühe seinen Rucksack mit den paar Habseligkeiten. Er wurde mit einigen anderen von einem Militärwagen abgeholt und zur neuen Arbeitsstätte gefahren. Im Gut angekommen, kam eine ältere Frau auf die Ankömmlinge zu und begrüßte sie mit einem freundlichen „Bonjour messieurs!“ Mein Vater antwortete als einziger „Bonjour madame!“. Anschließend wurden einige als Arbeiter in der Landwirtschaft und nur drei in der Gutsküche und im allgemeinen Service beschäftigt.

Mein Vater hatte das Glück, in die Küche abkommandiert zu werden. Ein alter Franzose, der nicht im Krieg war und aus dem Elsass kam, lernte meinen Vater an. Er war trotz der Feindseligkeiten freundlich und konnte sich auf Deutsch mit den Gefangenen gut verständigen. Mein Vater passte sich gut an. Schnell war er in der Gutsfamilie bekannt, weil er das Essen täglich servierte und nachher auch das Geschirr abräumte. Der alte Franzose brachte ihm während der Arbeitszeit die französische Umgangssprache brockenweise bei. Mein Vater machte laut seinem Lehrer und Chefkoch in kurzer Zeit so gute Fortschritte, dass er sich fortan mit der älteren Gutsherrin und ihrer Familie in französischer Sprache verständigen konnte. Er hatte auch im Nebengebäude des Herrschaftsanwesens neben seinem Chefkoch ein Zimmer beziehen dürfen, das schön eingerichtet war. Das waren

Privilegien, die nur wenige Kriegsgefangene hatten.

Mein Vater hatte immer die Devise vertreten, sich aus allem, wenn möglich, rauszuhalten, was ihm zum Nachteil gereichen konnte. Auch war er nach seinen Angaben nie ein sogenannter „Held“, wie sich Hitler seine Soldaten wünschte. Im Gegenteil, er bekannte sich bei einer kleinen Familienfeier in den ersten Wochen nach seiner Heimkehr als „Feigling“. So schilderte er eine Situation im Russlandfeldzug: In seinem ersten Einsatz als Infanterist und MG-Schütze ließ er eine russische Gruppe, die in seinem Beobachtungsfeld als vorgeschobener Feldposten mit Kampfauftrag eindrang, vorüberziehen, ohne die nur 4-5 Mann starke Gruppe „unschädlich“ zu machen, also zu töten. Sein Ladeschütze und Patronengeber Ullrich, der noch zwei Patronengurte um die Schulter hängen hatte, stieß ihn an und raunte: „Klaus, halt drauf mit Dauerfeuer!“ „Biste bekloppt, Ulli? Da können noch welche nachfolgen und dann kracht’s aber richtig! Außerdem: Was haben die armen Schweine uns getan?!“

Also verhielten sie sich wie kleine Mäuschen in ihren Verstecken und siehe da: Es kam ein Zug Grenadiere in weißen Schneeanzügen mit dem gefürchteten Panzer T34 nach. Das hätten die zwei, die ca. 1000 Meter hinter der deutschen Front lagen, garantiert nicht überlebt! „Aber die fünf Iwans hätteste umlegen müssen!“, konterte Onkel Josef, der alte Nazi. Er war ein halbes Jahr früher aus englischer Gefangenschaft zurückgekehrt und musste zur Entnazifizierung 14 Tage ins Gefängnis am Dom, wo er eigentlich über seine aktive Mitgliedschaft in der NSDAP hätte nachdenken sollen. Onkel Paul, der Bruder meiner Mutter und von Tante Sanni, meinte: „Mensch, Josef! Nik hat genau richtig und besonnen gehandelt, was hat dir denn deine Nazitreue gebracht?! Kannst doch froh sein, dass die Tommys dich nicht standrechtlich erschossen haben in deiner SS-Uniform! Du warst doch als Fahrer eines Obersturmbannführers der SS nie an der Front! Ihr habt Euch doch meist hinter der Front verschantzt! Halt nur die Klappe, Mensch!“ Paul war einer meiner Lieblingsonkel, ein Musiker und passabler Sänger der leichten

Muse. Er war ein völlig anderer Mensch als Onkel Josef.

Mein Vater meinte daraufhin: „Lasst es gut sein! Ich höre gerade meinen Vater runterkommen und möchte nicht, dass der auch noch seinen Senf dazu gibt!“ So beruhigte sich alles. Onkel Paul nahm seine Gitarre, hängte sich das Trageband um den Hals und stimmte ein paar gängige Volkslieder an. Spät am Abend löste sich die muntere Runde auf und Onkel Josef gab mir einen Tipp: „Komm morgen mal zu mir, ich habe aus der englischen Gefangenschaft noch bestimmt 100 kleine Küchenmesser mitgebracht, die wir Landser dort unter Anleitung von englischen Aufsehern aus Langeweile gebastelt haben. Verschenke die kleinen Messerchen hier im Dorf an die Leute.“ „Oh danke, Onkel Josef“, freute ich mich, „ich komme morgen nach der Schule vorbei und hole die Messerchen ab.“

Ich dachte nicht im Traum daran, die Dinger zu verschenken! Billig zu verkaufen, ja. Am nächsten Tag nach Schulschluss ging ich zu Onkel Josef und Tante Greti, um die Messer abzuholen. Ich klingelte an der Tür und meine Tante Greti machte auf. „Oh Scheiße, die auch noch!“, dachte ich. Tante Greti war bei der ganzen Verwandtschaft nicht beliebt. Sie war stur und nie besonders freundlich anderen Nachbarn gegenüber, von Verwandten hielt sie sich meist fern. „Horst, Elke ist nicht im Haus, die ist mit ihrem Vater zu meiner Mutter gegangen.“ Elke war meine Cousine und spielte öfters bei uns zu Hause mit meiner Schwester und mir. „Tante Greti, ich wollte nur den Karton Messer abholen, den Onkel Josef mir versprochen hat.“ „Der hat sie wohl nicht mehr alle, der Schafskopf, einem Kind einen Karton Messer zu schenken! Wer weiß, was du für einen Blödsinn damit machst?!“ „Ich will doch nur die Messerchen verschenken als Kartoffelschälmesser oder Kneipchen.“ „Die kannst du als Kartoffelkneipchen vergessen, guck mal hier, die rosten schon nach zweimaligem Gebrauch.“

Oh, oh, der Traum vom schönen Verkaufserlös schien schon ausgeträumt, ehe er in die Tat umgesetzt war. „Aber Tante Gretchen“, versuchte ich meiner Anrede den allerbesten Sym-

pathiefaktor beizumessen, „ich habe doch schon gestern Abend vielen Nachbarn versprochen, ihnen heute Nachmittag ein Messerchen vorbeizubringen, wie Onkel Josef es vorhatte.“ „Ja, ja, nerve mich nicht mit den bescheuerten Messern, ich hol sie dir!“ „Gott sei Dank!“, murmelte ich für mich, als ich den Karton in den Händen hielt. Ich ging nach Hause und fragte meine Oma nach einem Lappen, um die Messer einzupacken. Oma gab mir einen leicht getränkten Öl-Lappen. Ich packte die Kneipchen ein und versteckte den Karton auf dem Speicher hinter einem Schornstein, wo noch Gerümpel lag. Das konnte ein Geschäft werden! Ich erkundigte mich bei meiner Oma, wie viel so ein Kartoffelmesser üblicherweise kostete. Sie meinte, wenn es ein gutes Stahlmesser wäre, müsse man schon 2,50 DM hinlegen. Dies hier war sicherlich kein DRP-Stahlmesser, aber es sah fast genau so aus, das Holz daran war sogar noch schöner. Die Messer waren einstweilen gut versteckt, ich würde erst im Spätsommer mit dem Verkauf beginnen.

Jetzt war erst einmal wichtig, mich auf meine Rolle als Prinz im Stück Dornröschen vorzubereiten und den Text zu lernen, den Fräulein Fey mit der Schreibmaschine getippt hatte. Ich sollte auch einen alten Mann spielen, den das Dornröschen im siebenjährigen Traum begegnete, so hatte sich unsere Lehrerin und Theaterleiterin das vorgestellt. Die Rolle als Märchenprinz war sehr schön und lustig, weil ich in den Proben meine Großcousine Helga kurz küssen musste. Helga war die Tochter einer Cousine meiner Mutter und des bekannten Malers und Gebrauchsgrafikers Martin Dittrich. Ich ging auch öfters mal nachmittags zum Proben in die Villa am Hügel, wo der Maler ein großes Atelier hatte. Im großen Wohnzimmer hörten Helga und ich uns gegenseitig ab. Wir hatten relativ schnell die Rollen drauf und Fräulein Fey war hochzufrieden mit uns. Aber vor der Aufführung im Jugendheim in Heiligkreuz war ja zuerst noch Ostern und eine Woche später meine „erste Heilige Kommunion“.

Ein braver katholischer Messdiener

Der Kommuniionsunterricht war schon in vollem Gange, als ich verspätet im Pfarrhaus ankam. Vorher war ich noch in der Villa wegen Proben und hatte nicht auf die Wohnzimmeruhr geschaut, um rechtzeitig zum Pfarrhaus zu kommen. Alle katholischen Kinder waren da, nur ich kam zu spät. „Wo kommst du her, Horst, der Unterricht ist bereits eine Viertelstunde an! Das sage ich deinem Vater, er sollte mal bei dir auf Pünktlichkeit achten!“, meckerte der Pastor. „Mein Vater hat damit nichts zu tun, ich war bei Dittrichs zum Rollenstudium, weil ich mit Helga das Märchen Dornröschen spiele, da habe ich nicht auf die Uhr geschaut, Herr Pastor.“ „Soso“, murrte der Pfarrer, „die ist ja evangelisch und wird erst viel später konfirmiert! Da also verbringst du deine Zeit? Wissen das deine Eltern?“ „Na klar, Herr Pastor!“ Dann war die Standpauke des Pastors Jakob Begon beendet. Weiter ging es den Katechismus rauf und runter die nächsten Wochen von Adam und Eva im Paradies bis zur Kreuzigung des Herrn Jesus Christus und seine glorreiche Auferstehung. Ich stellte dem Pastor zwischendurch immer mal wieder unangenehme Fragen. Helmut, der freche Nachbarsjunge, den wir auch Amo nannten, war da sehr viel mutiger. Einmal fragte er im Kommuniionsunterricht dreist: „Herr Pastor, glauben sie eigentlich die ganzen Märchen selber, die sie uns erzählen?“

Die Ohrfeige des Pastors ließ nicht lange auf sich warten. „Autsch!“, rief Amo, „das sage ich meinem Vater! Die Batschkriegen sie von dem zurück, der war mal Boxer und überhaupt hat mein Vater dieselbe Meinung! Von dem hab ich es ja auch, bäätsch! Und jetzt geh ich heim, grüß Gott, wenn du ihn siehst, Herr Pastor! Und tschö, Kumpels!“ Die Mädchen waren entsetzt, einige Jungs grinsten und ich sagte noch: „Herr Pastor, Forstners sind nicht gläubig, die gehen selten in die Kirche. Ich finde, dass sie als Pastor sehr streng sind und manchmal ungerecht.“ Er sagte daraufhin nichts und machte im Unterricht

weiter. Danach gingen wir nach Hause und einige Kinder waren irgendwie von diesem Vorfall betroffen. Mein Vater meinte: „Er ist ein strenger Pastor, aber er arbeitet wie ein Handwerker und macht viel für die Kirche.“ „Ich mag ihn trotzdem nicht, Papa!“

Ostern kam, wir gingen Eier suchen, nachdem wir im Gottesdienst waren. Meine Mutter und ich färbten die Eier von hauseigenen Hühnern. Ich war Mamas Wunsch gefolgt und hatte mich bei Pastor Begon angemeldet, um Messdiener zu werden. Nach dem ersten Empfang der hl. Kommunion durfte man am Messdienerunterricht teilnehmen. Es war eine Auszeichnung von halbwegs fundierter Intelligenz und absoluter Frömmigkeit, in Gottesdiensten dienen zu dürfen. Hurra, ich war dabei!

Der Tag meiner Kommunion verlief sehr gottesfürchtig und harmonisch. Die ganze Verwandtschaft ging mit in die Kirche und sang oder grölte im Verbund mit den Angehörigen der anderen Kinder bekannte Kirchenlieder. Ich hatte von der reichen Tante Käthchen einen blauen Anzug geschenkt bekommen und ein weißes Hemd samt Fliege von Tante Sanni. Meine besondere Freude war aber, dass Onkel Hein, von dem die ganze Verwandtschaft und Nachbarschaft nur Gutes zu erzählen wusste, seit ein paar Tagen aus bulgarischer Gefangenschaft entlassen wurde. Ich bekam das erst gar nicht mit, weil ich ständig in Gedanken woanders war, mal in der Schule, mal im Märchen. Oft saß ich da mit halb offenem Mund, man nannte mich inzwischen „den Träumer“.

Aber auf jeden Fall waren jetzt alle Onkel mütterlicher- und väterlicherseits wieder aus dem Krieg und der Gefangenschaft zu Hause bei ihren Familien. Ich bekam eine neue Blockflöte, dieses Mal aus Holz. Wenn die runterfiel, war die nicht gleich kaputt. Auch sonst waren es für diese noch arme Zeit tolle Geschenke. Mein Patenonkel schenkte mir eine Uhr. Ich glaube, die war nicht ganz neu, denn sie war am Gehäuse leicht verkratzt. Aber egal, Hauptsache ich hatte eine Uhr, die wohl im Lederband zu weit, aber sonst eine gute Schweizer Qualität war,

wie mir mein Patenonkel versicherte!

Onkel Paul und Onkel Hein spielten Gitarrenstücke, Onkel Hein zupfte die Sologitarre und Onkel Paul machte die Akkordbegleitung. Zu manchen Liedern wurde gesungen, ich sang mit, wenn mir der Text bekannt war. Das waren die Feste, die mir als Kind immer imponierten. Das waren auch die Momente, in denen Onkel Paul immer wieder betonte: „Der Horst schlägt in unsere Familie, er ist ein musikalischer Junge, der hat das Zeug wie unsere Mutter, die Ur-Musikalität.“ Manche nickten zustimmend, andere Familienmitglieder meinten, es sei doch viel zu früh, hier eine künstlerische Ader zu erkennen. Der Tag ging zu Ende, wir Kinder waren hundemüde und fielen ins Bett. Am anderen Tag wiederholte sich der Festtagsablauf, nur mit weniger Gästen.

Während der Osterferien war schon der Messdiener- oder Ministranten-Unterricht angesagt. Ich ging gerne hin, es forderte mich etwas heraus. Ich kam gut mit, konnte schnell auf Latein alle Messgebete. Sogar Pastor Begon lobte mich und versprach mir, schon nach den Ferien die ersten Gottesdienste als Ministrant mitzufeiern. Auch empfahl er mir der Katholischen Jugend beizutreten. Ich wollte aber lieber zu den St. Georgs-Pfadfindern, wegen der Uniform und dem schönen Pfadfinder-Messer. Gerade wegen der großen Messer mit Elfenbein-Griff ließ mein Vater dies aber nicht zu. Gut, also wurde ich Messdiener und ein Mitglied der Katholischen Jugend, die später auch Wanderungen und Feldgottesdienste organisierte. Zwischendurch wurde auch viel Fußball gespielt. Ich war also voll im katholischen Dorfleben integriert.

Kurz vor den großen Ferien fragte meine Lehrerin mich, wann meine beiden Eltern zu Hause seien. Sie wollte mit ihnen über meine weitere Schullaufbahn sprechen. Ich erwiderte, dass mein Vater erst abends nach fünf Uhr von der Arbeit nach Hause käme. Mein Vater arbeitete inzwischen in seinem Beruf als Maler und Anstreicher bei der Firma Press, wo Onkel Paul Vorarbeiter war. Paul hatte meinem Vater diese Stelle besorgt,

aber mein Vater war unzufrieden wegen des Verdienstes und der Bevormundung durch Onkel Paul. Es ging eines Tages um eine berufliche Auseinandersetzung und Paul schlug meinem Vater die Kleisterbürste ins Gesicht. Daraufhin soll mein Vater ihm den gesamten Eimer Kleister über den Kopf gestülpt haben. Es waren beide Hitzköpfe und mein Vater flog daraufhin aus der Firma, da der Chef von diesem Streit und der Sauerei auf dem Parkett eines Arzthaushaltes vom Besitzer der Wohnung in Kenntnis gesetzt worden war.

Nun war es einstweilen also vorbei mit dem Geldverdienen. Mein Vater arbeitete fortan schwarz und Opa half ihm dabei. Zwei Monate später besorgte er ihm durch Beziehungen zum Vorstand der Bahndirektion eine Stelle als Vorlackierer im Bahnausbesserungswerk Konz. Onkel Hans, der politisch in der SPD angesehen war und den VDK gründete, war wohl maßgeblich daran beteiligt. Meinem Vater gefiel diese Arbeit gut. Die kleinen Streitereien zwischen meinen Eltern lösten sich wieder in Wohlgefallen auf.

Eines Abends kreuzte meine Lehrerin auf, wir waren gerade fertig mit dem Abendessen. Sie stellte sich meinem Vater vor und sagte in meinem Beisein: „Herr und Frau Schmidt, Sie wissen vielleicht, dass jetzt die Versetzungen guter Schüler und Schülerinnen ins Gymnasium oder in die Realschule erfolgen. Ihr Sohn Horst ist ein begabter und überdurchschnittlicher Schüler, es wäre eine Schande, ihn nicht aufs Gymnasium zu schicken! Wir haben die Aufnahmeprüfungen vor ein paar Wochen geschrieben und ihr Sohn und vier andere Kinder haben diese Prüfung fehlerlos bestanden, was sagen Sie dazu?“ „Ganz einfach, Frau Lehrerin“, entgegnete mein Vater, „unser Geld ist knapp bemessen, es reicht zum Unterhalt gerade, aber nicht noch, um das Schulgeld zu finanzieren. Er kann auch ohne Abitur und nur mit Volksschulabschluss einen interessanten Beruf erlernen und sein Leben meistern.“

Doch Fräulein Fey ließ nicht locker: „Aber Herr Schmidt, wie mir Ihr Sohn schon erzählte, wohnen Sie mit Ihrer Familie

im Haus Ihrer Eltern und brauchen deshalb bestimmt keine so hohe Miete zu zahlen. Da könnten Sie doch sicherlich noch das Schulgeld aufbringen! Oder fragen Sie doch mal Ihren Schwager, ob es keine Möglichkeit gibt, durch eventuelle Stipendien über Parteigremien das Ganze zu finanzieren. Denken Sie mal darüber nach, nach den Ferien frage ich Sie nochmals.“ Mein Vater schaute an ihr vorbei, meine Mutter nickte stumm und ich begleitete meine Lehrerin nach draußen. „Tschüss Horst!“, sagte sie und strich mir über den Kopf.

Mein Onkel Hein setzte sich noch für mich ein, er überlegte sogar, mein Schulgeld zu finanzieren, obwohl er erst im Aufbau seiner Zimmerei-Firma war. Er hatte vor dem Krieg schon Aufträge angenommen, konnte sie aber nicht mehr ganz ausführen, weil er zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Onkel Hein hatte von Kindheit an Rheuma und eine Wirbelsäulenverkrümmung, vielleicht auch durch die schwere Ausbildung als Zimmermannslehrling bei seinem Vater. Deshalb hatte er zusätzlich eine Bürokaufmannslehre abgeschlossen, um später, falls sich die Krankheit verschlimmern sollte, ein zweites Standbein zu haben. Nach einem Besuch meiner Mutter bei Onkel Hein und Tante Sanni sicherte er schließlich zu, das Schulgeld zur Hälfte mitzufinanzieren. Daraufhin entbrannte ein heftiger Streit zwischen meinem Vater und meiner Mutter. Wir Kinder waren dabei und ich glaube, mein Vater hat da zum ersten Mal so richtig die Hand gegen meine Mutter erhoben.

Mama weinte und mein Vater schrie sie an: „Ich bestimme über die Erziehung meiner Kinder, ich brauche deine Schwester und erst recht Hein nicht, um mir dahingehend Vorschriften machen zu lassen!“ „Aber sie haben es doch nur gut gemeint, Horst die bestmögliche Schulbildung zu ermöglichen! Du hast doch bei der Unterredung mit Fräulein Fey gehört, dass Horst in der Volksschule unterfordert ist.“, sagte Mutter weinerlich. „Er kann sich auch später, wenn er mal auf eigenen Füßen steht, weiterbilden, das gibt's ja auch. Wir haben dafür kein Geld und damit basta!“ Mama und ich weinten und mein Vater ging wü-

tend eine Treppe höher zu seiner Mutter.

Damit war meine Schullaufbahn besiegelt. Das Thema war beendet, so einfach war das! Später dachte ich nicht mehr darüber nach, als Kind lebt man eher in der Gegenwart als in der Zukunft. Auch meine Lehrerin erwähnte dieses Thema nicht mehr. Sie konnte bestimmt ahnen, dass meine Eltern jeden Groschen umdrehten, bevor sie ihn ausgaben. Sie hatte ja auch schon mitbekommen, dass ich manche Klassenausflüge mit dem Bus nicht mitmachen durfte, weil die Fahrt fünf Mark kostete.

Meine Schwester war noch zu klein und zu unbeschwert, um sich darüber Gedanken zu machen. Ich schaute oft neidvoll auf andere Kinder, die in den gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen aufwuchsen und trotzdem mitfahren durften. Ich war inzwischen 10 Jahre alt und in der 5. Klasse. Messdiener zu sein, machte mir schon Spaß. In der Gemeinschaft und in der Jugendgruppe waren einige Ausflüge kostenlos und meine Oma gab mir bei so einem Ausflug auch mal ein paar Groschen für Bonbons oder Kaugummis mit. Nachdem meine Mutter auf Befehl meines Vaters die regelmäßigen Besuche mit uns Kindern bei Tante Sanni offiziell eingestellt hatte, gingen wir nur noch hin, wenn Vater auf der Arbeit war. Dann rannten wir kurz vor 17.00 Uhr am Südbahnhof vorbei, denn Vater kam von seiner Arbeitsstelle in Konz pünktlich um 17.30 Uhr im Bahnhof Trier-Süd an. Er durfte uns nicht sehen, da wir Tante Sanni offiziell nicht besuchen durften. Wir rannten also einmal die Woche eine halbe Stunde vor meinem Vater den Heiligkreuzer Berg hinauf, um ihm bloß nicht zu begegnen.

Wir Kinder haben uns in dieser Sache auch niemals verraten, wir wussten ja, wie Papa darauf reagieren würde. Sonst war er schon in Ordnung, er konnte gut kochen, spielte ab und zu auch mal mit uns verschiedene Brettspiele. Mir brachte er Schach bei. Einmal, als wir spielten, musste er aufs Klo. Als er zurückkam, stellte er fest, dass seine Dame in Gefahr war. Mir war das bis dahin noch gar nicht aufgefallen. Er knallte mir eine und fegte mit einer Handbewegung die Figuren vom Schachbrett.

„Wenn du glaubst, du könntest mich verarschen, bist du schief gewickelt, mein Sohn!“, schnaubte er. Ich hatte wohl Tränen in den Augen, aber auch die Genugtuung, meinem Vater schon bald die erste Niederlage beschere zu können. Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit setzte ich ihn nach einer Viertelstunde Schach matt. Er grinste nur und spielte danach nur noch höchst selten mit mir.

Auf die Sonntage freute ich mich immer, denn dann kochte und briet Vater auf französische Art das Sonntagsessen. Verschiedene Vorspeisen schmeckten mir besonders gut: Gekochte dicke Lauchstangen, getunkt in einer Essig-Senf-Salzlauge. Auch Braten und Schweinerippchen machte er köstlich mit gespicktem Knoblauch. Tante Sanni kochte dagegen etwas fad und geschmacklos. Sie dachte, wenn wir mal bei ihr zu Besuch waren, wir Kinder hätten Halsweh, da wir (wegen all dem Knoblauch und den Kräutern, die mein Vater beim Kochen verwendeten) so stark aus dem Mund rochen. Aber das war eigentlich auch gut so, denn sie gab uns dann immer eine gut schmeckende Halslutschtablette oder einen kleinen, selbst aufgesetzten Johannisbeerschnaps (!), der angeblich gut sein sollte gegen Erkältungskrankheiten...

In den Sommerferien gingen wir Brombeeren in den Heckensträuchern entlang des Birkenwäldchens und Johannisbeeren im eigenen großen Garten pflücken. Das war eine Scheiß-Arbeit für mich. Mutter, Vater, Gabi und ich im Pflückeinsatz. Scheußlich! Ich erinnere mich gut an eine solche Aktion am späten Sonntagmorgen: Nach dem Gottesdienst ging es auf Brombeersuche Richtung Wolfsberg-Birkenwäldchen. Mein Vater hatte zwei große Eimer dabei und jeder von uns noch ein Kesselchen oder kleines Töpfchen am Hals. Wir sollten die Brombeeren dort hineinpflücken und dann, nachdem das Töpfchen gefüllt war, in einen großen Eimer langsam umschütten. Ich habe die ersten Beeren gepflückt und vielleicht eine gute Stunde eifrig in „Gottes freier Natur“ verbracht, als mir merklich die Lust verging. Und so kam ich auf eine verwegene Idee: Ich ging unbe-

merkt zum großen Eimer, machte mein Kesselchen voll Brombeeren und ging zurück zu meiner Pflückstelle, wo ich mich ins frisch duftende Gras setzte und dem Gezwitzcher der Vögel zuhörte. Ich döste etwas vor mich hin, dann erhob ich mich und spazierte wieder zum Eimer, der inzwischen fast voll war, und leerte im Beisein meines Vaters meinen vollgefüllten Pflückbehälter.

„Und macht’s Spaß?“, fragte mein Vater, gehässig wie er nun mal war. „Und wie, Papa!“, strahlte ich. „Du bist ja noch gar nicht verkratzt, Horst! Schau dir mal meine Hände und Arme an!“ „Papa, ich habe eine schöne Hecke, die hängt so voll, da brauche ich nicht hineinzukriechen!“ Ich wartete einen Augenblick und machte mein Kesselchen wieder voll, um meine Mußestunde weiter abseits der familiären Pflückwütigen genießen zu können. Auf dem Weg dorthin bemerkte ich meinen Vater zu spät, der sich anscheinend nach neuen Früchten umsah. Er ging auf mich zu und knallte mir eine: „Du brauchst nicht nach Ausreden zu suchen! Ich sehe es deutlich und komm nicht auf den Gedanken, du hättest in den fünf Minuten seither am Wegesrand die Brombeeren gelesen! Du Schlaumeier bleibst ab sofort an meiner Seite!“ Oh Scheiße! Jetzt hatte ich es versaut und pflückte verärgert an der Seite meines Vaters die blöden Brombeeren, die mir sowieso nicht schmeckten wegen der kleinen Körnchen. Gabi, die in der Nähe ab und zu ein Beerchen pflückte, hatte den ganzen Mund bis an die Ohren rot vom Brombeeressen. Was war ich froh, als dieser bescheuerte Sonntag endlich vorbei war! Zuhause angekommen, wusch ich mir die verkratzten Hände und blieb den Rest des Tages stur.

Am Montag ging es schon früh in den Garten zum Johannisbeerenpflücken, rote und schwarze. Ich brauchte glücklicherweise nur den Vormittag mitzugehen, denn am Nachmittag hatte ich Lateinunterricht mit ein paar anderen Jungs beim Pastor und dem Obermessdiener, der auch oberster Gruppenführer der Katholischen Jugend war. Er bestimmte mit dem Pastor die neue Messdiener-Aufteilung für den Schulgottesdienst am kom-

menden ersten Schultag nach den Ferien. Ich sollte in der Mitte dienen. Das war eine verantwortungsvolle Aufgabe, denn ich musste beim Liturgieablauf wissen, wann das dicke Messbuch von der einen zur anderen Seite transportiert werden musste, und das entsprechend würdevoll mit Knicks immer in der Mitte beim Seitenwechsel umrahmen. Dieses dicke, schwere Buch war für mich so was wie ein heiliges Relikt mit seinen vielen bunten Bändern. Ich fieberte dem ersten Schultag entgegen, allein schon der Schulmesse wegen.

Dann war es so weit, ich war mit meinen 10 Jahren Vollmessdiener, beherrschte alle Gebete der Ministranten auf Latein und sogar einige des Zelebranten (Pastor). Es war 7.40 Uhr, ich stürmte los. „Iss noch ein Marmeladenbrot, Horst!“, schrie meine Mutter hinterher, aber ich wollte früh genug in der Sakristei sein. Ich war vor dem Pastor und meinen Mitmessdienern da. Der Küster sperrte gerade die Sakristei auf. Er machte das Licht an, zündete im Kirchenraum die Kerzen an und kam seinen sonstigen Küsteraufgaben nach, als der Pastor und die anderen zwei Messdiener eintrafen. Dann läutete es zum ersten Mal. Ich war ganz aufgeregt, obwohl ich eigentlich schon mehrere Gottesdienste hinter mir hatte und auch bereits links wie rechts gedient hatte. Es läutete zum zweiten Mal und wir hatten unsere Messgewänder an. Fünf Minuten später betätigte ich als Hauptmessdiener die Klingel zwischen Eingang der Sakristei und Kirche und wir traten mit einem „Qui fecit caelum et terram“ in den Kirchenraum. Vorne weg der Pastor und ich unmittelbar dahinter. Wir nahmen unsere Plätze ein. Ich stehend in der Mitte, die anderen beiden Messdiener rechts und links kniend auf den ersten Treppenstufen, der Pastor etwas höher in sein dickes Manuskript sehend. Er murmelte ein paar Gebete auf Latein, die Antworten gaben wir zu dritt.

Ich folgte konzentriert der Messhandlung bei voll besetzter Kirche und jetzt war mein großer Auftritt: Ich kniete kurz vor dem Altar und ging auf die rechte Seite, um das schwere Buch in beide Hände zu nehmen. Nach einer kurzen Verbeu-

gung ging ich einen Schritt rückwärts, drehte mich um, ging zur Mitte zurück und machte eine halbe Drehung nach rechts. Als ich mich wieder hinkniete, passierte es: Ich kippte mit dem aufgeschlagenen Buch nach links, das Buch klappte zu und einige Lesezeichen fielen heraus! Ich sah die feixenden Gesichter meiner Schulkameraden in den ersten Bänken und die teils betroffenen Gesichter der bigotten, alten Kirchenbesucher, ehe ich mich aufraffte und, blass und rot die Gesichtsfarbe wechselnd, die Mitte des Buches aufschlug. Die farbigen Lesezeichen legte ich einfach hinein. So ging ich auf die linke Seite des Altars und stellte das schwere Buch auf den Altartisch. Der Pastor warf mir einen grimmigen Blick zu, weil die Seiten nun total verschlagen waren und in den liturgischen Ablauf der Schulmesse nicht mehr passten. Er blätterte verzweifelt fast fünf Minuten im Buch herum, bis er die passende Seite fand.

Ich schämte mich vor der ganzen Schule und den Lehrpersonen, die in der Kirche waren. Aber ich dachte auch darüber nach, warum der Pastor nach so vielen Dienstjahren seine Rolle als Pastor in den Messen nicht auswendig konnte, wo es doch oft nur dieselben Gebete waren, die sich immer wiederholten. Ich hätte doch lieber auf Mama hören und richtig frühstücken sollen, dann wäre dieses Malheur vielleicht nicht passiert! Aber wer weiß? Anderen Kindern wurde ja schon schlecht, wenn sie den Weihrauch rochen. Ich machte während der Messe keine Fehler mehr und der Pastor trug sein Buch später selber wieder zurück zur rechten Seite, er traute mir nicht mehr. Dann war der Gottesdienst aus, wir gingen mit dem Schlusslied wieder zurück in die Sakristei. Die letzten Töne dieses Liedes waren noch nicht verklungen, da kniff unser Pastor mich ins rechte Ohr, drehte es um und schlug mir mit voller Hand zweimal kräftig auf die Wange. „Autsch!“, schrie ich und lief weinend nach Hause. Meine Lehrerin, die mich an der Klasse vorbeilaufen sah, rief mir noch nach, aber ich lief einfach weiter. Meine Oma war gerade am Tor, als ich in unser Gässchen einbog. Sie nahm mich in den Arm und dann erzählte ich ihr alles. Als meine Mutter mein

angeschwellenes Gesicht sah, fragte sie: „Wer war das, Horst?“ „Der Herr Pastor, weil ich das Messbuch fallen ließ.“ „Das ist doch kein Grund, ein kleines Kind zu schlagen, dieser Eifelbauer!“, schnaubte meine Mutter. „Mama, ich schäme mich so sehr, ich geh heute nicht mehr in die Schule!“ Sie nahm mich mit in die Küche. Ich aß ein Marmeladenbrot und trank ein Glas Milch dazu. Meine Mutter war auch der Ansicht, dass ich heute aufgrund der Vorkommnisse nicht zur Schule gehen sollte.

Es musste sich wohl inzwischen herumgesprochen haben, dass der Pastor mir so eine Backpfeife gegeben hatte und dass ich der Schule fernblieb. Mittags nach 13.00 Uhr tauchte meine Lehrerin auf und sah den blau-gelben Streifen unter meinem rechten Auge. Zu meiner Mutter gewandt sagte sie: „Ich hatte mit dem Pastor in der Schulpause eine Unterredung, er bereut seinen Ausraster!“ „Na schön!“, erwiderte meine Mutter. „Ich werde meinen Mann heute Abend davon in Kenntnis setzen, er wird sich den Pastor wohl vorknöpfen.“ Die Lehrerin nickte zustimmend und verabschiedete sich.

Am selben Abend war eine Abendandacht. Mein Vater nahm mich an der Hand und wir warteten am Nebeneingang, bis der Pastor herauskam. Mein Vater ging auf ihn zu, als wollte er ihm eine knallen, der Pastor wich ängstlich einen Schritt zurück. Mein Vater polterte drauf los: „Was sind Sie denn für ein Pastor, der seine kleinsten Diener schlägt?! Setzen Sie erst mal Kinder in die Welt! Sie sind doch pervers, das sieht man ja schon daran, dass Sie Nüsse und Äpfel in die Klasse werfen und sich dabei ergötzen, wenn die Kinder sich die Köpfe fast einschlagen, um an die Früchte zu kommen. Mein Sohn ist ab heute kein Messdiener mehr und Ihre Kirche wird meine Familie nicht mehr betreten!“ „Aber Herr Schmidt, ich wollte...“ Den Rest haben wir nicht mehr gehört. Wir gingen nach Hause und meine Mutter meinte, dass es schon lange überfällig gewesen sei, dem frommen Gottesmann mal die Leviten zu lesen.

Am nächsten Morgen ging ich mit gemischten Gefühlen wieder zur Schule, meine zwei starken Freunde kamen mir auf

dem Schulhof entgegen und versicherten mir, dass, wenn einer es wagen sollte mich wegen gestern zu verarschen, er direkt ein paar in die Schnauze bekäme. Ich glaube, auch die Lehrerin hatte den Kindern schon Anweisungen gegeben, sich mir gegenüber fair zu benehmen und über den Vorfall nicht mehr zu reden. Die nächsten Tage verliefen normal, ich spielte mit den Kindern meiner Nachbarschaft und fing an, über die Kinder Werbung für meine Kartoffelkneipchen zu machen.

Das Geschäft lief gut an, ich verkaufte schon am ersten Tag 30 Messerchen zu 30 Pfennig das Stück in der unmittelbaren Nachbarschaft und in der angrenzenden Hauptstraße. Verschiedene Frauen, meist ältere, kauften direkt drei Messer. So auch Frau Kreber, die Mutter eines Schulkameraden. Ich ging quer durch Heiligkreuz und verkaufte diese preiswerten Kartoffelmesser. Manche Abnehmer hatten Bedenken, dass die Dinger schnell rosteten, weil sie nicht aus Edelstahl waren, aber ich konnte sie davon überzeugen, dass man damit auch Gartenschuhe oder sonstige Arbeitsschuhe mit Profil sauber machen konnte. Meine Verkaufsstrategie fruchtete und die Dinger waren nach ein paar Tagen ausverkauft und brachten mir nach Abzug der Provision meiner engsten Mitarbeiter immerhin fast 25 Deutsche Mark! Das war der halbe Wochenlohn meines Vaters! So viel Vorschuss bekam er pro Woche von der Bahn und einmal im Monat noch eine Auszahlung von 120 Mark. In der Woche hatte mein Vater für sich selbst nur 4 DM Taschengeld. Davon kaufte er sich Tabak für die Pfeife und sparte den Rest für Geschenke zum Geburtstag oder brachte meiner Mutter mal Blumen mit.

Und ich verdiente in ein paar Tagen so viel Geld! Jetzt reifte in mir der Gedanke, dass mein dritter Berufswunsch, wenn es mit der Musik oder dem Schauspiel nicht klappen sollte, Kaufmann wäre! Ich gab das Geld abends meiner Mutter beim Abendbrot und mein Vater lobte das kaufmännische Verständnis mit den Worten: „Horst kommt immer mehr auf eure Familie raus, auf die Gaukler und Kaufleute! Aber: Handwerk hat „goldenen Boden“, erst recht in dieser Zeit, wo alles aufgebaut und reno-

viert wird!“ Meine Mutter gab mir einen Kuss und bedankte sich für das Geld, gab mir aber 5 Mark zurück als Taschengeld. „Den Rest spare ich für Horst, wenn er wieder mal einen Schulausflug macht und wir kein Geld haben.“ „Ja, Häschen, mach das so!“, meinte mein Vater.

Ich wartete die nächsten Tage ein wenig unruhig die ersten Reaktionen meiner Kunden ab. Als erste kam Frau Kreber und beschwerte sich, weil das Messer zu rosten anfing. Ich machte ihr den Vorschlag, das Messer als Schuhmesser zu benutzen. Für 30 Pfennig könne sie ja kein Edelmesser erwarten. „Aber Jungchen, für 50 Pfennig krieg ich beim Metzger Thull ein großes Stück Blutwurst! Und ich hab dir sogar 90 Pfennig gegeben, da krieg ich noch ein halbes Brot dazu! Du bist schon ein kleiner Judd, du Kerlchen!“, grinste sie und verschwand. Ein Glück, dass meine Mutter da nicht zugegen war, die hätte Frau Kreber die 90 Pfennig glatt ersetzt!!

Streit in der Familie

Da ich wie Gabi bis zu meinem 10 Geburtstag unter Bettnässen litt, konnte man das Ganze kaum nur auf Faulheit beim nächtlichen Wasserlassen zurückführen. Eines Tages schleppte mich mein Vater zu einem Arzt mit urologischen Kenntnissen. Den Tipp bekam er von Onkel Hans, der ein Parteifreund von Dr. Mark aus Olewig war. Wir gingen zu Fuß. Wir hatten ja kein Auto und Bus oder Straßenbahn fuhren dort nicht hin. Olewig war ein Winzerort, bekannt für guten Wein und Viez. Die Praxis war am Kandelbach in Olewig. Wir kamen ins Anmeldezimmer und mein Vater erledigte die üblichen Formalitäten. Eine ältere, fast krächzende Stimme rief: „Kommen Sie eine Tür weiter, Herr Schmidt! Ihr Schwager hat Sie schon angemeldet!“

Die Tür zum Arztzimmer stand offen und wir traten ein. Mein Vater machte die Tür zu und Dr. Mark kam gleich zur Sache: „Zieh mal die Hose und Unterhose runter, mein Kleiner, und dann schauen wir uns mal an, was für Problemchen wir haben!“ Ich zog langsam und umständlich die Hose und Schuhe aus, behielt die Unterhose aber an. „Auch die Unterhose bitte!“ Mein Vater drückte mich auf den Stuhl, der da stand, und zog mir mit einem Ruck die Hose aus. Ich schämte mich vor diesem fremden Mann. Der fasste mein Glied an und schob die Vorhaut zurück mit der Bemerkung: „Da muss die Vorhaut aber ein gutes Stück weg, es ist eine leichte Phimose zu erkennen.“ Mein Vater fragte, ob das auch was mit dem Bettnässen zu tun haben könnte. „Nein, Herr Schmidt! Es ist nur wegen der Reinlichkeit und des späteren Geschlechtsverkehrs besser, man macht das im Kindesalter, als wenn er damit später konfrontiert wird.“ Der Arzt zog die Vorhaut nach vorne und sprach: „Sehen Sie, da müssen Sie im Krankenhaus einen Termin zur OP vereinbaren, in einer Woche ist alles wieder verheilt, das ist ein leichter Eingriff.“ Mir wurde schlecht, ich dachte, die schneiden mir den halben Pimmel ab.

„Mit dem Bettnässen ist das so ‘ne Sache, es gibt heute so kleine Apparaturen, die auf der Vorhaut befestigt werden“, sagte Dr. Mark. „Bei ihrem Sohn ist das ja kein Problem, der hat ja genug davon. Besorgen Sie sich das in der Engel-Apotheke, die haben diese Penisklemmen vorrätig. Das hat sich in einigen Fällen bewährt, weil die Buben schon eine gewisse positive Angstpsychose mit der Zeit entwickeln und lieber öfter eine halbe Nacht durchwachen, um ja nicht den Gegendruck in der Blase zu spüren. Durch die Klemme kommt es nämlich zu einem unangenehmen Stau, bei dem die Eichel anschwillt. Warten Sie mal eine Zeit lang ab, ob sich das bei Ihrem Jungen gut macht oder nicht! Anschließend können Sie ja immer noch diese Beschneidung durchführen lassen. So, mein Junge, nun zieh dich wieder an!“

So schnell war ich noch nie angezogen. So ein blöder Arzt, der mir eine solche Angst einjagte! Ich ließ meinen Vater einfach stehen und rannte nach Hause. Ich lief direkt zu meiner Mutter und fiel ihr heulend in die Arme. Ich berichtete ihr von der seltsamen Untersuchung und der bevorstehender OP. Meine Mutter tröstete mich. Ich wischte mir die letzten Tränen aus den Augen, als mein Vater zur Tür reinkam und meinte: „Horst ist aus der Praxis von Dr. Mark wie wild rausgerannt! Ich glaube, diese vorgeschlagene Beschneidung lassen wir mal vorerst! Aber der Arzt hat mir hier ein Rezept gegeben, um die Blasenschwäche von Horst zu behandeln.“ Ich zuckte zusammen, als er meiner Mutter erklärte, wie dieses kleine Folterwerkzeug namens Penisklemme angebracht werden sollte. Meine Mutter schaute ungläubig auf die Zeichnung, die mein Vater auf einen Zeitungsrand malte. Es sah aus wie eine Schraubzwinge, die Schreiner benutzen, um ein gelemtes Möbelstück zu festigen. Mir wurde schlecht vor Angst. Meine Mutter meinte dazu: „Klaus, so geht das nicht! Wenn der Quacksalber keine andere Möglichkeit sieht, dieses Bettnässen abzustellen, gehen wir zu einem anderen Arzt, der vielleicht medikamentös ansetzt. Ich bin dagegen, dem Kind mit einer solchen Behandlung weh zu tun.“

Mein Vater jedoch ließ sich davon nicht abbringen und ging in die Stadt, um in der Engel-Apotheke das Rezept einzulösen. Als er nach Hause kam, war ich bei meiner Oma, die schon Bescheid wusste und sich mit meiner Mutter einig war, dieses Experiment an mir nicht durchführen zu lassen. Ich hörte, wie mein Vater und meine Mutter sich wegen mir stritten. Mein Opa lag im Bett, er war seit ein paar Tagen krank, man hatte bei ihm zu viele weiße Blutkörperchen festgestellt, eine Art Leukämie. Er bekam wohl entsprechende Medikamente, fühlte sich aber schlapp und müde. Meine Oma ging zu den Streithähnen runter und machte sie darauf aufmerksam, dass Opa schwer krank im Bett lag und Ruhe brauchte.

Ich war den ganzen Nachmittag unruhig, betete sogar für mich, aber es nützte nichts: Spät am Abend kam mein Vater mit meiner Mutter zu mir ans Bett, schlug die Bettdecke auf und sagte mit ruhiger Stimme: „Horst, wir versuchen es mal, es ist ja auch bestimmt in deinem Interesse, wenn du mit 10 Jahren nicht mehr ins Bett pinkelst. Guck mal, deine Schwester ist, Gott sei Dank, mit 7 Jahren nachts trocken geblieben und du schaffst das auch!“ „Ja, Papa.“ Meine Mutter hielt meine Hand und mein Vater zeigte mir kurz diese Peniszwinge. Dann wurde es ernst: Die Spitze meines Penis wurde zwischen zwei gepolsterte Röllchen geschoben. An den kleinen Flügelschräubchen wurde dann rechts und links die Vorhaut eingeklemmt und zugedreht bis zur Schmerzgrenze. Sinn und Zweck dieser Übung sollte sein, dass bei Blasendruck die Vorhaut zu einem winzigen Ballon anschwellt. Durch den schmerzvollen Gegendruck sollte ich wach werden, zum Pinkeleimer gehen, die Peniszwinge auf einer Seite mit der Flügelschraube lösen und die Blase entleeren.

In der ersten Nacht schlief mein Vater auf meiner Seite und schnarchte laut. Ich konnte schon vor lauter Aufregung nicht schlafen und dann kam noch das Schnarchgetöse meines Vaters dazu! Mitten in der Nacht spürte ich, wie der Blasendruck vorne die Vorhaut anschwellen ließ. Ich weckte meinen Vater, der aber wurde nicht sofort wach. Also stieg ich aus dem Bett, löste

die eine Schraube über dem Pinkeleimer, damit nichts daneben ging, und erleichterte mich. Dann setzte ich mich aufs Bett und machte die Schraubzwinge am empfindlichsten Körperteil wieder fest, wie Papa es vorher gemacht hatte. Als ich mich gerade ins Bett legen wollte, wurde mein Vater wach und meinte: „Bist du von selbst wach geworden und hast die Prozedur alleine geschafft?“ „Ja, Papa und wieder alles festgemacht!“ „Prima, Horst! Dann geh ich jetzt zu Mama ins Bett weiterschlafen, da habe ich mehr Platz.“ Er küsste mich auf die Stirn und ging ins Elternschlafzimmer. Irgendwie war ich stolz auf mich und wenn es wirklich helfen sollte, wäre das auf Dauer wohl gerade noch zu ertragen.

Am anderen Morgen berichtete ich meiner Mutter von meiner selbstständigen Maßnahme. Sie lächelte und versprach mir, dass ich diese Quälerei nur solange mitmachen müsste, bis ich nachts auch ohne diese Apparatur wach werden würde, um ein „Bächlein“ zu machen. Fortan freute ich mich auf diese Aussicht, wie ein normales Kind frühmorgens ohne handfeste Technik pinkeln zu dürfen. So ging es eine Zeit lang abends vorm Schlafengehen weiter bis eines Nachts. Ich schraubte anscheinend nicht fest genug, so dass mein Pimmel samt Vorhaut aus dem Folterwerkzeug entwich und die ganze Pinkelei sich im warmen Bett entleerte. Es war kurz vor 7.00 Uhr, der Wecker dröhnte, als ob er die ganze traurige Geschichte noch akustisch unterstützen wollte. Ich weinte des Missgeschicks wegen, mein Vater brüllte und Mutter schimpfte. Zu dem ganzen Gebrüll und den Schlägen meines Vaters kam noch das laute Schluchzen meiner Schwester hinzu.

Nach dem Waschen mit kaltem Wasser und dem Zähneputzen frühstückten wir. Papa war schon auf dem Weg zum Bahnhof Trier-Süd, um in den Zug zum Ausbesserungswerk nach Konz einzusteigen. Meine Mutter war traurig darüber, dass ich es einfach nicht schaffte, das Bett trocken zu halten. „Mama, ich mach das wirklich nicht extra, glaub mir!“, stammelte ich, bevor ich meine Jacke anzog und zur Schule ging. Der Tag in der

Schule lief gut, ich kam nach wie vor mit einigen anderen gut im Unterricht mit und meine schriftlichen Arbeiten waren oft von der Lehrerin als sehr gut bewertet. Die fünf Mitschüler, die ins Gymnasium gingen, waren keineswegs die Besten aus unserer Klasse. Unsere Lehrerin meinte mal eines Tages: „Wir werden wohl den einen oder anderen bald wieder hier in der Klasse sitzen haben. Wenn ich bedenke, dass Kurt, Hansjürgen, Rudi, Hedwig und Horst mit Leichtigkeit die Aufnahmeprüfungen der Gymnasien bestanden haben und einige andere mit vielen Fehlern aufgenommen wurden, dann zweifle ich schon an unserer Schulpolitik!“ Fräulein Fey war keine, die Angst hatte, offen ihre Meinung kundzutun. Sie war noch eine Junglehrerin, aber couragiert in ihrem Auftreten. Wenn sie irgendeine Ungerechtigkeit empfand, ging sie zum Rektor oder direkt ins Schulamt.

Im Herbst 1951 sollten wir in eine Klasse mit drei Jahrgangsstufen versetzt werden, 11-14 Jahre alte Jungs, also 6., 7., und 8. Schuljahr in einem Raum. Bei den Mädchen ging das nicht, es waren zu viele. Sie hatten nur zwei Jahrgänge in einer Klasse. Bis zu dieser Einstufung ins neue Klassensystem unserer Volksschule vergingen noch ein paar Monate und viele von uns, ob Jungen oder Mädchen, waren schon jetzt traurig, wenn davon die Rede war. Die Lehrerin führte mit ihrer Theatergruppe noch zwei Stücke bis zum Herbst auf und jedes Mal spielte ich eine große Rolle. Wir spielten eine musikalische Komödie „Närrische und ernste Zeiten“, frei von Fräulein Fey erfunden mit den zeitgenössischen Schlagern der 1950er Jahre. Ich sang einige Fastnachtsschlager von Jupp Schmitz in der närrischen Zeit und in der Erntezeit „Die Kirschen in Nachbarsgarten“ von Robert Stolz. Das Jugendheim war zu jeder Aufführung immer voll besetzt. Manchmal war sogar Pastor Begon zugegen und klatschte eifrig.

Sonntags musste ich mit meinem Vater zur Heiligen Messe nach St. Matthias laufen, meine Mutter und Gabi durften inzwischen wieder gegenüber in unsere Heiligkreuzer Kirche gehen. Sonntagmittags gegen 14.00 Uhr war Christenlehre

(Bibelstunde). Daran durfte ich, nein, musste ich teilnehmen, da die Firmung bald bevorstand. Also gingen mein Vater und ich sonntagsmorgens gegen 9.00 Uhr nach St. Matthias, ein Fußweg von 35 Minuten. Um 10.00 Uhr war die Messe in der Matthias-Basilika. Wir hatten noch Zeit, um eine Runde über den Friedhof zu machen, obwohl noch keiner von der Familie dort begraben war. Wie ich dieses Ritual hasste! Dann fing es endlich an zu läuten und wir gingen in die ungemütliche kühle Kirche. Nach der Messe schauten wir noch für fast eine Stunde bei Tante Käthchen vorbei, dann war es ungefähr 11.30 Uhr. Vor 13.00 Uhr wurde bei Tante Käthchen und bei uns Zuhause nie gegessen. Die Tante war meist schon am Kochen, Papa unterhielt sich eine Weile mit seiner Schwester und ich durfte gleich in das sogenannte Raucherzimmer von Onkel Hans, der uns, an dicken Zigarren paffend, immer freundlich empfing.

Mein Vater kam kurze Zeit später auch in den Rauchsalon meines Onkels und sie unterhielten sich über Politik und Wirtschaft. Ich versuchte mal ab und zu, ins Wohnzimmer ans Klavier zu kommen, ich schlich mich förmlich dorthin. Kaum hatte ich ein paar Töne gespielt, da schimpfte meine reiche und kulturell ungebildete Tante aus der Küche: „Horst, hör bitte auf zu spielen! Ich kriege Kopfweh davon! Wenn du mal irgendwann richtig spielen kannst, darfst du mir ein Stück vorspielen.“ Toll, diesen Vorschlag kannte ich von meiner Mutter, was das Schwimmen betraf: „Der Junge darf erst ins Wasser, wenn er schwimmen kann!“ In welcher bescheuerten Familie wuchs ich eigentlich auf?!

Einmal sagte ich zu meinem Vater: „Papa, kauf Tante Käthchen doch bitte das Klavier ab oder frag doch mal Onkel Hans, der schenkt uns bestimmt das Klavier.“ „Nein, nein Horst, dann klimperst du uns ins Irrenhaus! Ich brauche meine Ruhe, wenn ich von der Arbeit komme, und deine Mutter wäre auch nicht begeistert. Und denkst du eigentlich nicht an deinen Opa, der im Sterben liegt?“ „So schlimm, wirklich, Opa liegt im Sterben?“

Einmal kamen wir von der Messe aus St. Matthias nach

Hause, machten das Törchen auf und sahen meine Mutter und Gabi angstverzerrt aus dem Fenster gucken und auf eine hochschwängere Ratte vor dem Fenster zeigen. Sie roch vielleicht das Mittagessen und bewegte sich nicht, auch nicht, als mein Vater schon den linken Fuß hob. Ich stand wie versteinert hinter ihm und dachte, der wird doch wohl nicht... Und schon nahm er die arme schwängere Ratte wie ein Profifußballer auf die Reihe. Sie flog schreiend durch die Luft den Hof entlang und klatschte mit einem dumpfen Aufprall an die Holztüre des Donnerbalkens, wo sie tot liegen blieb. Meine Bewunderung für diesen gelungenen Schuss hielt sich in Grenzen, als ich die Ratte dort mit verdrehten Augen liegen sah. Mutter machte meinem Vater Vorhaltungen, wie brutal und unsentimental er doch wäre, so ein hochschwangeres Tier zu Tode zu treten. „Dummes Palavern! Mensch, sei doch froh, dass ich die so gut getroffen habe! Du hättest sie ja vorher verscheuchen können! Was glaubst du, wie viele Jungen die noch im Bauch hatte! Spinnt ihr eigentlich alle, oder was?!“

Gabi weinte, Mama hatte feuchte Augen und ich keinen Appetit mehr aufs Mittagessen. Gabi und Mama aßen nur ein paar Häppchen, die große Lust am Essen war ihnen auch vergangen. Papa jedoch ließ es sich schmecken. Ich ging zu Oma hoch. Sie saß weinend am Küchenfenster und sagte mir, dass Opa Peter im Sterben läge. Dr. Loskill würde noch einmal kommen, um nach dem Opa zu schauen. Ich weinte mit ihr und wir gingen eine Weile später ins Schlafzimmer, wo Opa lag und seltsam röchelte. Er machte kurz die Augen auf, schaute uns an und hauchte: „Hannchen, gib mir was zu trinken!“ Oma nahm vom Nachttisch die Schnabeltasse mit Tee, legte ihre Hand unter seinen Nacken, hob ihn etwas an und träufelte ihm ein wenig Tee ein. Danach sank er wieder in einen Tiefschlaf und bemerkte nicht mehr, dass mein Vater und meine Mutter nun auch vor seinem Bett standen.

Spät am Sonntagabend kam der Doktor und gab ihm ein Morphium-Präparat. Mein Vater und meine Oma wachten die

halbe Nacht am Bett von Opa, aber er wurde nicht mehr wach, der Arzt hatte sich schon zwei Stunden vorher verabschiedet und gemeint: „Frau Schmidt, ihr Mann wird sanft und ohne Schmerzen einschlafen.“ Wir Kinder wurden morgens, bevor der Wecker rasselte, durch laufende Trittergeräusche treppauf treppab wach. Ich überprüfte meinen Urin-Alarmstopper und entzurte ihn, um mich noch einmal zu entleeren, bevor es runter zum Waschen in die Vorküche ging. Ich ließ Gabi noch schlafen, meine Eltern waren schon angezogen und saßen zusammen mit Tante Käthchen bei Oma in der Küche.

Oma und Käthchen hatten verweinte Augen. Ich begrüßte die Tante, gab Oma einen Kuss und ging die Treppe runter in unsere Küche. Meine Mutter kam nach und sagte mir, dass Opa in der Nacht gestorben sei. Sie bereitete das Frühstück vor, während ich mich in der Spülküche wie jeden Tag mit kaltem Wasser wusch und Zähne putzte. Danach zog ich mich an und setzte mich an den Küchentisch. Mama ging wieder hoch, um Gabi zu wecken. Sie lüftete unsere Zimmer, machte die Betten und brachte wie jeden Morgen den Pinkeleimer unserer Familie runter, schüttete den Inhalt im Hof in den Gully und schwenkte anschließend den Eimer mit Wasser aus. Wir hatten auch Nachttöpfe, aber die wurden meistens nur von den Frauen des Hauses benutzt und in den großen Eimer umgeschüttet.

An diesem Montagmorgen blieb mein Vater zu Hause, um zusammen mit seiner Schwester die Formalitäten zu Opas Beerdigung zu erledigen. Gabi und ich gingen wie jeden Tag zur Schule, Opas Tod hatte uns nicht mit tiefer Trauer erfüllt. Wir sagten es wohl unseren Lehrern, damit sie Bescheid wussten, dass wir am Tage der Beerdigung nicht am Unterricht teilnehmen würden. Am Tag der Beerdigung von Opa war das Haus überfüllt von Verwandten. Alle Cousins und Cousinen, die wir bis dato noch nie zu Gesicht bekommen hatten, waren mit ihren Eltern gekommen, um Abschied von einem eher hartherzigen, geizigen Mann zu nehmen.

Der Alltag hatte unsere Familie schnell wieder eingeholt.

Papa stritt ständig mit Mama, sobald die Rede auf Tante Sanni und Onkel Hein kam. Es ging auch oft um finanzielle Probleme. Angeblich gab meine Mutter zu viel Geld aus und sollte in Zukunft ein Haushaltsbuch führen. Beide fanden immer einen Grund zu streiten, manchmal wurde es so heftig, dass sie sich schlugen und wir Kinder noch mehr Angst vor meinem Vater bekamen. Manchmal ließ er seinen aufgestauten Ärger auch an uns Kindern aus. Diese dramatischen Situationen wurden meiner Tante Sanni in den heimlichen Besuchen von meiner Mutter unter Tränen erzählt. Tante Sanni litt mit ihrer jüngeren Schwester und das Verhältnis zu meinem Vater wurde dadurch immer feindseliger.

Bei Tante Sanni und Onkel Hein ging es immer harmonisch zu. Wenn wir kamen, kochte sie frischen Bohnenkaffee, wir Kinder bekamen frischen Kakao, manchmal wurde ich mit einem Einkaufszettel auch zum nahegelegenen Lebensmittelgeschäft geschickt, um 1/4 Stück „gute Butter“ und ein bisschen Schinken und Brötchen zu kaufen. Die meisten Leute in der Stadt, genau wie wir, konnten sich keine Butter leisten. Wir aßen Margarine: „Rama aufs Brot, macht Wangen rot!“ Wir Kinder bekamen Ramabrote mit Zucker drauf gestreut als Pausenbrot mit. Das war mit ein Grund, warum es uns bei Tante Sanni immer so gut gefiel. Es war die seltene Gelegenheit, mal Brötchen mit „guter Butter“ und Schinken zu essen. Sie hatte auch immer etwas Schokolade im Haus und ein oder zwei Rippchen bekamen wir Kinder immer nach dem Nachmittagskaffee. Oder auch ein paar von den guten, gefüllten Schoko-Karamellbonbons.

Ich wünschte mir damals mehr Harmonie in der ganzen Familie, aber es blieb, wie so manche Vorstellungen von mir, kindliche Naivität, fern jeglicher Realität. Die einzige Erfüllung meiner kindlichen Träume war die Liebe zur Musik, zum Gesang und dem Theater. Das Trierer Stadttheater suchte damals begabte Kinder für die Aufführung von Märchen. Unsere Noch-Lehrerin Fräulein Fey holte mich eines Nachmittags ab und wir gingen zum Vorsprechen ins Bischof-Korum-Haus,

wo das Stadttheater damals untergebracht war. In der Rindertanzstraße angekommen, ging es in einen Proberaum. Ein Schauspieler namens Wilhelm Meier-Ottens empfing uns. Fräulein Fey stellte mich ihm vor und ich trug „Die Bürgschaft“ von Friedrich Schiller vor. Meier-Ottens schaute mich etwas nachdenklich an und meinte zu Fräulein Fey: „Der Junge hat Talent, die Stimme klang etwas aufgeregt, die Betonung, die Gestik und der Ausdruck seiner kindlichen Gesichtszüge haben mich aber überzeugt. Er wird also eine kleine Sprechrolle im König Drosselbart bekommen.“ Wir bedankten uns bei dem großen Charakterdarsteller Meier-Ottens und meine Lehrerin brachte mich mit der Straßenbahn nach Trier-Süd. Von dort ging ich allein, fast schwebend, den vertrauten, oft im Dauerlauf mit Mutter und Gabi zurückgelegten, steilen Caspary-Berg hinauf.

Zu Hause angekommen, berichtete ich meiner Mutter von diesem Erlebnis mit einem großen Schauspieler und meiner Rolle, die auch mit ein paar Mark pro Vorstellung honoriert würde. Mama umarmte mich, aber sie schaute auch etwas traurig, als sie sagte: „Hoffentlich kriegt das dein Vater nicht wieder in den falschen Hals!“ Was sie damit meinte, bekam ich eine halbe Stunde später von meinem Vater zu hören: „Wer setzt dir eigentlich solche Flausen und Spinnereien in den Kopf?! Tante Sanni vielleicht oder dein krummer Onkel Hein?!“ Ich hätte ihm bei dieser Bemerkung am liebsten ins Gesicht gespuckt, aber ich sagte ganz ruhig: „Der bekannte Schauspieler Meier-Ottens höchstpersönlich erkannte mein Talent und gab mir diese Rolle.“ Mein Vater machte eine Drehung, als wenn er mir eine knallen wollte, besann sich aber und sagte: „Du bist noch ein Kind, aber anscheinend erblich so vorbelastet, dass ich nicht mehr weiß, was ich mit dir noch anfangen soll! Was soll das erst werden, wenn du aus der Schule kommst? Ich werde nicht deine Fantastereien und Gauklereien unterstützen und du spielst auch nicht im Theater mit, sag das deiner Lehrerin!“

Ich weinte und bekam vor lauter Wut und Verzweiflung Magenschmerzen. Schnell rannte ich die Treppe hoch zu meiner

Oma. Mein Vater schrie hinter mir her, aber ich hatte die Tür in Omas Küche zugeschlagen. Ich aß mit Oma zu Abend und sie brachte mich später runter zu meinen Eltern. Mein Vater wollte mir direkt eine langen, aber Oma ging dazwischen. Sie hatte den Schlag abgefangen, aber noch kurz in ihrem Gesicht verspürt. Jetzt ging es aber rund! Zuerst klatschte Oma meinem Vater voll auf die Wange, dann schubste meine Mutter ihn gegen die Tür. Mit Genugtuung stellte ich fest, dass mein Vater irgendwie selbst über sich schockiert war. Er setzte sich ins Wohnzimmer abseits von uns. Oma sprach beruhigend zu meiner Mutter und meinte nur: „Nick ist doch stolz auf seinen Jungen, er möchte nur nicht, dass Horst später als Hungerkünstler endet!“ Mutter entgegnete: „Dann hätte er den Jungen auf die höhere Schule gehen lassen sollen, damit er später studieren kann! Die Lehrerin war bestimmt dreimal hier, um das Klaus klarzumachen, aber sein Geiz ließ das nicht zu!“ Oma ging nach diesem Disput kopfschüttelnd wieder nach oben.

Dieses Hin und Her der Gefühle war für mich manchmal unerträglich. Aber es gab auch glückselige Momente, wenn ich mir die Langspielplatten, die teils von meiner Oma mütterlicherseits, teils von meiner Mutter stammten, allein anhören durfte. Vor allem faszinierte mich die Musik von den Opernkomponisten Puccini, Verdi, Rossini, auch die Zauberflöte von Mozart hörte ich in diesem Alter oft. Manchmal war auch mein Freund Jupp dabei. Ich erklärte ihm dann manche Instrumentalpassage und Librettos der Opern nach meinem musikalischen Empfinden. Ihm wurde aber schnell langweilig, maximal eine Stunde war er interessiert, dann gingen wir zu den anderen Kindern Fußball spielen.

Meine Lust, in die Schule zu gehen, hielt sich nach der Versetzung meiner geliebten Lehrerin Fräulein Fey in Grenzen. Meine Leistungen wurden schwächer, nur in Mathe, Musik und Deutsch hatte ich noch eine „eins“, alle anderen Fächer lagen ab dem 6. Schuljahr zwischen zwei und drei. Meine Eltern merkten das auch, ich war einfach lustlos und faul geworden. In

den Hauptfächern war ich, wie einige andere auch, total unterfordert. Was der Militärkopf Herr Minninger in seinem Lernprogramm anbot, hatten wir schon zwei Schuljahre vorher bei Fräulein Fey mit Lust und Freude gelernt. Sogar einen freiwilligen Französischkurs hatte sie nebenher zweimal die Woche angeboten. Acht Mädchen und zwei Jungen waren regelmäßig in diesem Unterricht. Nach ein paar Wochen war ich der einzige Junge, der dabei blieb, bis ich so verarscht wurde mit Sprüchen wie „das einzige Hähnchen unter dummen Hühnern“, dass ich es sein ließ. Mein Vater war während dieser kostenlosen Sprach-Weiterbildung stolz auf mich, weil ich eine schnelle Auffassungsgabe hatte und ihn nach ein paar Wochen sogar bei gemeinsamer schriftlicher Kommunikation verbessern konnte. Das war ihm manchmal auch merklich peinlich.

Eines Tages kam ein Brief aus Frankreich. Meine Mutter spürte es irgendwie, vielleicht hatte sie eine Vorahnung, weil mein Vater Tage zuvor leicht aufgeregt nachgefragt hatte, ob Post gekommen sei. Er hatte wohl einer französischen Geliebten aus der Kriegszeit zuerst geschrieben und wartete nun ungeduldig auf Antwort. Die Post kam meistens erst am späten Nachmittag, nur samstags kam sie vormittags, so auch an diesem Samstagmorgen. Nachdem meine Mutter die Post abgefangen hatte, lief sie direkt zu Tante Sanni, um den Liebesbrief bei einem ihr bekannten Dolmetscher übersetzen zu lassen. Auweia, was war meine Mutter geladen! Ich bekam in dem folgenden Streit zwischen Mama und Papa nur mit, dass es in dem Brief pikante, eindeutige Sätze geben musste. Wenn Papa sich nicht seiner Schuld bewusst gewesen wäre, wäre er bei den Handgreiflichkeiten mit meiner Mutter sicher nicht als Verlierer hervorgegangen. In dieser Rolle tat er mir sogar noch leid.

Ich hörte aus der Streiterei heraus, dass er seiner Freundin auch von mir und Gabi erzählte und sie ihm zurückgeschrieben hätte: „Hoffentlich wird er auch so ein lustiger Spaßmacher wie du!“ Auf jeden Fall eskalierte dieser Streit so, dass meine Mutter uns die guten Sachen rauslegte, um mit uns mal wieder zu Tante

Sanni zu flitzen. Mein Vater war nach der Prügelattacke zu meiner Oma hochgegangen und machte ihr bestimmt Vorwürfe, warum sie nicht vor meiner Mutter den Postboten abgefangen hatte. Meine Mutter schminkte sich kurz, überprüfte ihre und unsere Kleiderordnung und verstaute noch die Schlafanzüge von uns Kindern in einer Tasche. Dann nahm sie uns an der Hand und los ging es nach Trier-Süd zu Tante Sanni und Onkel Hein.

Wir Kinder freuten uns riesig, weil dort immer Süßigkeiten vorrätig waren und es immer lustig zuging. Samstags war öfters auch Onkel Paul da. Seine Frau war auch ein bisschen komisch, ähnlich wie Tante Greti, die Frau des Ex-Nazis. In Trier-Süd angekommen, mussten wir dreimal schellen. Das war unser Signal. Und schon kam Tante Sanni mit offenen Armen, um Gabi, ihre Patennichte, an sich zu drücken. Anschließend gab sie auch mir einen Kuss und umarmte meine Mutter: „Mein Gott, Elschen, lass dich doch endlich von dem Kerl scheiden! Es ist doch auch nicht gut für die Kinder, wenn sie immer diese Streitereien hautnah miterleben müssen!“ „Ich hab für so was kein Geld, Sanni! Wir vertragen uns ja auch immer wieder nach ein paar Tagen. Dann entschuldigt er sich auch ganz aufrichtig bei uns Dreien.“ „Ja, ja wenn du das unter einer glücklichen Ehe verstehst, dann ist das deine Entscheidung! Aber heul mir dann nicht immer was vor und denk auch an meine Nerven, gell?“

Wir nahmen in der großen Küche Platz. Zum Abendessen kam Onkel Hein, müde von seiner schweren Arbeit, heim und begrüßte uns. Nach dem Abendessen schellte es dreimal: „Das ist Papa!“, rief ich erschrocken. Nein, der war es zum Glück nicht, es war Onkel Paul und sein Freund Hans. Sie hatten eine Wandergitarre dabei. „Oh“, sagte Paul flapsig, „Familientreffen, Sanni?“ „So ungefähr“, meinte Onkel Hein und erzählte von dem Streit.

Hans, Pauls Freund, gehörte fast zur Familie. Er war der Schwager von Paul und beide waren lustige Musikanten. Hans konnte gut die zweite Stimme bei Schlagern und Volkslieder

singen. So tingelten sie vor dem Krieg auch oft noch mit Onkel Hein sowie August und Matthias Herrschler durch die Landen. Paul kassierte dann nach den Musiknummern das Trinkgeld beim Publikum in den Kneipen oder in den Straußwirtschaften. Die Besetzung waren Zwei Gitarren, eine Zither und ein Akkordeon, manchmal kamen bei größerer Besetzung noch zwei Geigen dazu. Dann spielte man Johann Strauß-Melodien oder Wienermusik. Matthias Herrschler, der sich später aus Liebeskummer zu einer verheirateten Frau im Wald erhängte, war Artist, Musiker und Clown in einer Person, ein Neffe meiner Herrschler-Rauen-Oma, der professionellen Sängerin, die leider so früh verstorben war.

Der Tag, der mit den Streitereien meiner Eltern begonnen hatte, fand ein feucht-fröhliches, musikalisches Ende. Gabi schlief mit dem Kopf auf dem Schoß meiner Mutter ein und Mama ging auch gleich mit ihr ins Büro meines Onkels, wo neuerdings ein breites Sofa stand. Ich bettelte bei meiner Mutter und Tante Sanni, noch aufbleiben zu dürfen, um die schöne Hausmusik von Onkel Hein und Onkel Paul zu hören und mitsingen zu dürfen. Paul sagte spontan: „Lass Horst ruhig bei uns, der kann doch morgen ausspannen.“ Schon war die Sache geritzt und ich durfte mich weiter am Musikmachen beteiligen. Schade, dass ich meine Mundharmonika nicht dabei hatte, manche Lieder hätte ich mitspielen können!

Die lustigen Musikanten unterhielten sich auch über Geschichten von früher, wie zum Beispiel darüber, dass sich Matthias Herrschler bei einem gemeinsamen Ausflug nach Bingen plötzlich von oben bemerkbar machte und zum Entsetzen der übrigen Besucher in schwindelerregender Höhe rund um den Mäuseturm balancierte – im Handstand über den Sicherheits-Handlauf! Nach dieser Aktion hatten sie wohl noch Musik gespielt, mit Gesang, zwei Gitarren und Knopfakkordeon und Paul hatte danach wie immer bei den Zuhörern abkassiert. „Der Matthias“, meinte Paul, „wäre heutzutage ein hochbezahlter Artist und Musiker! Ohne Ausbildung und Notenkenntnisse

konnte der die „Tanzenden Finger“, eines der schwierigsten und virtuosesten Stücke für Akkordeon, spielen - und damals gab es noch keine Tastatur wie heute beim Schifferklavier.“ Tante Sanni fragte in die Runde: „Wisst ihr noch, wie damals der Mattheiser Weiher zugefroren war und wir uns mit drei Kindern nebeneinander aufs Eis legen mussten? Wie Matthias dann mit seinen Schlittschuhen über uns sprang, zum Gejohle der anderen Kinder und er immer wieder jemanden dazulegen ließ, bis es am Schluss acht Kinder waren, über die er sprang? Ich hatte soooo eine Angst!“ „Ja, Sanni, du warst immer die Vorsichtigste, um nicht zu sagen, die Ängstlichste von uns allen!“, bemerkte Onkel Paul.

Dieser Samstagabend, der musikalisch und in bester Laune mit aufgewärmten Geschichten und Erlebnissen verlief, endete spät nach Mitternacht. Ich hatte mein Folterwerkzeug nicht dabei und ging noch aufs feine Wasserklosett. Dann kroch ich zu Tante Sanni und Onkel Hein ins Bett und verschief fast den Sonntagvormittag. Am Sonntagabend gingen wir ganz gemütlich nach Hause. Wir Kinder hatten etwas Angst vor der Reaktion meines Vaters, aber die war unbegründet. Wir bekamen alle einen Wiedersehenskuss, Mama wohl den längsten, obwohl sie sich etwas abdrehte...

Bibelstunde und Schauspielunterricht

Die traditionelle, verdummende Christenlehre jeden Sonntagnachmittag von 14.30 bis 15.30 Uhr musste ich immer pünktlich besuchen. Was dieser Pastor uns abverlangte, war ein stumpfes Auswendiglernen katholischer Doktrinen, die wir als religiöse Dorfkinder immer mehr hassten. Wenn wir in der Christenlehre kritische Fragen stellten zum Paradies, zur Sintflut, zu Sodom-Gomorra oder zur ewig flammenden Hölle, kam der fromme Mann immer nur mit dem Argument des Glaubens und damit basta. Einmal fragte ich ihn: „Herr Pastor, wie war das eigentlich damals im Paradies? Der böse Kain erschlug seinen lieben Bruder Abel, da hatten Adam und Eva nur noch einen Sohn. Wo aber lernte der böse Kain seine Frau kennen? Da war doch nur seine Mutter!“ Die anderen Kinder lachten, wir waren ja schon im pubertären Alter von 12 Jahren.

Helmut, der freche Nachbarsjunge, der manchmal freiwillig in die Christenlehre kam, um den Unterricht aufzumischen, meinte: „Der Kain hat seine eigene Mutter umgelegt, hihi!“ Da rief der Herr Pastor erbost: „Raus aus der Kirche und bete fünf Vater unser!“ Helmut und ich standen auf, um aus der Kirche zu gehen, da rief mir der Pastor hinterher: „Horst Schmidt, du bleibst hier! Hast ja nur eine dumme Frage gestellt.“ Helmut rief noch vom Eingang der Kirche zu uns rüber: „Mei Papp hoat gesoat, die ganz Bibel wär Puupes!“ Die Jungs grinsten und die Mädchen kicherten leise vor sich hin. Dieses Mal war die Christenlehre früher als sonst zu Ende.

Damit ich ab und zu mal die Christenlehre schwänzen konnte, habe ich mich mit meinem besten Freund Jupp abgesprochen. Mal ging er sonntags in die Kirche, mal ich. Wichtig beim Schwänzen war, dass derjenige, der teilnahm, auch aufpasste, damit er dem anderen mitteilen konnte, worüber gesprochen wurde. Es konnte sein, dass Jupps Vater genau wie meiner, uns nach dem Thema fragte. Die Christenlehre musste man bis zur

Firmung im Alter von 14 Jahre mitmachen. Ich war erst 12 und konnte diesen Doktrinen nicht entkommen. Also: Morgens in die hl. Messe, dann Kirchhof-Besuch und nach dem Essen in die Christenlehre.

Eines Tages, es war im Spätsommer, bekam Onkel Hein Theater-Freikarten. Er arbeitete am Dach des Theaters in der Rindertanzstraße. Dort wurden Balken ausgewechselt, die ziemlich morsch und von Holzwürmern zerfressen waren. In der Theater-Ferienzeit wurden oft Reparaturen in dem alten Gemäuer durchgeführt. Von der Intendanz bekamen die Handwerker mehrere Freikarten für Schauspiel oder Oper. Onkel Hein wusste von meiner Leidenschaft zum Theater und ging mit mir an einem Samstagabend in das klassische Stück „Nathan der Weise“. Die Hauptrolle spielte Wilhelm Meier-Ottens, den ich ja schon einmal besucht hatte. Ich war aufgeregter als alle Protagonisten dieses Schauspiels. Ich fragte in der Pause Onkel Hein, ob er mit mir nach dem Ende der Aufführung zum Bühnenausgang ginge, denn ich wünschte mir ein Autogramm von diesem Schauspieler.

Also gingen wir an den Bühnenausgang und warteten auf Meier-Ottens. Ich fragte ihn nach einem Autogramm. Er schien etwas verduzt darüber zu sein, dass ein Kind diesen Wunsch äußerte. Er lächelte mich an und gab mir das Autogramm. Ich sagte ihm, dass ich schon mal bei ihm vorgesprochen hatte. Tatsächlich konnte er sich an meinen Vortrag der „Bürgerschaft“ von Schiller erinnern, obwohl es schon ein paar Monate her war. „Warum hast du denn damals nicht in diesem Märchen mitgespielt?“, fragte er. Ich log und sagte ihm, dass ich wegen Scharlach nicht proben konnte und dann ein anderer diese kleine Rolle bekam. Ob er mir die Lüge abgenommen hatte, wusste ich nicht. Ich fragte ihn, ob er Schauspielunterricht erteilen würde und was das denn kosten würde in der Stunde. Er lächelte mich an und sagte zu Onkel Hein: „Ihr Junge scheint ja vom Theater besessen zu sein! In diesem Alter habe ich keinen Schüler, aber es erstaunt mich schon, dass ein Kind klassische Literatur

lernen möchte.“

Onkel Hein stellte klar, dass er nur der Onkel sei. Der Schauspieler wandte sich an mich: „Also, mein Junge, du musst ja wochentags in die Schule. Aber du kannst mir ja mal am Sonntagnachmittag nächste Woche vorsprechen. So gegen zwei Uhr, passt das? Dann entscheiden wir, ob es Sinn macht, dich jetzt schon auszubilden. Schau dir doch mal die Rolle des Schülers in Goethes Faust I an!“ Um die Kosten des Unterrichts solle ich mir mal keine Sorgen machen. Er verabschiedete sich nett und höflich und gab Onkel Hein eine gedruckte Visitenkarte.

Ich ging mit Onkel Hein anschließend zu Tante Sanni nach Hause. Diesen kleinen Wochenendurlaub hatte mir mein Vater, wenn auch sehr widerwillig, gestattet. Tante Sanni gab zu bedenken, dass mein Vater mir so einen Schauspielunterricht nie und nimmer erlauben würde. Ich bemerkte in heller Vorfreude, dass der Termin am Sonntag doch toll passen könnte, da zur gleichen Zeit am Sonntag die verhasste Christenlehre stattfand. Tante Sanni schüttelte den Kopf, aber sie besorgte mir den Faust als Reclamheftchen.

Am darauffolgenden Montag konnte ich mich kaum auf etwas anderes konzentrieren. In der Schule ermahnte mich mein neuer Lehrer Minninger zur notwendigen Aufmerksamkeit und Konzentration. Überall nahm ich das kleine Reclam-Buch mit. In der Pause las ich an einen Baum gelehnt, abseits des Kindertreibens, verschiedene Rollen der Tragödie Faust, I.Teil. Ich überhörte sogar die Pausenschelle und schmökerte noch immer in dem Buch, als eine kernige Militärstimme aus dem offenen Fenster meinen Namen rief: „Hallo Schmidt, was liest du da, komm sofort in die Klasse!“ „Auweia, der Herr Minninger!“ dachte ich und lief schnell zur Klasse im Erdgeschoss. „Also, das Heft muss ja spannend sein, dass du nicht einmal die Pausenglocke hörst, wohl Prinz Eisenherz oder Tom Brox, was? Zeig mal her, Horst!“ Ich kramte das Heftchen aus meiner Hosentasche und gab es ihm. „Donnerwetter, Schmidt! Klassische Tragödie, alle Achtung in dem Alter!“ Ich sagte nichts, nickte

und setzte mich hin.

Ich war an diesem Tage besonders froh, als die Schule endlich aus war und ich das Heft ungestört zu Hause weiterlesen konnte. Meine Mutter war am Waschen und Gabi spielte unweit von ihr im Hof. Ich sagte keinem der Familie, was ich demnächst vorhatte. Nur meinem besten Freund Jupp vertraute ich mich an, weil er mir ja erzählen musste, was der Pastor gefragt und gesagt hatte. Hinzu kam noch, dass eine Urlaubsvertretung vom Pastor einsprang, weil Pastor Begon mal wieder in der Eifel Urlaub machte. Das war bestimmt vom „lieben Gott“ so gewollt, dachte ich, dass all diese Zufälle so schön für mich passten!

Die Woche verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle. Ich ging noch samstags mit meinem Vater und Gabi ins Goldkälchen Pilze sammeln, vorwiegend Champignons, aber auch Schirmpilze. Wir waren mit unserer Familie im Sommer öfters hier oben nahe des „Brubacher Hofes“. Hier war es noch richtig bäuerlich, die Wirtsleute hatten einen großen Bauernhof mit vielen Kühen und Schweinen, die man schon von Weitem roch. Die Familie Frohnen war durch ihren guten Viez, den deftigen Schinken und den Hausmacher Broten weit über Trier hinaus bekannt. Wir gingen im Sommer oft am Wochenende zum Goldkälchen und vertrieben uns die Zeit mit Ballspielen oder Federball, manchmal von morgens bis abends. Wir nahmen dann Brote oder sonstiges Essen mit, meine Eltern tranken Viez, den meine Mutter mit Trinkwasser aus einer Quelle im Goldkälchen verdünnte. Wir Kinder bekamen ab und zu auch eine Flasche Sinalco oder nahmen Brausepäckchen mit, die wir in Quellwasser auflösten. Das waren die schönen Seiten meiner Jugend.

Am nächsten Sonntagmorgen war ich bestens gelaunt, denn heute war der Tag bei Meier-Ottens, ich, sein jüngster Schüler und er, der große „Nathan der Weise“, überregional bekannt als Charakter-Darsteller. Ich ging schon etwas früher als sonst mit meinem Vater zur Sonntagsmesse ins ferne St. Matthias. Nach dem Friedhofbesuch drängelte ich förmlich nach Hause

mit dem Argument, dass ich schrecklichen Hunger hätte. Mein Vater konnte das nicht verstehen, da ich doch so gut gefrühstückt habe, aber er legte einen Zahn zu, weil er Mutter beim Mittagessen noch helfen wollte. Zuhause angekommen drängelte ich meine Mutter bei der Vorbereitung: „Klaus, was hat der Junge, dass er so starken Hunger verspürt?“ „Vielleicht hat er einen Bandwurm oder zwei“, scherzte mein Vater.

Auf jeden Fall aßen wir an diesem Tag früher als gewöhnlich. Gleich nach dem Mittagessen wollte ich los, das Reclam-Heftchen in meiner Jacke verstaute, als mein Vater bemerkte: „Mensch, Horst, hast du es so eilig zur Christenlehre zu kommen? Es ist doch erst halb zwei!“ „Papa, ich möchte vorher noch Jupp und unseren gemeinsamen Freund Hans-Jürgen abholen!“ „Naja, dann geh schon!“ Ich flitzte förmlich aus dem Haus und den Caspary-Berg herunter, um ja nicht noch dem Pastor zu begegnen. Dann ging ich zur Weidengasse 10, wo der Schauspieler mit seiner Familie wohnte. Ich klingelte und eine sympathische Frauenstimme sagte: „Kommen Sie herauf, junger Mann, erste Etage!“ Feines, altes Stuck-Treppenhaus, keine knarrenden Holztreppen, sondern Stufen mit feinem, weißem Marmor und schönem Messing-Handlauf führten mich zu meinem künftigen Schauspiellehrer. Seine Frau war ein paar Jahre jünger als er, schätzte ich mal, eine sehr nette Erscheinung mit blonden Haaren. „Du bist aber noch sehr jung, darf ich „du“ zu dir sagen?“ „Selbstverständlich, Frau Meier-Ottens, ich bitte darum!“ Ich errötete leicht bei meiner flotten Aussage. „Geh‘ schon mal ins Arbeitszimmer, gleich rechts, mein Sohn kommt auch gleich und mein Mann kommt später, er hat sich nach dem Mittagessen noch etwas hingelegt.“ „Ja danke!“, erwiderte ich und betrat das Zimmer.

Ich war schon etwas aufgeregt, als ich mein Reclam-Heftchen auf den großen, massiven Couchtisch legte und mich im Arbeitszimmer umsah. Einige Bilder von Theateraufführungen hingen an der Wand. Aus seiner Theaterzeit in Berlin und Dresden waren größere Bilder vorrätig, die auch namhafte Kol-

legen aus gemeinsamen Produktionen zeigte. Ich hatte einzelne Namen schon aus Gesprächen von Onkel Hein gehört, wenn er sich mit Onkel Paul über Filme vor dem Krieg unterhielt. Ich hörte immer gerne zu, wenn diese großen Schauspieler erwähnt wurden, solche Stars wie Emil Jannings, Heinrich George, Gustav Gründgens, O.E. Hasse, Martin Held etc. Einige dieser großen Namen hatten mit meinem Lehrer Meier-Ottens in seiner Berliner Zeit gespielt. Unfassbar, dass dieser Mann nach Trier kam!

Während ich gedankenverloren auf der Ledercouch saß, kam plötzlich der Sohn der Familie ins Arbeitszimmer und stellte sich kurz vor: „Ich bin der Martin. Mein Vater hat dich bei mir schon angekündigt. Mal sehen, was du so drauf hast.“ Oh je, dachte ich mir, der scheint aber stark von sich eingenommen zu sein. „Wie lange beschäftigst du dich schon mit klassischer Literatur?“ Ich überlegte kurz und sagte kleinlaut: „Noch nicht lange, ich bin erst zwölf und hab bisher nur Hauptrollen in Märchen gespielt.“ „Immerhin, in deinem Alter hab ich mich noch nicht für Theater und klassische Literatur interessiert! Ich war wohl genervt vom Rollenstudium meines Vaters und dem Geklimper meiner Mutter“, grinste er. Erst da bemerkte ich den kleinen weißen Flügel in der rechten Ecke des großen Raumes, der ein wenig verdeckt war von einer riesigen Bücherwand, die den großen Raum teilte und ihn wohnlicher erscheinen ließ.

„Mein Vater spielte fast 10 Jahre am Schillertheater in Berlin“, erklärte Martin. „Dort lernte er auch meine Mutter kennen, die Kunstgeschichte und Theaterwissenschaften in Berlin studierte. Mein Vater gab da Kurse in alter und neuzeitlicher Literatur. Er hat noch vor dem letzten Krieg mit namhaften Schauspielern in Berlin und Dresden zusammen Theater gespielt und auch noch kurz nach dem Krieg. Aber meine Mutter wollte nach ihrem Studium nach Trier zurück. Ich bin in Berlin aufgewachsen und zur Schule gegangen. Mir hat es in Berlin viel besser gefallen als hier in der Provinz, aber Mutter wollte unbedingt zurück ins elterliche Haus nach Trier. Naja, inzwischen habe ich mich

auch in Trier eingelebt und habe Freunde auf der Schule.“

„Auf welche Schule gehst du?“, fragte ich. „Aufs Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, das ist das nächste von uns aus, und du?“ „Ich gehe noch auf die Volksschule, meine Eltern konnten das Schulgeld nicht zahlen.“ Martin schaute fast ungläubig bei meiner Antwort. Er sah mir meine Verlegenheit an und blätterte dann in meinem mitgebrachten Reclam-Heftchen. „Horst, pass auf, wir spielen mal einen kleinen Auszug aus der Szene ‚Studierzimmer Dr. Heinrich Faust‘. Ich trage den Text des Meisters vor und du die Rolle des Schülers.“ Den Schüler konnte ich schon auswendig und versuchte, diesem Text etwas Geheimnisvolles zu geben: „Ich bin allhier erst kurze Zeit und komme voll Ergebenheit, vom Meister lernen und erkennen, den alle mir aus Ehrfurcht nennen.“ „Halt!“, rief Martin. „Du musst diesen Text verschüchtert, fast stockend aufsagen. Du aber dominierst geradezu, als wärest du nicht der Schüler, sondern der Meister.“ Beim zweiten Mal gefiel ihm mein Dialog schon etwas besser. Wir trugen noch einige andere Textpassagen vor und kamen dann zu der berühmten Textpassage mit „des Pudels Kern“. „Horst, sprich du mal die Verse des Mephistopheles: Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft!“

Dieser Text sagte mir in seiner Bedeutung gar nichts, aber Martin fand mich seltsamerweise gut. Wir redeten noch über den nächsten großen Literaten, Friedrich Schiller, und sein größtes Werk „Die Räuber“ mit den zwei verfeindeten Brüdern Franz und Karl Moor. Da ging plötzlich die Tür auf und Vater Meier-Ottens kam mit einem scherzhaften Prolog auf den Lippen ins Zimmer: „Das Pentagramm macht dir Pein, ei sage mir, du Sohn der Hölle, wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein, wie ward ein solcher Geist betrogen?“ Mit theatralischer Mimik, ganz souverän, setzte sich der Schauspieler zu uns auf die Couch und gab mir die Hand.

Ich wollte aufstehen, wie sich das gehört, aber mein Lehrer drückte mich wieder in meine Sitzposition zurück. „Was habt ihr denn in der letzten Stunde so alles in Szene gesetzt?“

Martin berichtete ihm. Der Schauspieler schaute mich an und sagte dann auf einmal: „Kommt, spielt die Szenen noch mal durch!“ Gesagt, getan. Mein Lehrer grinste gutmütig und meinte: „Martin, du wirst mal ein guter Lehrer, aber leider kein Schauspieler, der Kleine hier könnte es werden, er hat den Ehrgeiz und die Besessenheit, die man dazu braucht!“ Ich fragte meinen künftigen Lehrer, was sein Honorar betragen würde, und er meinte: „Deine Freude und dein Wille zur Kunst reichen mir! Ich verlange kein Geld von dir, aber bitte erzähle außer deinen Eltern niemandem davon, dass du diese Stunden gratis bekommst!“ Das versprach ich und verabschiedete mich herzlich von beiden. „Bis nächsten Sonntag um die gleiche Zeit“, rief der Schauspieler mir nach.

Die Wochen zogen dahin, auf jeden Sonntag, an dem ich Schauspielunterricht bekam, freute ich mich schon Tage vorher. Wir spielten Situationen oft auch plastisch durch, ohne Text, Martin schaute zu und lobte mich, wie realistisch ich diese Szenen nachspielte. Ob im Café mit Hut und Mantel oder als verspäteter Kino- oder Theaterbesucher mit improvisierten Texten, ich konnte gut in die Rollen hineinschlüpfen. Wir spielten Akte aus „Diener zweier Herren“, einer Komödie, die mich überforderte aufgrund der zweideutigen Texte. Aber ich musste da durch. Im Winter, zwei Wochen vor Weihnachten, gastierte Meier-Ottens im Schauspielhaus in Düsseldorf. Da machte sein Sohn Martin mit mir weiter. Wir waren inzwischen gute Freunde. Manchmal machten wir nur eine halbe Stunde und gingen dann runter in den Hobbyraum, um Tischtennis zu spielen.

Im darauffolgenden Frühjahr, ich war inzwischen 13 Jahre, war ich ein gutes Stück gewachsen. Ich war auch einigermaßen sportlich. Das bezog sich aber nur aufs Fußballspielen, an Turnen und Leichtathletik hatte ich keinerlei Interesse. Im Gegenteil, ich hatte Angst, ich könnte mich verletzen. Mir gefiel die Aussage „Sport ist Mord“. Jedenfalls wollte ich in diesem Sommer nicht blind herumtoben, sondern ein bisschen Geld verdienen.

Aus Gesprächen mit meinem Vater wusste ich, dass Franzosen gerne Weinbergschnecken aßen, das war in ihren Augen eine echte Delikatesse. Papa und ich waren einmal in die Olewiger Weinberge und Wiesen gegangen und hatten dort schnell einen halben Trinkeimer voll Weinbergschnecken gesammelt. Zuhause pulte mein Vater die Schnecken aus ihrem Haus und wusch die Schneckenhäuschen mit kochendem Wasser aus. Anschließend füllte er diese Hüllen mit Knoblauch und Kräuterbutter. Dann setzte er ca. 20 Schnecken wieder zurück in ihre Häuschen und schob sie auf einem Backblech in den Backofen. Ich ekelte mich, sie zu essen, als sie nach 30 Minuten gar waren. Meine Mutter und Gabi ging es ebenso. So durfte mein Vater ganz alleine diese köstliche Vorspeise zu sich nehmen. Und das tat er dann auch laut schmatzend. Der Rest der Familie aß etwas anderes, selbst Oma, die in der ganzen Verwandtschaft von Papas Kochqualitäten schwärmte, wollte diese Schnecken-Delikatessen nicht.

Ich fragte meinen Vater, was „Weinbergschnecke“ auf Französisch heißt: „Escargots.“ „Danke Papa!“ Aus meinem Französisch-Unterricht bei Fräulein Fey wusste ich, wie ich eine Frage formulierte. Noch am selben Abend suchte ich Weinbergschnecken und fand genügend, um zwei Eimer vollzumachen. Freund Jupp brachte mir einen weiteren Eimer mit, den wir ebenfalls füllten. Danach gingen wir bei Jupps Eltern vorbei und die staunten nicht schlecht, als sie unsere Ernte sahen: „Frau Becker, wollen Sie ein paar Schnecken, ich verrate Ihnen auch Papas Rezept!“ „Nein, Horst, mir kommt es jetzt schon hoch, wenn ich die Dinger da nur sehe!“

Also ab nach Trier-Nord. Jupp holte sein Fahrrad und wir hingen die beiden Eimer an die Lenkstangen. Wir wollten gerade los, als ich auf den Gedanken kam, die Schnecken abzuwiegen. Es zeigte sich, dass 8 Weinbergschnecken etwa ein halbes Kilo schwer waren. Perfekt. Wir hatten keine Preisvorstellung. Ich schlug 90 Pfennige das Pfund vor. Wir konnten dann ja mal die Reaktion der Franzosen abwarten.

In Trier-Nord wohnten ein paar Hundert Familien in den

Blocks und in der Parkstraße die reichen Offiziere. Wir gingen eine gute Stunde bis Trier-Nord, denn wir mussten langsam machen, damit die Henkel der Eimer nicht abrissen. Beim ersten Haus mit französischen Familien angekommen, drückte ich auf alle Klingeln. Jupp wollte schon einen Rückzieher machen, als die erste Frau von oben sprach: „S’il vous plait, Monsieur?“ „Oh pardon, Madame, bonsoir, excusez-moi: Voulez-vous des escargots?“ „Hm, oui, garçon. Combien de Marks?“ „Bien qualité, Madame! Un kilo, un Mark est quatre-vingt Pfennig, Madame.“ „Oh, superbe, garçon! Un kilo et demi.“ „Deux Mark et soixante-dix Pfennig, s’il vous plait, Madame. Merci, au revoir, Madame et Monsieur!“

In einer knappen Stunde waren beide Eimer leer! Da mussten wir noch ein paar Mal hin mit neuer Ware, um die ganzen Familien zu bestücken. Wir teilten die Einnahmen, jeder bekam 12 Mark, das war viel Geld. Mein Vater staunte nicht schlecht, dass wir so schnell wieder zurück waren. Er meinte, dass ich das Geld sparen solle, da käme ja mit der Zeit einiges zusammen. Aber ich wollte mir weitere Reclam-Rollen-Bücher kaufen oder eine Langspielplatte mit Opernarien. Mochte mein Vater bei seiner biedereren Einstellung bleiben, ich würde mich auf jeden Fall nicht an seiner Wertvorstellung orientieren! Ich träumte mir meine heile Welt zusammen, die Scheinwelt des Theaters und der Kunst. Ich war inzwischen schon fast ein Jahr bei Meier-Ottens und spielte so manchen Prolog. Mein Lehrer korrigierte jetzt immer öfter meine Aussprache, die noch stark vom Trierer Dialekt geprägt war. Vor allem Wörter mit „ch“ und „sch“ fielen mir schwer. Aber ich kapierte schnell und versuchte diese Mängel abzustellen.

Der Herbst zog ins Land, die nötigsten Gartenarbeiten wurden von Oma, Mutter und Klein-Gabi im Garten verrichtet, es war Erntezeit. Im November, wenn alles so weit abgeerntet war, wurde von den Bauern die bestialisch stinkende Jauche auf die Felder gefahren, um sie zu düngen. Zu diesem Zweck kam früher auch immer ein Bauer aus der Nachbarschaft, um bei uns

das Plumpsklo zu entleeren. Um das Häuschen herum waren vier Bretter über die Grube gelegt und mit einem großen Blech zusätzlich abgedeckt, damit kein Kind aus Versehen da hineinfiel und qualvoll erstickte.

Eines Samstagnachmittags beim Essen fragte mich mein Vater: „Traust du dir das zu, so `ne Waschbütte voll Scheiße mit anzupacken und mit mir in den Garten zu tragen?“ „Oh Papa“, sprach ich fast weinerlich, „muss das sein?! Das hat doch immer ein Bauer mit dem Jauchefass abgeholt und dann wurde das da rein gepumpt.“ „Es ist aber inzwischen doppelt so teuer geworden und den Dünger können wir auch im Garten gebrauchen! Stell dich mal nicht so an! Jetzt spritzt die Kacke schon beim Scheißen an den Arsch, wir können nicht länger warten!“ „Aber Papa, wir sind doch bestimmt die einzigen, die das so raustragen, wo jeder, der vorbeikommt, die Scheiße von uns sieht, wenn wir sie die 50 Meter durchs Gässchen tragen.“ „Na und?“, meinte mein Vater. „Wen juckt's? Bei denen stinkt's genauso, wenn's aus dem Arsch ins Klo plumpst. Sogar bei der englischen Königsfamilie und beim Papst, oder meinst du, dass die etwa goldene Eier legen?“

Es hatte keinen Zweck. Wenn ich das vorher gewusst hätte, wäre der Erlös vom Schneckenverkauf in den Transport der Fäkalien geflossen. Meine Mutter schämte sich auch, aber sie wurde da überstimmt. Und Gabi und Oma hielten sich schon solidarisch die Nase zu, wenn das Gespräch auf die bevorstehende Prozedur kam.

Schließlich war der Tag X gekommen: Mein Vater zog sich die ältesten Klamotten an und Mutter legte mir halb zerschlissene Hosen raus. Wir sahen aus wie Penner, die ihre beschissene Lebenslage demonstrativ in einer vergammelten Bütte voller Fäkalien transportierten. Mein Vater versenkte einen Eimer in die Scheißgrube, zog ihn wieder hoch und schüttete den Inhalt in die Bütte. Fäkalien spritzten in mein Gesicht. Optisch sahen sie aus wie meine beschissenen Sommersprossen um die Nase.

Vater bückte sich immer tiefer in die Grube und goss Eimer

für Eimer in die Bütte, bis sie fast bis an den Rand voll war. Wir hatten jeder ein paar alte Lappen in der Tasche und putzten die Griffe links und rechts sauber, damit sie nicht so glitschig waren. „So, jetzt kurz gebückt und raus aus dem Kreuz, Horst! Komm jetzt und versuche mit mir im Gleichschritt zu gehen, damit die Scheiße nicht an der Seite aus der Bütt rausläuft.“ Ich machte einen gequälten Eindruck, was ihn rot werden ließ. Und als seine Wut hochkam, schrie er mich an: „Fressen tut ihr alle gerne, aber mit der logischen Konsequenz, der Verdauung, rechnen? Da setzt wohl der Verstand aus oder was?!“ „Papa, ich schäme mich vor den Leuten und meinen Schulkameraden, die uns unterwegs begegnen werden, das musst du doch verstehen!“

Es half nichts. Auf Papas Kommando wurde die Bütt hochgehoben und es ging Richtung Garten, die holprige Gasse mit Kopfsteinpflaster entlang. Ab und zu schwappte es bei mir über, weil mein Vater noch ein paar Zentimeter größer als ich mit meinen fast 14 Jahren war. Nach 20 Meter setzten wir ab und wechselten die Seiten, rechts hatte ich auch etwas mehr Kraft. Zwei hübsche Mädchen, Töchter meines jetzigen Klassenlehrers Minninger, gingen an uns vorbei und hielten sich die Nase zu. „Passt auf, geht schnell vorbei, ihr Suppenhühner!“, murmelte halblaut mein Vater. Ich schämte mich fürchterlich und hörte ihr Lachen noch aus der Entfernung. Mein einziger Gedanke war: Hoffentlich würden die das nicht in der Schule den anderen Kindern weitererzählen. Im Garten angekommen verteilten wir den Dünger auf dem Kappesfeld. Mit der leeren Bütte ging es dann wieder heimwärts, um die nächste Fuhre vorzubereiten. So gingen wir an diesem Samstag noch viermal, um unsere Fäkalien öffentlich zum Garten zu transportieren, teils mit, teils ohne Kommentare von vorübergehenden Samstagabend-Kirchgängern oder von Nachbarn, die mich mit mitleidigen Blicken ansahen.

Nach einem längeren Bad in der sauberen Badebütte ging ich abends schnell ins Bett, ohne etwas zu essen, ich hatte keinen Appetit mehr. Papa meinte, er sei stolz auf seinen kräftigen

Sohn, den man schon zu etwas gebrauchen könne. Ich hätte ihm gerne meine Meinung ins Gesicht geschleudert, aber ich hatte Angst und viel zu viel Respekt vor ihm. Er meinte noch, dass ich morgen früh ausschlafen könne, solange ich wollte, der Kirchengang nach St. Matthias würde ausfallen. „Wie schön!“, bemerkte ich und verabschiedete mich mit einem Kuss von meiner Mutter. Ich schlief fast bis zum Mittagessen, hatte Gelenkschmerzen und meine Handflächen taten weh. Mama massierte mich und cremte meine Hände ein. Nach dem Essen flitzte ich wieder zum Unterricht in die Weidengasse 10. Mir tat jeder Schritt ein bisschen weh, aber die Vorstellung, endlich wieder in eine andere Atmosphäre einzutauchen, verlieh mir Flügel.

Bald wurde es winterlich und ungemütlich. Mein Vater arbeitete neben seiner Hauptarbeit bei der Bahn auch gelegentlich bei einem Malermeister aus Konz und half ihm an Wochenenden aus. So verdiente er Geld dazu und wir machten dann gelegentlich auch kleine Urlaubsfahrten an den Rhein oder an den Bodensee zu Verwandten. Durch die Freifahrtscheine meines Vaters, der ja Bahnhandwerker war, kosteten uns die Zugfahrten nichts. Das kam den Sparplänen meines Vaters sehr entgegen.

Eines Sonntagmorgens im Frühling ging Jupp mit mir und Vater nach St. Matthias zur Kirche. Auf dem Wege dorthin hatte mein Vater die Idee, am nächsten Sonntag mit der ganzen Familie und Jupp, dessen Vater auch auf der Bahn als Lokführer arbeitete, mit dem Zug nach Frankfurt zu fahren, um den dortigen Zoo zu besuchen. „Oh prima, Herr Schmidt“, jauchzte Jupp, „da wollte ich immer schon mal hin! Ich werde meinem Vater Bescheid geben wegen dem Freifahrtschein!“ „Meine Fresse“, dachte ich, „dieser Idiot weiß doch, wo ich seit über einem Jahr sonntags um 14.00 Uhr hingehe!“

„Horst, was sagst du dazu?“, fragte mein Vater. Ehe ich antworten konnte, plapperte Jupp unbedacht das Geheimnis heraus: „Horst, du kannst ja deinem Schauspieler schon heute Nachmittag Bescheid geben, dass du nächsten Sonntag nicht zum Unterricht kommst.“

„Was?!“, schrie mein Vater, „Wo gehst du heute Nachmittag hin?“ „Ich bekomme von dem bekannten Trierer Schauspieler Wilhelm Meier-Ottens Schauspielunterricht, seit über einem Jahr, Papa.“ Flatsch-Batsch schlug es bei mir links und rechts im Gesicht ein und mit einem kräftigen Fußtritt unterstrich mein Vater seine schon krankhafte Abneigung gegenüber den künstlerischen Ambitionen seines Sohnes. Es war der unterschwellige Komplex gegen Mamas Familie, den ich immer dann zu spüren bekam, wenn ich nicht nach seiner Pfeife tanzte. Meine Wut über meinen dummen Freund und seinen Verrat ließen bei mir nicht die Tränen fließen, obwohl ich Schmerzen empfand. Jupp war blass geworden und wollte mir noch umständlich mit Ausreden zur Seite stehen, aber mein Vater schaltete auf stur und schimpfte los: „Diese pädophile Theaterschwuchtel greift sich ein Kind und setzt ihm Flausen in den Kopf, um ihn gefügig zu machen! Horst, du gehst nie wieder zu diesem spielenden Hungerleider hin! Hast du verstanden?! Ich habe dir vor Jahren schon jeglichen Kontakt mit diesen Mimen im Theater verboten! Du hörst einfach nicht!“ Peng, batsch, noch eine Backpfeife, mit der er mir den Kern seiner Aussage noch begreiflicher machen wollte.

„Ich geh nach Hause und sag es Oma!“, heulte ich. „Kannst alleine in deinen bescheuerten Gottesdienst gehen!“ Ich lief ihm davon, er machte auch keine Anstalten, mich einzufangen. Ich ging in Richtung Weiher, als Jupp hinter mir herkam und rief: „Dein Vater ist wirklich bekloppt, tut mir leid, dass ich dem das von dir gesagt habe! Konnte ja nicht wissen, wie bescheuert der reagiert!“ „Ist gut Jupp! Jetzt hast du es ja mal erlebt. Also: In Zukunft behältst du das für dich, wenn es ums Singen und das Theater geht! Ich hoffe nur, dass er mir nicht noch das Theaterspielen im Pfarrheim verbietet.“

Wir gingen nicht nach Hause, sondern machten den kleinen Umweg in die Weidengasse, um der Familie Meier-Ottens zu berichten, dass ich nicht mehr zu ihnen kommen durfte, weil mein Vater es verboten hatte. Ich fragte meinen Freund Jupp, bevor wir am Haus von dem Schauspieler ankamen, ob man noch Spu-

ren der Schläge meines Vaters sehen würde, das wäre mir sonst peinlich gewesen. „Alles klar, Horst, die Rötung ist weg.“ Ich klingelte, nachdem ich Jupp zum Stillschweigen ermahnt hatte, weil ich nicht wieder so einen Lapsus von ihm hören wollte. Von oben kam mir Martin, inzwischen eine Art großer Bruder und Freund, entgegen und fragte, warum ich denn zwei Stunden zu früh käme. Ich stellte ihm Jupp vor und sagte ihm unverblümt, dass mein Vater es mir verboten habe, weiter zu ihnen zu kommen. Er nahm mich in die Arme und ich schluchzte laut auf, als er mir vorschlug, selbst mit meinem Vater zu reden, um ihm zu erklären, wie schade es sei, mir diesen Wunsch nach einer sinnvollen, musischen Ausbildung zu verwehren.

Inzwischen kam auch seine Mutter ins Treppenhaus und fragte, was passiert sei. Martin erklärte es ihr und seine Mutter meinte: „Schade Horst, ich werde es meinem Mann mitteilen, er hat sich inzwischen hingelegt. Er wird sicher traurig über die Entscheidung deines Vaters sein, aber wir müssen das akzeptieren. Später, wenn du selbst bestimmen darfst, kannst du ja wieder zu uns kommen! Mach es gut, Junge, und hab trotzdem weiterhin Spaß am Theaterspielen!“ Sie ging wieder nach oben und kam mit zwei Tafeln Schokolade zurück, für mich und meinen Freund Jupp. Wir verabschiedeten uns von Frau Meier-Ottens und von Martin, der mich nochmals umarmte und mir alles Gute wünschte. Ich hatte danach richtiges Herzensleid und mir war während der ganzen Wegstrecke nach Hause sehr weinerlich zumute. Mein Freund Jupp sagte kaum ein Wort, er war sich wohl der schlimmen Konsequenzen seiner unbedachten Aussage bewusst.

Ich aß an diesem Sonntag bei Jupps Eltern und ging erst am Abend nach Hause. Meine Mutter kam mir entgegen. Sie hatte sich Sorgen gemacht, weil sie wusste, was während unseres Kirchganges vorgefallen war. Sie hatte mir versprochen, dass Vater sich inzwischen abregiert hätte und fragte mich kurz vor der Haustür noch, ob dieser Schauspieler nicht doch an mir rumgefummelt habe. Ich fuhr sie empört an und verneinte dies

mit aller Entschiedenheit. Was mein Vater in seiner Antipathie Künstlern gegenüber alles in Erwägung brachte, war absolut hirnrissig! Wir gingen zusammen in unsere Wohnküche, wo Vater mit Gabi Mühle spielte und mich nicht weiter beachtete. Er fragte mich nicht, wo ich den ganzen Tag über gewesen sei, er ignorierte mich einfach. Ich ging gleich zu meiner Oma, die sagte, dass mein Vater es doch nur gut mit mir meinte und mich auf den rechten Lebenspfad führen wollte, frei von jeglicher Spinnerei. Dann erzählte sie mir noch, dass mein Vater und Tante Käthchen sich einig wären, dass ich nach dem Volksschulabschluss den traditionellen Beruf des Malers und Anstreichers erlernen sollte. Es sei für mich nun an der Zeit, die Träumereien aufzugeben und erwachsen zu werden...



Die glücklichen Eltern: Else und Klaus Schmidt mit Horst (etwa 2 Monate)*



Mutter Else und Horst



Mutter Else und Horst (ca. 6 Monate)



Tante Sanni mit Gabi*



Horst mit Schwester Gabi, um 1943



Mutter Else mit Gabi und Horst, um 1944



Klaus Schmidt im Fronturlaub
mit Sohn Horst, um 1942



Horst in französischer Kleidung*



Horst mit Oma Johanna Schmidt
und Schwester Gabi



„Chinesenpitt“ - Opa Peter Schmidt



Volksschulklasse 1949 mit Lehrerin Fräulein Fey (Horst: 1. Reihe., sitzend, 2.v.r.)



Horst im Alter von 10 Jahren



Horst im Schnee hinter seinem Kumpel
„Jupp“ Becker

ERLÄUTERUNGEN BILDTEIL 1:

S. 5 Kapitel-Bild:

Horst als Kind während des 2. Weltkrieges

S. 96 oben:

Die glücklichen Eltern:

Else Schmidt, geb. Rauen (21.09.1917-14.11.1962) und Nikolaus (Klaus) Schmidt, (31.12.1916-10.08.1986) mit ihrem Erstgeborenen Horst Peter Schmidt (*07.02.1940)

S. 97 oben rechts:

Tante Sanni mit Gabi:

Susanne Fink, geb. Rauen, Schwester von Else, mit der kleinen Gabriele (02.3.1943 - 08.1.2018)

S. 99 oben rechts:

Horst in französischer Kleidung:

Vater Klaus hatte sie aus der Gefangenschaft in Frankreich geschickt.

2. TEIL:

Lehrjahre sind keine Herrenjahre



Das goldene Handwerk

Opa, der Chinesenpitt, war ein guter Malermeister, mein Vater ein tüchtiger Anstreicher und Lackierer. Onkel Paul hatte denselben Beruf und sein Sohn Dieter arbeitete mit ihm in der gleichen Firma. „Na wunderbar“, dachte ich, „also war das familiär schon durchgesprochen und abgeseget!“ Ich erklärte Oma, dass ich diesen Beruf nicht mag und wenn ich schon nicht ans Theater dürfe, dann wollte ich doch lieber den Beruf eines Kaufmanns erlernen, das würde mir Spaß machen, aber nicht ein dreckiger Handwerksberuf.

Der Sommer verging, ich musste meinem Vater an verschiedenen Sonntagen helfen, wenn Not am Mann war und er nebenher Wohnungen renovierte oder als Anstreicher tätig war. Mein Vater brachte mir bei, wie man einen Pinsel führt und damit beschneidet, ganz wichtig beim Fensterlackieren oder wenn eine Fußleiste gestrichen wurde. Ich musste Tapetenreste entfernen, kleistern, die Ränder der Tapeten mit einem Tapetenmesser über eine scharfe Blechkante abtrennen, sauber machen, mit Glaspapier abschleifen und vieles andere mehr. Die scheußlichste Arbeit war das Abwaschen der alten Leimfarben-Decken. Mit einem Eimer Wasser, an der Standleiter mit Haken befestigt, wurde mit einer Streichbürste die alte Farbe von der Decke geschrubbt oder mit der Spachtel runtergeschabt. Vater gab mir für solche Arbeiten ein paar Mark Taschengeld als Anreiz. Ich hätte lieber Pilze und Weinbergschnecken gesammelt und sie anschließend bei meiner französischen Stammkundschaft verkloppt.

Ich fragte meine Mutter, ob ich nicht Kaufmann werden könne, das würde mir ja Spaß machen, wenn ich schon nicht Gesang oder Schauspielerei studieren durfte. Meine Mutter meinte dazu: „Horst, ich habe schon mit Tante Sanni darüber gesprochen, auch Onkel Hein meinte, dass du bestimmt mal ein guter Kaufmann werden könntest. Er hat schon in einem renommier-

ten Feinkostgeschäft nachgefragt und nächsten Montag gehst du dich mit Onkel Hein bei Stalbus-Bandmann vorstellen. Aber sage deinem Vater nichts davon! Er war sich schon mit Oma und Tante Käthchen einig, dass du Anstreicher und Schriftmalerei lernen und dich später selbstständig machen solltest.“ Ich stöhnte auf bei solchen Aussichten.

Um 17.00 Uhr sollte ich mich bei dem Laden vorstellen. Ich musste noch auf Onkel Hein warten, er hatte eine Stunde früher Feierabend gemacht, damit wir pünktlich im Geschäft waren. Knapp 15 Minuten von Tante Sanni weg war dieses bekannte Geschäft gelegen. Onkel Hein hatte sich noch schnell rasiert und Tante Sanni hatte meine Haare nochmals durchgekämmt. Mein Zeugnis hatten wir mitgenommen. Zusammen mit Onkel Hein erreichte ich meine zukünftige Arbeitsstelle, dessen war ich mir sicher. Herr Stalbus-Bandmann war ein älterer Herr. Er begrüßte uns mit feinem Hochdeutsch und bat uns nach hinten in sein Büro. Er hatte noch einen männlichen Lehrling und vier Verkäuferinnen.

Mir gefiel der Laden auf Anhieb. Er hatte mindestens 180 qm und vier große Schaufenster. In der Mitte befanden sich drei Bedienungsgondeln. Zu der damaligen Zeit war das sehr fortschrittlich. Die meisten Geschäfte hatten vielleicht 40-60 qm und wurden von einem Ehepaar oder einer Person geführt. Daneben gab es noch reine Milchgeschäfte, wo die Leute mit einer kleinen Milchkanne Frischmilch kaufen konnten, die dann je nach Bedarf in die mitgeführte Milchkanne eingefüllt wurde. Das waren die kleinen Fachgeschäfte für Milch, Butter, Käse, Eier.

Also: In diesem schicken Feinkostladen sollte ich den Beruf eines ordentlichen Lebensmittelkaufmanns erlernen! Herr Stalbus-Bandmann schaute sich mein Zeugnis an: „Da hast du aber ein sehr gutes Zeugnis, mein Junge. Ich mache trotzdem einen kleinen Test mit dir, damit ich mich von deiner guten Schulleistung auch in der Praxis überzeugen kann.“ Er gab mir ein paar Textaufgaben und einfache Rechenaufgaben in der

Prozentrechnung, die ich fehlerfrei löste. Dann gab er mir ein leeres Blatt Papier und diktierte mir ein paar Sätze, die ich fehlerfrei schrieb.

Das Ganze dauerte keine Stunde – und ich bekam sofort die Zusage vom Chef, dass ich in zwei Wochen anfangen könnte. Onkel Hein und ich gingen hochofret zur Wohnung in die Friedrich-Wilhelmstraße zurück und berichteten von dem sympathischen Kaufmann und meiner fehlerlosen Vorprüfung um die Stelle des Lehrlings. Meine Mutter freute sich ganz besonders, da endlich auch mal der Wunsch ihres Sohnes respektiert wurde. Sie hatte zu Hause meinem Vater einen Zettel hinterlegt, auf dem sie notierte: „Wir sind zu Sanni wegen Horst und seiner Bewerbung, versuchen wieder früh zu Hause zu sein!“

Gegen 19.00 Uhr kamen wir zu Hause an. Mit einem mürri-schen Gesicht empfing uns mein Vater: „Elschen, du weißt ganz genau, dass ich es dir und den Kindern verboten habe, zu deiner Schwester und ihrem Mann zu gehen! Und jetzt mischt sich dieser Heini noch in den beruflichen Werdegang meines Sohnes ein!“ Er schäumte vor Wut: „Egal, was ihr mir sagen wollt, ich habe einen Plan mit Horst, er wird schon nächste Woche nach Wiesbaden mit dem Zug fahren und eine Vorprüfung zum ‚Jungwerker‘ und damit die Qualifikation zur Beamtenlaufbahn der Bundesbahn absolvieren, vorausgesetzt er schafft die Prüfung. Dann wird er sechs Wochen in der ‚Rotte‘ eingesetzt, im Gleisbau eine rundum praktische Einweisung erfahren und dann im Innendienst ausgebildet. Er kann eine Beamtenkarriere starten, wenn er fleißig und willig ist. Wenn er bahneigene Schulen besucht, kann er noch höher aufsteigen! Ich habe die Formulare hier auf dem Tisch liegen!“ Er schaute uns an: „Das nenne ich einen realistischen Plan. Was habt ihr denn erreicht?“

„Horst hat die Stelle eines Lehrlings bei dem Feinkostgeschäft Stalbus-Bandmann bekommen und fehlerfrei die Aufnahmeprüfung geschafft!“, sagte meine Mutter. „Er kann dort in zwei Wochen anfangen. Hier ist die schriftliche Zusage, Klaus...“ Darüber geriet mein Vater noch mehr in Zorn:

„Was? Mein Sohn soll Heringsbändiger werden? Seid ihr denn alle bescheuert! Muss der einen Beruf nach seinen Fantastereien erlernen, mal Künstler, mal fliegender Händler, vielleicht noch beim fahrenden Volk einsteigen wie die Herrschers von deiner Mutters Gnaden, die mit Ach und Krach ihre Kinder durchbringen konnte?! Nein, ich möchte keinen Sohn, der Heringsbändiger ist, und keinen, der später einmal mit dem Hut vorm Hägin [ein Trierer Kaufhaus in der Simeonstrasse] sitzt und ein Instrument spielt oder singt, um dem Hungertod zu entgehen! Habt ihr mich verstanden?!“

Er zerriss die schriftliche Zusage des Kaufmanns. Ich schrie meinen Vater zum ersten Mal an: „Das lasse ich mir nicht mehr gefallen, Papa! Dass du deine Vorstellungen durchsetzen willst, obwohl es mein Leben betrifft! Ich werde diese Stelle antreten, ob du damit einverstanden bist oder nicht! Und wenn ich mit Onkel Hein zu einem Rechtsanwalt gehen muss!“

Das war zu viel. Er packte mich an den Schultern, hob mich ein Stück hoch und knallte mich auf den Boden. Das war das Alarmzeichen für meine Mutter. Sie zog meinen Vater an seinen Locken fast über den gesamten Tisch. Der wiederum schlug zum ersten Mal meiner Mutter einen Fausthieb frontal ins Gesicht. Meine Mutter schrie irgendetwas von Scheidung. Mein Vater sei einer der „größten Vollidioten auf Gottes Erdboden“, ein „Scheinheiliger, der jeden Sonntag zur Kirche rennt und gleichzeitig die Familie tyrannisiert, ein blöder Idiot, ein verdammtes Arschloch“ – und das alles wegen meiner tollen Stelle als Kaufmannslehrling. Ich konnte die Welt nicht mehr begreifen.

Oma hatte uns weinen gehört und kam die Treppen herunter, um ihren Sohn in den Senkel zu stellen: „Warum tobst du so herum?! Sei doch froh, dass Horst eine Stelle hat! Er hat doch schon in jungen Jahren bewiesen, dass er das Zeug und die Begabung zum Handeln hat. Das Talent dazu hat er von der Familie deiner Frau. Du kannst nicht die Lust am Anstreicher-Beruf und die Tradition deines Vaters und dir in ihn hineinprügeln! Nik, man meint tatsächlich, du hättest den Verstand verloren!“

Ich ging mit Oma hoch in ihre Küche. Sie meinte, dass mein Vater nur das Beste für mich wollte und letzten Endes sogar stolz auf mich wäre, es aber als Fehler betrachtete, mich für irgendetwas zu loben, was nicht förderlich wäre. Ich sollte doch nächste Woche mal nach Wiesbaden zum Eignungstest fahren. Wenn ich durchfallen würde, weil die ja nur 20% einstellen würden, hätte ich wenigstens versucht, meinem Vater etwas entgegenzukommen. Ich beruhigte mich allmählich: Vielleicht war es ja doch nicht verkehrt, mal diese Eignungsprüfung in Wiesbaden mitzumachen und sich mit dieser Berufsperspektive auseinandersetzen?

Also fuhr ich kurze Zeit später mit dem Zug nach Wiesbaden. Das Schulungsgebäude der Bahn war schon vom Bahnhof aus zu sehen. Ich ging in der Empfangshalle an den Informationsstand und fragte nach den Räumlichkeiten, in denen die Eignungsprüfung stattfinden sollte. Die Prüfung sollte erst um 15.00 Uhr im Unterrichtsraum II auf der ersten Etage beginnen. Ich hatte also noch etwas Zeit, mir das Gebäude samt Lokomotiv-Museum und Kantine anzusehen, bis es für meine Beamten-Zukunft ernst wurde. Ich ging zuerst in die Kantine, da ich großen Hunger verspürte. Hier war alles peinlich sauber und die Selbstbedienungstheke modernste Technik der damaligen Zeit. Man konnte sich hier das Tagesmenü bestellen, was ich auch tat, denn es gab „Rheinischen Sauerbraten mit Kartoffelpüree“, eines meiner Lieblingsgerichte. Ich trank noch eine Cola dazu. Nachdem ich gut gegessen hatte, ging ich ins Museum. Da tummelten sich bereits einige Kandidaten für die mittlere Beamtenlaufbahn herum. Ich mischte mich unter einige Jungs, die aus allen Gegenden Deutschlands stammten.

Ich war, wie es sich bald herausstellte, einer der Jüngsten, der sich für diese Laufbahn eines Jungwerkers für die mittlere Beamtenlaufbahn bewarb und das auch noch ziemlich unfreiwillig. Vom Bildungsstand her kam ich mir etwas unterprivilegiert vor, weil viele von ihnen die mittlere Reife oder das Einjährige als Zeugnis präsentieren konnten. Wenn da nur 20%

spätere Auslese dabei waren, dann konnte ich eigentlich gleich schon die Heimreise antreten. Das Mindestalter war 14 Jahre, bevorzugt waren aber Kandidaten ab 16 Jahren mit entsprechend höherer Schulbildung. Toll, die Kriterien der Voraussetzung eines Prüflings hatte ich ja gar nicht! Was hatte sich mein Vater denn da für falsche Hoffnungen gemacht und was hatte er mir eigentlich zugetraut?

Man bescheinigte mir immer schon eine überdurchschnittliche Intelligenz und Auffassungsgabe, allerdings gepaart mit Faulheit und fehlendem Ehrgeiz. Das waren nie und nimmer die Eigenschaften, die man für eine Karriere auf dem 2. Bildungsweg brauchte. Ich suchte oft den bequemeren Weg, um meine Ziele zu erreichen. Es musste mir quasi in den Schoß fallen. Bei meiner musischen Begabung war das anders, hier konnte ich mich, wenn ich kleine Erfolge durch stundenlanges Üben verspürte, eine gewisse Professionalität bis zur Perfektion entwickeln und wurde auch niemals müde. Aber das blieben ja meine Träume, von denen nur wenige wussten.

Soweit ich den Überblick hatte, waren wir über 60 Jungs. Wenn davon nur 20% nach der Prüfung eingestellt würden, konnte ich mir ja ausrechnen, dass ich als einer der jüngsten Teilnehmer kaum eine Chance hatte, mit einem positiven Ergebnis nach Hause zu fahren. Aber egal, ich versuchte es irgendwie zu schaffen, damit meine Eltern Grund hatten, auf mich mal stolz zu sein. Jetzt also ging es los: 68 Prüflinge im großen Plenarsaal der hessischen Bahndirektion in Wiesbaden. Wir wurden auseinandergesetzt, keiner hatte die Möglichkeit, beim Nachbarn abzuschreiben. Wir wurden darauf hingewiesen, mit äußerster Ruhe und Konzentration die Bögen auszufüllen. Wer dabei erwischte werde, seinem Nachbarn zu helfen oder mit dessen Hilfe eine Aufgabe zu lösen, fliege unmittelbar aus dem Raum und könne seine Heimreise antreten.

Ich hatte mir die Aufgaben schwieriger vorgestellt und brauchte nur 40 Minuten, um die Bögen ausgefüllt und mit Namen versehen am Pult vorne abzugeben. Ich hatte ein gutes Ge-

fühl. Nur bei den Fragen in Erdkunde war ich nicht zuversichtlich. Das war meine Schwachstelle und ich war mir sicher, da Fehler gemacht zu haben. Nach der Abgabe der Bögen durfte ich schon in die Pause. Im Gespräch mit den anderen Schnellkernern kamen wir zu der Überzeugung, dass diese Prüfung leichter gewesen sei, als wir es allesamt angenommen hatten. Wir gingen in die Kantine und tranken Cola, einige Ältere bestellten sich Kaffee und ein Stück Kuchen. Dann war es so weit: Wir fuhrten wieder mit dem Aufzug zur I. Etage in den Plenarsaal. Der Leiter der Prüfungskommission rief unsere Namen auf. Dann teilte er uns mit, dass 25 Prüflinge es in der vorgeschriebenen Zeit nicht geschafft hätten, ihre Bögen abzugeben. Die Namen nannte er nicht, da es auf das Endergebnis ankomme, ob sich der eine oder andere nicht doch noch qualifiziere.

Ich dachte bei mir, „Ach, wie großzügig“, da waren bestimmt einige „höhere Intelligenzler“ dabei, die sich an den Bruchaufgaben die Zähne ausgebissen hatten. Ich war sogar etwas schadensfroh darüber und malte mir aus, wie diese Leute die Gesichter verziehen würden, wenn ein „Volksschüler“ ihnen ihre Laufbahn streitig machen würde. Das Entsetzen der Eltern dieser „Hochgestochenen“ wagte ich mir erst gar nicht vorzustellen. Klar, das war ein unterschwelliger Minderwertigkeitskomplex, der immer wieder in mir hochstieg.

Nun aber begann der zweite Teil der Prüfung: Es wurden große Kästen mit Schlössern, Schlüsseln, Holzfiguren und Puzzleklötzchen aufgestellt, mit denen nach Aussage des Oberprüfers die Geschicklichkeit und Reaktion der Prüflinge getestet werden sollten. Weil wir uns ja für die Laufbahn der mittleren, beziehungsweise gehobenen Beamtenlaufbahn bewarben und damit eine sechswöchige Rottenarbeit im Gleisbau und Reparaturen an offener Strecke verbunden war, sei es unabdingbar, diese Übungen zu bestehen. „Gute Nacht, Herr Amtmann!“, dachte ich mir, „das schaffste nie!“ Denn das war nun wirklich nicht meine Stärke! Ich hatte nie Spaß am Werkeln, nie Spaß am Puzzeln, das ging alles in die Hose. Schon die erste einfache

Übung, bei der man für 30 Schlösser die passenden Schlüssel finden musste, fiel mir schwer. Ich wurde zusehends nervöser. Einer der Prüfer hatte Mitleid mit mir und raunte mir zu, ich sollte ruhig bleiben und auf den Schlüsselbart schauen. Dadurch könnte ich Zeit gewinnen und erfolgreicher sein.

Fünf Minuten Konzentrationspause, dann ging es in den Nebenraum, hier waren auf kleinen Werbetafeln Zeichnungen angebracht und davor im Baukastensystem entsprechend geformte Bauteile, um nach dem angezeigten Bauplan ein Flachgebäude ähnlich einer Bahnhofshalle zu bauen. Wieder ein Misserfolg: Meine Bahnhofshalle wurde als nicht fertig registriert und als baufällig eingestuft. Ein Raum weiter wurden Reaktion und Schnelligkeit gemessen. Ich war einigermaßen sportlich, spielte seit einiger Zeit beim VfL Trier Fußball und konnte auch ganz gut Tischtennis spielen. Ich bekam einen Tennisschläger in die Hand gedrückt. Eine kurze Erklärung und da kamen mir schon die Tennisbälle links und rechts um die Ohren geflogen. In den ersten Sekunden hatte ich verpasst, schnell genug zu reagieren, aber dann hatte ich die Sache gut im Griff. Bei dieser Übung konnte ich endlich mal wieder punkten. Bei den vorangegangenen technischen und logischen Arbeiten hatte ich versagt, das war klar.

Die Spannung wuchs, die Prüfungen waren vorbei, alle 68 Jungen harrten der Dinge, die da noch kommen würden. Es war 18.00 Uhr, als der Prüfungsleiter und seine Assistenten den großen Raum betraten. Mit gewichtiger Miene und todernstem Gesicht beschrieb er die einzelnen Rubriken der hinter uns liegenden Eignungsprüfungen und betonte, dass die schriftlichen Arbeiten im Durchschnitt noch zufriedenstellend waren, wenn auch nur wenige alle Aufgaben fehlerfrei gelöst hätten. Er nannte keine Namen, meinte aber, dass auch in diesem Jahr nur die Besten eine Chance hätten, für die Laufbahn angenommen zu werden: „Meine Herren, ich bedanke mich bei allen Prüfungsteilnehmern, die Resultate dieser Prüfung bekommen Sie schriftlich mitgeteilt. Ich wünsche Ihnen eine angenehme

Heimreise, Auf Wiedersehen!“

Ich kam nach 23 Uhr in Trier an. Meine Eltern waren noch auf und hatten sehnsüchtig auf mich gewartet. Ich berichtete ihnen vom Prüfungsablauf und meinem Versagen bei den technischen Aufgaben, meine Mutter hatte Tränen in den Augen, mein Vater meinte: „Wenn du der Jüngste warst und deine schriftlichen Arbeiten gut erledigt hast, dann sehen die ja auch, dass du was in der Birne hast! Dass du mit der Technik Probleme hast, ist uns ja allen bekannt. Du kannst ja nicht mal eine kleine Reparatur am Fahrrad durchführen! Da schlägst du leider nicht nach mir, Horst. Aber warten wir mal ab! Es besteht auch die Möglichkeit, bei einem befreundeten Malermeister in Konz in die Lehre zu gehen. Dann lernst du das handwerkliche Rüstzeug und machst später deine Meisterprüfung.“

„Klaus“, mischte sich meine Mutter ein, „Horst hat aber keinen Spaß an dem Beruf eines Anstreichers!“ „Den Spaß bekommt er, wenn er sieht, wie interessant dieser Beruf ist und wie vielseitig!“ „Papa, mir macht dieser Beruf wirklich keinen Spaß! Wann begreifst du eigentlich, dass ich kein Handwerk erlernen möchte?!“ Ich rechnete schon mit einer Ohrfeige, aber die blieb aus. Im Gegenteil, er lächelte verständnisvoll und sagte: „Der Tag hat dich geschafft, Junge! Iss noch was und geh pennen, morgen brauchst du nicht zur Schule und wir gehen auch nicht in die Kirche...“

Wenige Tage später kam der Bescheid, dass ich für diese Beamtenlaufbahn nicht geeignet wäre. Auf einer halben Seite war beschrieben, dass ich meine schriftlichen Arbeiten fehlerfrei und schnell erledigt hätte, aber leider den technischen Voraussetzungen nicht entsprechen würde. Weil diese technische Ausbildung in den ersten 3 Jahren den Tagesablauf eines zukünftigen Beamten einer gehobenen Laufbahn bestimmte, wäre ich, was mein technisches Verständnis betraf, nicht für diese Laufbahn geeignet. Man würde mir eher die Innendienst-Laufbahn des gehobenen Dienstes vorschlagen. Aber ich sollte mich erst mit 16 Jahren für diese Laufbahn bewerben. Man wünsche mir

alles Gute und beruflichen Erfolg für die Zukunft etc. blabla...

Abends, als mein Vater nach Hause kam und unsere traurigen Gesichter sah, meinte er: „Ich hab mir das schon gedacht, als Horst uns von dem Ablauf der Prüfung berichtete.“ Er las das Schreiben noch mal durch und meinte, dass ich sowieso nicht das Sitzleder zu einem Beamten-Sesselfurzer hätte und es besser wäre, erstmal ein Handwerk zu lernen. Wenn sich dann im Laufe der Lehre künstlerische Ambitionen entwickeln würden, könnte ich ja noch studieren, um Raumgestalter oder Innenarchitekt zu werden. Ich hörte zu und dachte mir, welche Dinge er sich wohl noch einfallen lassen würde, um mir dieses beschissene Handwerk schmackhaft zu machen.

Ich hatte noch sieben Tage Zeit, um ein bisschen zu faulenz. Dann fing eines Morgens der „Ernst des Lebens“ an: Um 5.30 Uhr in der Früh wurde ich geweckt, dann kurze Toilette mit eiskaltem Wasser. Mein Vater machte das Frühstück, um 6.15 Uhr ging es aus dem Haus Richtung Südbahnhof. Ich hatte eine alte Aktentasche von meinem Opa dabei. Darin waren Brote in einer Blechbüchse und ein Ei verpackt. Auch eine kleine Thermosflasche mit gesüßtem Tee befand sich in der großen Tasche sowie ein weißer Anstreicheranzug mit Spachtel und Metermaß. Tante Käthchen schenkte mir zwei Tage vor dem Eintritt ins goldene Berufsleben diese Textilien zünftig mit weißen Turnschuhen. Ich sollte gleich einen adretten Eindruck hinterlassen.

Auf den Holzbänken der 3. Klasse im Zug tummelten sich allerhand Leute. Die Bremsen des Zuges machten ein ätzendes, knarrendes Geräusch beim ersten Haltepunkt nach 10 Minuten. „Noch eine Station, Horst, dann steigen wir aus! Freust dich auf deinen ersten Arbeitstag?“ „Und wie!“, hätte ich am liebsten geantwortet, aber ich blieb stumm und nickte nur halb lächelnd. Das also sollte für die nächsten drei Jahre meine allmorgendliche Routine sein? Wir stiegen in Konz-West aus und mein Vater ging mit mir zu meinem Lehrmeister. „Matthias Schneider – Malermeister“ stand auf dem großen Schild am flachen Nebengebäude, rechts neben dem zweistöckigen Wohnhaus.

Mein Vater klingelte. Ein wohlbeleibter Mann trat aus dem Nebengebäude heraus und begrüßte uns mit „Gudde Moin, Nick... Iss dat dein Filius, dän bei mir lernen soll?“ „Guten Morgen, Herr Schneider“, brachte ich mich kurz ein, weil ich mich schon gleich übergangen fühlte. Der unhöfliche Malermeister antwortete nicht, sondern nahm mich am Armzipfel und zog mich ins Nebengebäude, wo sich die Malerwerkstatt befand. „Nik, sagte er zu meinem Vater, „wir machen mal eine vierwöchige Probezeit, dann können beide Parteien sich noch überlegen, einen Lehrvertrag miteinander zu machen.“ „Das war gescheit“, dachte ich mir, das hätte ich diesem Fettsack gar nicht zugetraut.“ Es machte ihn mir schon etwas sympathischer. Ich hätte dann vier Wochen Zeit, meinem Vater diesen farbenfrohen, stinkenden Beruf für mich auszureden!

„Tschüss, mein Junge, sei schön fleißig!“, sagte mein Vater. „Und tschüss, Matthias, sei nicht zu streng mit ihm die ersten Tage!“ Der Malermeister sah mich kurz an und nickte. Kurz darauf gab er mir den ersten Arbeitsauftrag: „Folgendes, Horst: Hier die Pinseln in dem kleinen Wasserbehälter müssen mit Terpentin gereinigt und neu aufgebunden werden. Und heute Nachmittag gehste mit mir zur Baustelle, um Heizkörper sauber zu machen.“ „Toll,“ dachte ich. Mir ging diese Pinselsaubererei und das Aufbinden nicht schnell genug von der Hand. Die Pinsel sahen nach meiner Behandlung auch ziemlich mitgenommen aus, wofür ich wenig später meinen ersten Anschiss bekam.

Nachmittags waren wir in Konz-Könen auf der Großbaustelle. Es war ein Rohbau ohne Fenster. Verputzer und Maurer liefen uns noch über den Weg, als wir die Betontreppen zur ersten Etage hochgingen. Oben angekommen standen überall neue Heizkörper herum, teilweise vom Verputz sehr beschmutzt. Meine Laune wurde immer schlechter, je mehr Heizkörper ich sauber machte. Die größten Flüche stieß ich zwischen zusammengepressten Lippen aus. Hatte ich so eine Scheißarbeit bei meinen Zeugnissen verdient?! Ich hatte doch schon eine Lehr-

stelle in einem renommierten und stadtbekanntem Feinkostgeschäft! Wie doof sind eigentlich Eltern, die das Talent und die Begabung ihrer Kinder nicht erkennen und fördern?! Wenn ich einmal Kinder hätte, dürften die studieren oder lernen, was sie wollten. Ich würde in der Erziehung keinen Druck für irgendeinen Beruf ausüben!

War jetzt mit meinen knapp 15 Jahren wirklich alles schon besiegelt? Mein Lebensweg vorgezeichnet? Meine Gedanken brachten mich in Rage und ich entwickelte eine regelrechte Arbeitswut in den folgenden Stunden. Es wurde dämmrig, einzelne Arbeitslampen gingen an. Ich war mit meinen Gedanken so beschäftigt, dass ich den Meister nicht bemerkte, der plötzlich hinter mir stand und mir auf die Schulter klopfte und zufrieden meinte: „Gute Arbeit, Horst, soweit ich das an den ersten paar Heizkörpern feststellen konnte. Hör jetzt auf, wir machen Feierabend! Ich nehme dich mit zur Werkstatt, da kannst du dich etwas frisch machen, in 45 Minuten fährt dein Zug.“ Der beißende Staubgeruch saß mir in der Nase und ich musste ein paar Mal niesen. Ich wusch mir das Gesicht, zog mich um, sagte kurz „Tschüss bis morgen!“ und ging frustriert Richtung Bahnhof Konz-West.

Zuhause angekommen kam meine Mutter mir entgegen und erkundigte sich nach meinem ersten Arbeitstag. Ich sagte nur: „Mama, warum soll ich unbedingt Anstreicher werden, was versprecht ihr euch davon? Warum durfte ich nicht Kaufmann werden? Alles habt Ihr mir verbaut!“ Meine Mutter streichelte mir über den Kopf und meinte: „Horst, ich weiß, aber ich konnte mich bei deinem Vater nie durchsetzen und um den lieben Frieden Willen habe ich ihm zugestimmt. Selbst Oma hat noch versucht, ihm diesen Beruf auszureden. Aber Käthchen hat ja nach wie vor einen ungeheuren Einfluss auf deinen Vater.“ Unser Gespräch wurde unterbrochen, weil Oma dazukam und mich ebenfalls nach meinem ersten Arbeitstag fragte. Damit ich nicht zweimal meinen Frust über diese Arbeit wiederholen musste, hakte ich mich bei Oma ein und zog sie mit in unsere Küche, wo

Papa den selbst gesuchten Löwenzahn putzte. „Hab ich mit Papa selbst gepflückt“, jubilierte Gabi. „Du meinst gestochen, die Wurzel steckt in der Erde, Dummchen!“, bemerkte ich gereizt. „Papa, Horst hat mich geärgert!“, knatschte sie vor sich hin. „Wie war dein erster Arbeitstag als Anstreicherlehrling?“, fragte mein Vater. Oma spitzte die Ohren: „Nicht erquickend, muss ich Euch sagen! Ehrlich gesagt, ziemlich beschissen! Ich durfte nur Dreckarbeiten verrichten!“ Dann begann ich meinen, den ganzen Tag über gesammelten Frust in der Familie abzuladen.

Ich merkte, wie ab und zu die Hand meines Vaters merklich zuckte und sein Mienenspiel immer grimmiger wurde. Aber mir war das egal. Ich weiß nicht, wie lange ich mich in Rage geredet hatte, bis mein Vater aufsprang und die Faust auf den Tisch haute, dass die Teller klirrten. Er brüllte mich an: „Du bist eine faule, verwöhnte Sau! Einer, der sich vor einer stinknormalen Vorarbeit drückt, dem alles zu viel ist und der am liebsten fünf Minuten vorm Schwitzen aufhören möchte! Aber so geht das im Leben nicht! Du kannst dir nicht nur die schönsten Seiten aussuchen und den anderen die Drecksarbeit überlassen!“ „Papa, Lehrjahre sind keine Herrenjahre, den Spruch kenne ich schon zu Genüge! Aber Lehrjahre sind auch keine Sklavenjahre! Das fängt schon damit an, dass Eltern bestimmen, was ihre Kinder lernen sollen, ohne Rücksicht auf Talent und Begabung...“ „Du hast die Chance gehabt, eine Beamtenkarriere zu machen, aber du hast gänzlich versagt! Also lerne diesen Beruf – auch wenn du dir schlauer als dein Vater vorkommst!“ „Das bin ich auch, du Dumbbrot!“, dachte ich mir und ging nach dem Essen direkt in mein Bett.

Am nächsten Morgen weckte mich mein Vater. Er hatte bereits den Ofen geheizt und das Frühstück gemacht. Ich wusch mich und zog mich in der Küche an. Dann ging es wieder in Richtung Bahnhof Trier-Süd. Mein Vater versuchte mich unterwegs noch zu motivieren, dass es doch ein schöner Beruf sei und ich schon gewisse Fertigkeiten in dem Beruf mitbringen würde dank der gemeinsamen Schwarzarbeit der letzten Jahre. „Horst,

halte durch! Ich bitte dich, zeig unseren Verwandten und Bekannten, dass du ein brauchbarer Junge bist und kein Spinner, der vor sich hin träumt und die Realität eines normalen Lebens nicht erfassen kann.“

So vergingen einige Wochen, ich versuchte meine Arbeiten so gut wie möglich zu machen. Nach vier Wochen hatte ich noch keinen Malerpinsel in der Hand. Nur Vorarbeit, Schleifen von Wänden und Türen, Decken abwaschen, dass mir die Brühe bis in die Achseln lief. Bei dieser Firma würde mein Vater keinen Lehrvertrag unterzeichnen, dafür würde ich sorgen. Es kam aber anders! Am letzten Tag meiner Probezeit, ich war in der Werkstatt gerade beim Umziehen, kam mein Vater mit Herrn Schneider in die Werkstatt und hielt mir freudig meinen offiziellen Lehrvertrag unter die Nase, von ihm und dem Meister bereits unterschrieben.

Ich war entsetzt über so viel Dreistigkeit, ohne mein Einverständnis einfach einen Lehrvertrag zu unterzeichnen. Gut, es war vielleicht meiner Dämlichkeit und meiner Zurückhaltung zuzuschreiben, dass man über meinen Kopf hinweg annahm, ich hätte mich inzwischen damit abgefunden und vielleicht sogar noch Gefallen an diesem Job entwickelt. Ich glaube, ich stand da mit offenem Mund, weil ich es einfach nicht fassen konnte. Ich hatte eine Probezeit und sollte mich normalerweise am Ende dieser Zeit dazu äußern, ob ich Gefallen an diesem Beruf haben könnte oder nicht! Aber diese Entscheidung wurde mir vorweg abgenommen! Ich hatte Tränen in den Augen, als ich beide anschaute und sagte: „Ich mag diesen Beruf nicht lernen, der kotzt mich an! Ich lasse mich auch nicht dazu zwingen, merkt Euch das!“ Ich zog mir meine Jacke an und ging, ohne eine Reaktion von einem der beiden abzuwarten, Richtung Bahnhof.

Ich setzte mich in den Zug und war noch in Gedanken, als mich jemand ansprach: „Hallo Horst, du bist es doch oder nicht?“ „Na klar. Und du bist?“ „Der Jochen aus Oberemmel.“ „Hallo“, sagte ich nur. „Wir haben uns im Lager an der Saar kennengelernt. Du bist mir aufgefallen, weil du so schön

am Lagerfeuer gesungen hast. Ich war der mit der Gitarre und mein Bruder spielte Akkordeon. Was machst du denn in Konz?“ Da erzählte ich ihm die ganze Geschichte von der Lehrstelle als Kaufmann bis heute. Er hörte aufmerksam zu, schüttelte ab und zu den Kopf und meinte: „Mensch Horst, geh zum Jugendamt und lass dich beraten! Keiner darf dich zu einem Beruf zwingen, den du nicht willst!“ Jochen war etwas älter, vielleicht 16 Jahre, und auf dem Weg zu seiner Schwester, die bereits verheiratet war und in der Nordallee wohnte. Wir kamen in Trier-Süd an und er meinte: „Fahr doch einfach mit zu meiner Schwester! Ihr Mann ist Koch im Hotel Porta Nigra, freitags gibt es bei denen Leckeres zu essen, da kommt es auf einen Esser mehr oder weniger nicht an. Daheim wirst du heute Abend sowieso nur Ärger bekommen!“

Da hatte er recht, ich konnte mir das Palaver zu Hause gut ausmalen. Ich blieb sitzen und wir fuhren zum Hauptbahnhof. Sollten die sich zu Hause doch Gedanken machen, wie sie wollten, vielleicht sogar denken, dass ich mich als Nichtschwimmer aus Verzweiflung in die Mosel gestürzt hatte, mir egal...! Aber je näher wir der Porta Nigra kamen, umso mehr hatte ich das Gefühl, mich aufgedrängt zu haben. Kurz vor dem Wohnhaus der Schwester blieb ich stehen und verabschiedete mich von Jochen. Ich ging den großen Umweg durch die Stadt, links zum Dom und über die Weberbach Richtung Heiligkreuz. Auf diesem langen Fußweg überlegte ich mir mein Verhalten meinen Eltern gegenüber. Dabei kam ich zu dem reinigen Schluss, vielleicht doch ein schwieriges Kind zu sein. Irgendwie konnte ich so manche Reaktionen meiner Eltern plötzlich nachvollziehen. Vielleicht hatten sie ja mit ihrer konsequenten Erziehungsmethode recht! Vielleicht war ich nur ein Träumer, der in seinen Fantasien lustwandelte und nicht die Spur einer realen Lebensperspektive erkennen wollte! Sollte ich mich bei meinen Eltern entschuldigen und morgen nach Konz fahren, um meinem Meister zu zeigen, dass ich mich in die Funktion eines unbedarften Lehrlings doch einfügen konnte?

Es war schon dunkel, als ich zu Hause ankam. Ich betätigte den bronzefarbenen Klingeldrehknopf und schellte nur einmal, obwohl es innerhalb der nächsten Verwandtschaft ausgemacht war, dreimal zu klingeln. Ich war irgendwie gedanklich weit weg, dass ich kein Wort herausbrachte, als mein Vater mir die Haustüre öffnete. Ich nahm ihn erst bewusst war, als er mich umarmte und mit Tränen in den Augen sagte: „Wo kommst du denn jetzt erst her, wir haben uns Sorgen gemacht! Ich war bei deinem Freund Jupp und dessen Eltern, weil ich dich da vermutete. Schließlich bist du schon zweieinhalb Stunden überfällig! Wo warst Du, Horst?“ Ich nahm all meinen Mut zusammen: „Papa, verzeih mir, aber bei dieser Firma will ich nicht lernen! Der Meister ist ein regelrechter Kotzbrocken und schreit nicht nur seine Frau vor versammelter Mannschaft an, sondern auch die Arbeiter. Er hat sogar die beiden anderen Lehrlinge geohrfeigt und einen Fußtritt verpasst, nur weil sie mal morgens verspätet ankamen oder beim Fensterstreichen das Glas stellenweise beschmiert hatten. Papa, ich lerne bei dem nix, guck mal, vier Wochen hab ich nur die Dreckarbeit geleistet. Ich war nur eine billige Arbeitskraft für diese Firma.“

Seltsamerweise zeigte mein Vater dieses Mal Verständnis: „Horst, in Ordnung! Bleib morgen zu Hause, ich gehe bei Schneiders nach Dienstschluss vorbei und werde ihm Bescheid geben und deinen Monatslohn abholen. Bin mal gespannt, was der dazu sagt! Ganz verderben darf ich es mit ihm aber nicht, da ich durch ihn manchen Nebenverdienst in der Vergangenheit hatte.“ Wenig später fand ich eine neue Leerstelle bei der Firma „Benedikt und Friedhelm Dietz“ in der Gilbertstraße. Davon war Papa regelrecht begeistert, denn er kannte Benedikt Dietz aus einer gemeinsamen Zeit bei dem renommierten Betrieb „Georg Schmelzer“ in der Neustraße. Der Seniorchef Schmelzer war ein herausragender Anstreicher und Künstler, noch heute kann man sein Gemälde an der Hauswand seines Hauses bewundern. Sein bester Schüler war nicht einer seiner beiden Söhne, sondern jener Meister Benedikt Dietz, bei dem ich nun ler-

nen sollte. Mein Vater schwärmte geradezu von diesem Mann, der die besten Gesellen der Stadt ausgebildet hatte.

Als wir einmal vor dem Haus der Familie Dietz mit dem großen Firmenschild standen, untere Schelle Malermeister Benedikt Dietz, obere Schelle sein Sohn, der Malermeister Friedhelm Dietz, sagte er. „Siehste Horst, ich wäre überglücklich, wenn wir beide uns später auch mal ein so großes Haus mit Firmenschild leisten könnten! Malerbetrieb Nikolaus und Horst Schmidt – das wäre doch großartig, oder?“ „Träume weiter, lieber Vater“, dachte ich. Denn eines war für mich sonnenklar: Den Meister in diesem Beruf würde ich niemals machen, das könnte er sich abschminken! Sobald ich 21 Jahre alt wäre und damit volljährig, würde ich meinen Lebensunterhalt als Sänger, Schauspieler oder Entertainer verdienen. Diese Träume hatte ich wohl verdrängt, aber noch nicht aufgegeben.

Das erste Mal im Rampenlicht

Ich hatte in jeder Musikrichtung meine Lieblingssängerinnen und -sänger. In der Klassik waren es die Tenöre Mario del Monaco, Guisepppe di Stefano, im bass-baritonalen Bereich, Dietrich Fischer-Dieskau, Hermann Prey, Gottlieb Frick und bei den Frauen Maria Callas, Renata Tebaldi sowie Elisabeth Schwarzkopf. In der Unterhaltungsbranche schätzte ich besonders Catharina Valente, Bibi Johns, Juliette Greco, Peter Alexander, Willy Hagara und Fred Bertelmann. Der Sonntag war für mich in den letzten zwei Jahren ein „Musentag“ gewesen. Meine Eltern gingen mit Gabi viel spazieren und ich nutzte derweil die Gelegenheit, zu Hause meinem Hobby, der Singerei, zu frönen. Mein Freund Jupp war oft zugegen und ich sang ihm vor – egal, ob Schlager oder Lieder von Schubert, Beethoven, Schumann, alles, was ich auf Schallplatten inzwischen angesammelt hatte.

In der Treveris, der damals schönsten Konzerthalle Triers, sollte demnächst ein großer Nachwuchswettbewerb mit Modeshow stattfinden, gesponsert von dem Bekleidungshaus „Hochstetter & Lange“. Jupp hatte mich da schon angemeldet, wir wussten auch schon, was ich singen würde: von Peter Alexander „Ich zähle täglich meine Sorgen“ und von Gerhard Wendlandt „Gestern Abend ging ganz leis mein Telefon“. Das waren zu der Zeit meine Lieblingsschlager.

In fünf Tagen sollte der Wettbewerb für „Triers schönste Stimmen“ in der Treveris mit einem ersten Vorsingen starten. Jupp hatte die Genehmigung seiner Eltern, die regelrechte Fans von mir waren, im Anbau ihres Hauses so oft zu proben, wie wir wollten. Manchmal ging ich aber auch zu den reichen Casparys zum frühsonntäglichen Konzert. Der älteste Sohn Hanns (mit zwei „n“), der gut Klavier spielte, und der Metzgersohn Albert Bösen, der ausgezeichnet Geige spielte, trafen sich fast jeden Sonntag zum Konzert in der Villa. Manchmal wurde ich auch eingeladen, um ein paar Lieder von Schubert zu singen.

Frau Caspary hörte von mir immer gerne das Ständchen „Leise flehen meine Lieder“.

Nach diesen Hauskonzerten kam in mir oft eine leise Wehmut auf und ich haderte mit dem Schicksal, nicht in solch eine verständnisvolle, kultivierte Familie hineingeboren worden zu sein. Aber ich tröstete mich mit der Tatsache, dass Albert, der ja etwas älter war als ich, zu Hause ähnliche Schwierigkeiten mit seinem Vater hatte und es nur dem Widerstand seiner Mutter verdanken konnte, dass er nicht doch noch Metzger lernen musste. Albert ging später zum Konservatorium für Musik, studierte Geige und Cello und wurde ein gefragter Solo-Geiger und Konzertmeister in renommierten Orchestern. Er war ehrgeizig und äußerst fleißig, verbrachte täglich mehrere Stunden beim Üben, oft zum Leidwesen der Nachbarschaft. Hanns Caspary war ein halbwegs guter Pianist, der als Liedbegleiter allerdings viel üben musste. Albert Bösen war eine Naturbegabung, der stundenlang übte, um zur Perfektion zu gelangen. Ich selbst war sicherlich der bequemste in dem Trio, denn ich brauchte nur wenige Stunden, um ein klassisches Lied als pubertierender Jungsänger im Repertoire zu haben. Der Unterschied im Engagement zeigte sich später auf der Bühne: Zwar stieß ich beim Publikum stets auf gute Resonanz, Albert jedoch löste regelrechte Begeisterungstürme aus...

Am Freitag war der Tag des Vorsingens, es meldeten sich einzelne Bands, Tanzkapellen und jede Menge Sängerinnen und Sänger. Jupp raunte mir zu: „Ich hab sie gezählt, es sind mindestens 50!“ „Oh leck!“, seufzte ich, „das dauert ja Stunden!“ Ich hatte meinen Eltern mitgeteilt, dass ich in einem Musikwettbewerb mitmachen würde. Sie hatten nichts dagegen, weil sie bestimmt dachten: „Nach dem Scheitern in dem Wettbewerb wird er bestimmt ein Einsehen haben und seine Illusionen aufgeben!“ Es ging Punkt 19.00 Uhr los. Zuerst kam eine Band dran, die ein selbst arrangiertes Musikstück spielte. Eine Sängerin hatten sie auch dabei. Zuerst verpasste sie ihren Einsatz und dann... oh Graus, sie trällerte die ersten Töne wie eine Gießkanne! Einer

der Juroren winkte auch gleich ab, das waren keine drei Minuten gewesen. Jupp und ich schauten uns an: Das hier war ein Schnellverfahren, realistisch und unbarmherzig. Es wurden ja auch Nachwuchsmusiker für die professionellen Modenschows der Firma Hochstetter & Lange gesucht.

Wie sich später herausstellte, hatten die Veranstalter einen hervorragenden Begleitpianisten engagiert: Jupp Stölben, der Bruder des Pächters der Treveris. Er war ein Allroundmusiker, der von Klassik über Jazz bis zur Unterhaltungsmusik alles beherrschte und zum Teil auswendig spielte. Wie ich aus manchen Beiträgen erkennen konnte, hatten alle Protagonisten bisher Notenblätter mitgebracht, die Stölben abspielte. Es waren Lieder der 30er-50er Jahre. Es waren einige ältere Sänger dabei, die mir gut gefielen. Ich sah mich nicht mehr unter den Favoriten, je mehr Zeit verging. Jetzt dauerte das Vorsingen bereits über zwei Stunden, obwohl einige schon nach vier Takten abgewunken wurde. Der Pianist hatte zwischenzeitlich schon mehrere Krüge Bier geleert. Jupp raunte mir zu: „Wenn du an der Reihe bist, dann spielt der nur noch Schrott! Pass auf, der ist doch schon halb besoffen!“ „Jupp, ich glaube, dein Namensvetter ist ein routinierter Tanzmusiker, der ist geeicht“, meinte ich.

Ich hatte keine richtigen Noten, nur ein Gitarren-Schlagerheftchen, die ich reihenweise zu Hause hatte und für 50 Pfennige nachkaufen konnte. Auf einer Seite waren zu dem Schlager die passenden Noten für Klavier, auf der anderen Seite die Texte und die Gitarrengriffe mit Akkorden abgebildet. Ich versuchte, in einer kurzen Pause in die Nähe des Pianisten und der Hauskapelle zu kommen, die abwechselnd die Protagonisten ohne Band begleiteten. Ich drückte mich an den anderen vorbei, bis ich am Flügel von Herrn Stölben stand. „Und, Junge? Singst du auch noch vor, wie heißt du denn?“ „Horst Schmidt, 15 Jahre, aus Trier-Heiligkreuz“, erwiderte ich schnell, denn die Pause war schon wieder vorbei und eine Band nahm auf der Bühne Platz. „Ist das jetzt die Tanzband des Hauses?“, fragte ich Herrn Stölben. Der nickte nur und schaute auf sein Manuskript mit

allen Beteiligten. „Du bist gleich hiernach dran, was singst denn?“ „Ich dachte an ‚Ich zähle täglich meine Sorgen‘ von Peter Alexander. Oder soll ich besser ‚Gestern Abend ging ganz leis mein Telefon‘ von Gerhard Wendland singen?“ „Sing das vom Alexander, das ist flotter! Wenn der Jury das gefällt, kannst du in den nächsten Veranstaltungen alles zwitschern, was du willst“, lachte er.

Jupp Stölben hatte recht. Mein Name wurde aufgerufen und Jupp knickte sich das Schlagerheft zurecht. Er legte fast originalgetreu mit dem Vorspiel los. Ich schaute kurz vor Beginn meines Einsatzes rüber. Er zwinkerte mir freundlich zu. Ich sang den Schlager ruhig und sicher. Der Pianist improvisierte zwischendurch, als er merkte, dass ich mir meiner Sache sicher war. Ein spontaner, starker Applaus und Gejohle, das aus der Ecke von meinem Freund Jupp kam, begleitete meine letzten Töne. Die Jury nickte zufrieden, schaute zum Begleiter rüber, der die Faust hob und zustimmend nickte. Da wusste ich, dass ich einer der Sänger war, die zukünftig hier bei der Modenschau singen durfte!

Ich war überglücklich und trank ungefähr eine Stunde später, als das Casting zu Ende war, mit meinem Freund Jupp und dem Pianisten Jupp zwei Krüge Bier. Alkohol war ich bis dahin noch nicht gewohnt und mein Freund auch nicht. Gegen Mitternacht wankten wir zwei glücklich nach Hause. Meinen ersten Wettbewerb hatte ich so gut wie gewonnen, das sagte mir mein Bauchgefühl.

Nach einigen Tagen, genau zwei Tage vor Arbeitsbeginn beim neuen Maler-Meister, kam dann tatsächlich der Vertrag ins Haus. Geschlossen wurde er zwischen der Treveris GmbH und dem Sänger und Unterhalter Horst Schmidt, vertreten durch den gesetzlichen Vertreter. Der Vertrag war auf ein Jahr befristet. Ich sollte bei der Vorstellung der Mode-Kollektionen im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter auftreten. Mein Vater unterzeichnete sofort, was mich erstaunte. Er sagte: „Horst, ich hab dir ja gesagt, dass ich gegen deine Hobbys nichts einzuwen-

den habe, solange du dir damit nicht deine berufliche Zukunft verbaust.“ „Papa, wenn ich bereits 21 Jahre alt wäre, würde ich mich nur für diesen Beruf entscheiden und Gesangsunterricht nehmen, um noch besser zu werden.“

Mein Vater fing nach unserer kurzen Diskussion ein belangloses Gespräch an. Aber er war schon beeindruckt davon, dass die Veranstalter mir pro Show ein Honorar von 150 DM anboten. Das waren immerhin 600 DM für das kommende Jahr bei nur vier Auftritten! Man bedenke: Als Anstreicherlehrling bekam ich nur 25 DM für den ganzen Monat! Im zweiten Lehrjahr sollten es dann 35 DM sein und im dritten Lehrjahr 45 DM. Mein eigenes Taschengeld waren dabei nur 10 Prozent vom Lohn, also konnte ich zunächst nur mit 2,50 DM im Monat rechnen. Das also waren die tollen Aussichten im „goldenen Handwerk“!

Im Januar 1956 fand die erste Winter-Modenschau statt. Im Dezember begannen hierfür die Proben mit der Hauskapelle. Ich würde mit Jupp Stölben quer durch die Unterhaltungsbranche singen und vielleicht auch leichtere Kunstlieder intonieren, das würde einen Riesenspaß machen! Im Volksfreund und in der Landeszeitung würden entsprechende Werbeanzeigen veröffentlicht werden. Ich würde meinen Eltern und der ganzen Verwandtschaft schon zeigen, was in mir steckte! Sollten sie alle doch endlich erkennen, dass bei mir die Gene der Rauen-Herrschlers (Musiker) ausgeprägter waren als die Gene der Schmidens (Handwerk). Ob ich auf Dauer beide Richtungen verfolgen und in Einklang bringen könnte, bezweifelte ich. Dies waren zwei Welten, die kaum in Einklang zu bringen waren.

Ich sammelte meine Schlagertexthefte mit Noten zusammen und ging an einem verschneiten Nachmittag zu den Stölbens nach Kürenz, um eine Probe mit Jupp zu machen. Die Stölbens hatten eine große Altbauwohnung mit mehreren Zimmern. Ein schwarzer Flügel stand im Musikzimmer und Jupp hatte eine Notensammlung in den Regalen und auf dem Flügel gestapelt, die ich vorher noch nirgendwo gesehen hatte. Eine gewisse Ordnung war nur zwischen den Noten klassischer Musik und Schla-

germusik zu erkennen. Die Stölbens waren sehr freundlich, Frau Stölben reichte mir gleich ein Glas Limonade und stellte Jupp seinen Bierhumpen auf den Flügel: „Horst, was hast du für Noten mitgebracht? Wir sollten dein Programm zusammenstellen. Du hast am Abend vier Auftritte insgesamt, das wären vier Lieder, die wir aussuchen müssen. Was willst du denn singen? Das Publikum der sogenannten feinen Gesellschaft besteht vorwiegend aus Frauen von über Vierzig, es ist selten Jugend darunter zu finden. Ich würde daher vorschlagen, dass du zwei internationale Hits auf Deutsch singst und zwei von deutschen Interpreten. Englisch kommt noch nicht so gut an.“

„Ist mir auch lieber so, Jupp, ich kann nämlich kein Englisch“, sagte ich. Jupp hatte an Frank Sinatra und an Catharina Valente gedacht und schon einige Titel bereitgelegt. Von Sinatra war erst kürzlich „Strangers in the Night“ als „Fremde in der Nacht“ rausgekommen, das ich schon einigermaßen drauf hatte, nur im Text haperte es noch ein wenig. Von der Valente, einer inzwischen international bekannten Sängerin und Schauspielerin, hatte Jupp das Lied „Wo meine Sonne scheint“ favorisiert, das mir auch persönlich am besten gefiel. Die anderen beiden Schlager waren von Peter Alexander „Ich zähle täglich meine Sorgen“ und von Willy Hagara „Sag zum Abschied leise Servus“, das beim letzten Auftritt gesungen werden sollte. Die Lieder kannte ich alle, der Text war mir fast geläufig. Die Probe lief bestens, wir unterbrachen nur zwei Mal. Die Titel passten laut Jupp und seiner Frau genau zu meiner lyrisch baritonalem Stimme, er musste nur bei Valentens Lied in eine tiefere Lage transponieren. Wir sangen nach einer kurzen Trinkpause die Lieder wieder durch. Jupp meinte, die nächste Probe könnten wir uns schenken.

An der Haustür klopfte er mir auf die Schulter und meinte zu seiner Frau gewandt: „Der Horst wird mal ein guter Sänger, er hat alle Voraussetzungen dazu. Bis dann, mein Freund!“ „Tschüss und vielen Dank!“, beeilte ich mich zu sagen und ging frohgemut nach Hause. Ich war richtig stolz auf mich und sagte

abends auch meinem Vater, dass Jupp Stölben mich gelobt hatte. „Ist ja gut, dass du so schnell was erlernen kannst“, antwortete er, „dann konzentriere dich auch die nächste Woche so auf deine Malerlehre, dann sind wir alle, dein Chef, deine Eltern und auch du selbst mit dir zufrieden!“ „Ja, Papa, mach ich!“ Ich war mit meinen Gedanken allerdings ganz woanders. Die Niederungen des alltäglichen, banalen Lebens waren mir suspekt. In diesen Glücksmomenten, da zählten für mich ganz andere Werte als die Lehrzeit eines Berufes, den ich nie erlernen wollte. Wie oft sollte ich das meinen engstirnigen und einseitig gepolten Eltern noch klarmachen? Ich wollte ja nicht mehr abheben und mich auf das angeblich Wesentliche im Leben konzentrieren. Deshalb ließ ich meine Eltern in dem Glauben, mich den künstlerischen Dingen nur so zum Ausgleich zu widmen.

Am Tag des ersten Auftritts in der Treveris war mein Freund Jupp aufgeregter als ich. Er ging in der Konzerthalle hin und her und machte mich nervöser, als ich ohnehin schon war. „Hoffentlich geht es bald los,“ dachte ich. Es war gut, dass auf der kleinen extra konstruierten Bühne nur der kleine Flügel des Hauses mit dem Pianisten und mir platziert waren, denn eine Kapelle mit kleinster Besetzung hätte überhaupt keinen Platz in dieser mit Laufsteg und Umkleidekabinen durchsetzten Konzerthalle gehabt. Jupp Stölben und ich waren links von dem Laufsteg positioniert, der in der Mitte des Raumes schräg verlief. Die einzelnen Auftritte wurden von dem Moderator angesagt, anfangs stellte er uns dem Publikum vor. Ich verlor meine Nervosität, sobald ich die ersten Töne sang. Alles lief bestens! Die Treveris war gut besetzt und ich erhielt für meine Lieder viel Applaus. Es fühlte sich gut und richtig an, im Rampenlicht zu stehen. Gut gefielen mir aber auch die hübschen Models, die über den Laufsteg liefen und die neue Kollektion vorstellten.

In der größeren Pause des Abends kam ein großer, wohlbeleibter Mann zu uns ans Klavier und stellte sich mit Oskar Sommer vor. Er lobte unsere schöne Musik und streichelte mir über den Kopf. Er hatte lackierte Fingernägel und äußerst ge-

pflegte Hände, was mir direkt auffiel. Als er wieder weg war, flüsterte mir Jupp zu, das war der schöne Oskar Sommer, der Chef des Modehauses, der sei nicht vorne wie hinten. Ich dachte mir nix dabei. Nach der Modenschau tranken mein Freund Jupp und ich noch zwei Cola und Piano-Jupp zwei Humpen Bier. Er fuhr uns am späten Samstagabend nach Hause. Mein Vater erwartete mich nach dem Auftritt. Statt mich zu loben, redete er mir ins Gewissen: „Das ist ja ein richtiges Lotterleben, das du da führst! Wirst im nächsten Monat erst 16 Jahre, gaukelst aber schon wie ein abgehalfterter Künstler durch die Gegend und kommst erst spät nachts angeflogen!“ „Papa, du musst nicht auf mich warten, ich habe einen Schlüssel, so klein bin ich auch wiederum nicht! Und ich kenne inzwischen auch die Gefahren des Nachtlebens!“, tönte ich. Mein Vater entgegnete bestimmend: „Solange du keine 18 bist, bin ich für dich verantwortlich – und als Erwachsener giltst du vorm Gesetz erst ab 21 Jahren. Merk dir das!“

Ein erster Ausbruchsversuch

Mein Vater war morgens der erste, der aufstand und den Ofen in der kalten Jahreszeit anmachte. Oft sorgte er auch bei Oma dafür, dass sie eine warme Küche hatte. In gewisser Weise war er der beste Sohn, Ehemann und Vater, den man sich vorstellen konnte. Wenn bloß nicht diese Antipathie gegenüber allem gewesen wäre, was mit Kunst und Darstellung zu tun hatte! Das einzige, was ihn faszinierte und was er hobbymäßig ab und zu pflegte, war die Malerei. Und manchmal las er Zukunftsliteratur. An beidem hatte ich überhaupt kein Interesse. Malen konnte ich ganz schlecht und Werkeln war mir ein Gräuel. Dennoch: Es half nichts, ich musste als Lehrling bei Meister Dietz genau die Dinge tun, die ich am meisten hasste.

Aber ich hatte Glück im Unglück: Die Gesellen Heinrich, Edmund und auch der Meister Friedhelm Dietz waren sehr nett. Heinrich hatte mit Friedhelm die gemeinsame Lehre in der Firma gemacht. Ich war dankbar, auf der Arbeit wenigstens mit Leuten zusammen zu sein, die ähnliche Interessen und Hobbys hatten. Meine Freizeit war total ausgefüllt. Entweder ging ich zum Fußballtraining oder ich probte ein neues Stück in der Laienspielschar. Auch zu Jupp Stölben ging ich einmal die Woche, meistens freitags, wir hatten inzwischen sogar Schubertlieder einstudiert. Mit ihm und seiner Kapelle spielte ich noch eine Zeit lang am Wochenende zum Tanz auf. Aber im Zuge der Stadtsanierung wurde die Treveris dann irgendwann abgerissen. Jupp Stölben spielte jetzt öfters im Café Micado oder im Cabaret Maxim. Da konnte ich noch nicht auftreten, da sich in diesen Bars keine Musiker unter 18 Jahren aufhalten durften.

Als das erste Lehrjahr zu Ende war und ich die Auftritte in der Treveris erfolgreich hinter mir hatte, bedrängte mich mein Freund Jupp so lange, bis ich in den Heiligkreuzer Männergesangverein eintrat. Der Chorleiter Franz Coenen war ein guter Musiker, der schnell herausfand, dass ich eine gute Stimme

hatte, und fortan musste ich bei jeder passenden Gelegenheit ein Solo singen. Meine beiden Onkel Paul und Josef waren auch in diesem Verein, obwohl Paul in Trier-Paulin wohnte, also fast am Ausgang der Stadt. Ich spielte auch weiter Fußball und war inzwischen in der A-Jugend des VfL Trier. Die Spiele waren meist sonntagmorgens gegen 11.00 Uhr. Von der Kirche hatte ich mich inzwischen ganz verabschiedet, auch aus der Gruppe der Katholischen Jugend war ich schon eine Zeit lang raus.

Mit meiner Lehre waren im zweiten Lehrjahr alle zufrieden. Friedhelm schimpfte zwar gelegentlich, wenn ich etwas versautete, aber nach zehn Minuten war es vergessen. Heinrich grinste nur und bügelte meine Fehler aus. Wenn wir kleinere Arbeiten durchführten, wie zum Beispiel Lackarbeiten, Fußleisten oder Fensterrahmen streichen, sangen wir oft dabei. Heinrich hatte eine wohlklingende Bassstimme und sang gerne bekannte Bassarien von Mozart. Friedhelm und ich summten dazu oder sangen zum Beispiel aus Friedhelms Lieblingsoperette „Frau Luna“. Mir gefiel es immer besser mit den beiden. Einen richtigen Zoff gab es unter uns die ganzen zwei Jahre nicht.

Dann aber wurde ich vom alten Meister Burkhard Dietz in eine andere Arbeitsgruppe versetzt. Warum? Ich konnte es nur errahnen: Während einer Renovierung im Hotel Porta Nigra arbeiteten Heinrich und ich am Sockel der Eingangshalle. Meister Friedhelm war dabei, auf einem Gerüst das Profil der Stuckdecke farblich in Dunkelrot abzusetzen. Heinrich und ich summten gerade den Gefangenenchor aus Nabucco von Verdi, als „der Alte“, wie wir den alten Meister Burkhard Dietz nannten, wie von Geisterhand hinter uns auftauchte und uns mit seiner rostigen Stimme erschreckte: „Guten Morgen, ihr Minnesänger! Könntet ihr nicht einen schnelleren Walzer zu Gehör bringen, der das Arbeiten etwas beschleunigen würde? Ich möchte heute noch die Halle fertig haben! Also, legt einen Zahn zu, verdammt noch mal! Ich bezahl euch nicht fürs Singen!“ Friedhelm kam die Leiter herunter und ging seinem Vater hinterher. Wir verstanden nicht, was er ihm nachrief, aber der

Alte winkte mürrisch ab.

Diese Situation muss die Initialzündung für das Umstellen der Arbeitsgruppe „Friedhelm“ gewesen sein. Fortan befand ich mich in der schnellen Murkser-Gruppe „Steinbach“. Ich kochte innerlich vor Wut: Ein halbes Jahr vor Ende meiner Lehrzeit diese Umstellung! Von dem alten Schmierfinken Steinbach konnte man nur eines lernen: Akkordarbeit! Da war nichts mehr mit Kreativität! Meine neue Arbeitsgruppe machte im Frühjahr ausschließlich Fassadenarbeiten. Wir gingen als Erste in Neubauten, säuberten und grundierten Heizkörper oder machten den Erstanstrich neuer Fenster, die kurz vorher eingebaut wurden. Eine vernünftige Unterhaltung war nicht möglich, da die neuen Arbeitskollegen echte Hohlköpfe waren und sich für rein gar nichts interessierten.

Es vergingen ein paar Wochen, in denen ich mir wie ein Arbeitssklave vorkam und endgültig die Lust an diesem Job verlor. Das drückte sich auch in meinem Arbeitspensum aus. Ich beklagte mich bei meinem Vater. Sein einziger Kommentar war: „Junge, halt das halbe Jährchen noch durch, dann kannst du immer noch den Betrieb wechseln!“ Ich diskutierte nicht mehr darüber, mit niemandem mehr! Ich bockte und machte nur noch widerwillig meine Arbeit. Steinbach beschwerte sich beim Meister, er müsste für mich mitarbeiten, ich käme nicht von der Stelle. Der Alte machte mich zur Schnecke. Egal, denn ich hatte einen Plan: An meinem freien Schulnachmittag ging ich, ohne dass jemand davon wusste, auf das Arbeitsamt und erkundigte mich bei einem Berater, ob irgendwo in der Eifel auf einem Bauernhof oder größerem Gut eine Stelle als Arbeiter frei wäre. Ich hatte ja Anstreicher gelernt und würde mich auch ein bisschen mit Landwirtschaft auskennen, weil ich öfters nachmittags bei Bauern gearbeitet hätte.

Der junge Berater war vielleicht Mitte 20 und hatte keinen Verdacht, dass ich vielleicht von zu Hause ausreißen könnte. Ihm kam nicht in den Sinn, dass er meine Eltern oder das Jugendamt informieren müsste. Und so schrieb er mir zwei

Bauernbetriebe in der Eifel auf, nämlich in Idenheim und in Niederprüm. Hmmm, Niederprüm war zu weit, Idenheim schon etwas näher. Das war die Erkenntnis, die ich aus meinem Schulatlas gewinnen konnte. Ich war von dem Gedanken beseelt, mein Leben selbst zu gestalten, egal wie schwer ich es noch haben sollte. Nur weg von zu Hause, weg von der Arbeit! Ich war inzwischen 17 Jahre alt. Ich würde auf dem Bauernhof schon so viel Geld verdienen, um meine Träume verwirklichen zu können, meinte ich. Wenn ich dann endlich 18 Jahre alt sei, würde ich wieder nach Trier ziehen. Hauptsache, den Sommer, den Herbst und den kommenden Winter überbrücken bis Februar! Dieser Gedanke ließ mich nicht mehr los.

Ich konnte mit niemandem darüber sprechen. Mein Vater, Heinrich, der junge Meister, alle hatten die gleiche Antwort parat: „Es ist doch nur noch ein halbes Jahr! Dann hast du die Gesellenprüfung und kannst immer noch entscheiden, was du tun möchtest!“ Na klar, die Welt stand offen für einen, der so wenig Rückgrat hatte, dass er in einem ungeliebten Beruf sogar noch seine Gesellenprüfung absolvierte! Ja, das wäre mal ein echter Kerl – gesegnet mit den viel gepriesenen deutschen Tugenden: arbeitsam, pünktlich und gehorsam! Möglichst der Herde nachlaufen und ja keinen Widerstand leisten! Diese Tugenden hatten unsere Großväter und Väter in diesem Jahrhundert ja schon reichlich bewiesen, als sie für einen hirnverbrannten Diktator wie Hitler die Rübe hingehalten hatten! Und nicht zu vergessen: Dieser Verbrecher kam ja auch noch aus unserer vergoldeten Berufsgilde! Was so ein Anstreicher doch alles fertigbringt! Chapeau der ganzen Gilde!

Für mich stand fest, dass ich endlich ein Zeichen setzen musste. Mein Leben war sowieso schon verbaut, jetzt sollten es auch alle mitkriegen und dafür büßen! Dass ich mir mit dieser Aktion letzten Endes selbst einen Strick drehen würde, war mir damals nicht bewusst. Ich hielt mich genau an meinen Plan: Meine Eltern wollten an diesem Sonntagabend ins Kino in einen Film mit Errol Flynn, Ava Gardner und Clark Gable in den

Hauptrollen. Sie gingen nach unserem gemeinsamen Abendessen aus dem Haus. Ich schmierte mir zwei doppelte Scheiben Brot mit Kalbs- und Schmierwurst, nahm aus dem Keller eine Flasche Sprudel von Oma und machte mir eine Thermoskanne Tee mit Zucker. Ein gekochtes Ei war noch vom Abendessen übrig. Ich packte alles sorgfältig in Pergamentpapier ein und verstaute es im Rucksack. Zuerst wollte ich mich noch bei meiner kranken Oma verabschieden, aber ich verwarf den Gedanken und schrieb einen Zettel für meine Eltern, dass ich es in der Lehre mit den für mich primitiven Leuten nicht mehr aushalten würde und dass ich mein Glück und meinen Verdienst auf einem großen Bauernhof suchen würde, um später meinen Lebensraum verwirklichen zu können. Zum Abschluss schrieb ich: „Liebe Mama und lieber Papa, seid mir nicht böse! Ich melde mich, wenn ich mich eingelebt habe. Grüßt mir bitte Gabi, Oma, Tante Sanni und Onkel Hein, die anderen Verwandten sind mir nicht so wichtig. Tschüss und seid nicht traurig, Euer Horst.“

Den Zettel legte ich auf den Küchentisch. Ich nahm mein Fahrrad aus dem Schuppen, pumpte noch etwas Luft in die Räder, klemmte meinen Rucksack auf den großen Gepäckträger, setzte Vaters ausgetragenen Hut mit der Cowboy-Hutkrempe auf, schloss die Haustüre zu und machte mich auf den Weg ins Abenteuer. Ich war wild entschlossen. Doch je weiter ich von zu Hause weg war, umso feuchter wurden meine Augen – und das lag nicht nur am Fahrtwind. Viele Autos zogen an mir vorbei, manchmal so dicht, dass mich eine leichte Druckwelle fast vom Rad geworfen hätte. Ich hatte mir von einer Aral-Tankstelle eine Regionalkarte mit Wegeskizze besorgt und meine Tour mit Rotstift nachmarkiert.

Es wurde langsam dunkel. Ich war fast zwei Stunden unterwegs, als mir der Wegweiser am Straßenrand 10 Kilometer bis Idenheim anzeigte. Ich schaute auf meine alte Kommunionuhr: Es war gegen 21.30 Uhr, als ich die ersten Häuser von Idesheim erblickte, noch 5 Kilometer bis Idenheim. Der erste Bauernhof am angrenzenden Wald, Dorfstraße 3, war mein gestecktes Ziel.

Ich war angekommen. Aber, es war alles dunkel, kein Licht brannte in dem Gehöft. Ich ging ängstlich über den Hof. Sollten die Leute schon um 22.00 Uhr im Bett liegen? Konnte ich um diese Zeit noch klopfen oder klingeln? Würde man mich nicht für einen Landstreicher oder Bettler halten?

Ich entschloss mich, ein warmes Plätzchen für die kommende Nacht zu suchen und mich dann morgen in aller Früh, wenn die Fütterung der Tiere anstand, bemerkbar zu machen. Ich schob mein Fahrrad etwas in einen Seitenpfad in den Wald und suchte mir unter einem dicken Nussbaum einen Platz für die Nacht. Hätte ich doch nur eine Decke mitgenommen, aber wer denkt schon bei der Vorstellung für eine neue Arbeitsstelle an eine Übernachtung im Freien? Das konnte halt nur mir passieren, einem Phantasten und Träumer! Spätestens jetzt hatte mich die Realität eingeholt, oder nicht?

Nach etwa einer Stunde, kurz vor Mitternacht, bewegte sich etwas leise auf mich zu. Ich hatte fürchterliche Angst. War es ein wildes Tier, vielleicht ein Luchs oder Fuchs? Oder sogar ein Wildschwein, das ich durch mein Essen angelockt hatte? Nein, ein Wildschwein konnte es nicht sein, das hätte mit seinen Hufen aufgestampft und wäre grunzend auf mich zugekommen. Ein Wolf konnte es auch nicht sein, den gab es ja nicht mehr in deutschen Wäldern. Es raschelte plötzlich hinter mir und ein großer Mischlingshund kam langsam auf mich zu. „Oh Gott“, dachte ich, „hoffentlich beißt der nicht!“ Ich verhielt mich ganz ruhig und starr. Nur nicht bewegen, keine erschreckende Bewegung! Er schnüffelte an mir, ich gab ihm mein halbes Brot mit Schmierwurst und es schien ihm zu schmecken. Ich streichelte ihn zögerlich. Er legte sich an meine Füße und ich hielt nach einer Weile den Arm um ihn. Er schien das zu mögen, ich streichelte ihn etwas, seine Wärme tat mir gut. Ich wurde richtig müde und nickte für eine Zeit ein.

Gegen morgen, es wurde langsam hell, hörte ich aus der Ferne Geräusche und Stimmen. Es war kurz vor 6.00 Uhr. Das mussten die Bauern sein, vielleicht fütterten sie die Tiere. Das

Muhen, Wiehern und Grunzen erinnerte mich an den Bauernhof aus unserer Evakuierungszeit. Aha, jetzt krächte auch der Hahn. Das alltägliche Leben auf dem Bauernhof schien erwacht zu sein. Mein Hund schaute mich an und rieb seine Schnauze an meinem Arm, als wollte er mich wecken. Ich streichelte ihn und machte meine Klamotten von Gras und Unrat sauber, bevor ich mich zu dem Bauernhof aufmachte. Der Hund kannte die Gegend anscheinend genau und war auch auf dem Gehöft kein Unbekannter. Er lief schnurstracks auf den Bauern zu, der dabei war, den Kuhstall zu verriegeln. „Na, Rolli bist du auch schon munter? Komm mit, kriegst dein Frühstück!“ Erst als sich der Hund umdrehte und zu mir zurücklief, bemerkte mich der Bauer. „Guten Morgen, Herr Gerten!“, sagte ich. „Entschuldigen Sie, dass ich etwas verknittert vor Ihnen stehe, aber ich bin gestern Nacht mit dem Fahrrad von Trier angekommen und da wollte ich Sie und Ihre Familie nicht mehr in der Nachtruhe stören. Ich komme aufgrund Ihrer Stellenausschreibung beim Arbeitsamt. Sie suchen doch einen landwirtschaftlichen Helfer für Ihren Betrieb.“

Der Mann schaute mich von oben bis unten an, teils belustigt, teils kritisch, und meinte: „Hmm, mein Junge, ich darf dich doch noch duzen?“ „Selbstverständlich, Herr Gerten, ich bin erst 17 Jahre alt.“ Bauer Gerten fuhr freundlich fort: „Mir kommt es so vor, als ob du von zu Hause ausgerissen wärest. Aber wie kommst du an mein Stellenangebot? Hast du denn ein Bestätigungsschreiben und eine Unterschrift deiner Eltern dabei?“ „Tut mir leid!“, sagte ich, „mein Lehrmeister hat mich aus dem Betrieb entlassen. Daraufhin hat mich mein Vater rausgeschmissen!“ Das war natürlich eine Lüge, aber die Tränen, die mir über die Wangen liefen, waren echt.

Der Hund schwänzelte um mich herum und Bauer Gerten meinte: „Kommt ihr zwei mal mit in die Küche! Wie heißt du denn mein Junge?“ Ich gab ihm meine Unterlagen, die in einem DIN A4 Berufsschulheft drin lagen, damit sie nicht beschädigt wurden. „Aha, Horst Schmidt aus Trier. Na, das ist ja schon mal

was! Weißt Du, ich darf keine jugendlichen Bewerber einstellen, die von zu Hause kein Schreiben der Eltern mit sich führen. Das musst du verstehen, Horst, aber iss mal jetzt und trink deinen Kakao!“ Frau Gerten hatte mir einen Teller hingestellt. Das knusprige Bauernbrot und der frisch geräucherte Schinken verstärkten mein Hungergefühl. Die Bauersfrau nickte zustimmend und schnitt mit dem großen Küchenmesser noch ein paar Scheiben Brot ab. „Lieber Herr, liebe Frau Gerten, bitte lassen Sie mich auf Ihrem Bauernhof!“ bettelte ich. „Zu Hause bekomme ich nur Schläge für jede Kleinigkeit und mein Lehrmeister ist auch ein fieser Patron.“

Frau Gerten schaute mich mitleidig an und meinte: „Peter, uns kann nichts passieren, wenn wir den Jungen mal eine Weile hierbehalten, wenn es ihm tatsächlich bei seinen Eltern so schlecht geht. Wir können ja in den nächsten Tagen immer noch das Jugendamt über die Situation des Jungen informieren.“ „Bitte nicht das Jugendamt informieren, die stecken mich ins Heim!“, winselte ich. Der Hund, der unter dem Tisch vor meinen Füßen lag, bellte kurz zweimal, als wollte er meine Bitte bekräftigen. „Na gut!“, sagte der Bauer. „Wir lassen Horst mal die ersten Tage hier und alles andere wird sich zeigen. Horst, du hast von einer Lehrzeit gesprochen. Was hast du denn gelernt?“ „Maler und Anstreicher. Ich kann alle Arbeiten, die in diesem Beruf vorkommen, erledigen.“ Ich sah ein Blitzen in Gertens Augen und seine Frau sagte erfreut: „Horst kann dir ja helfen, die Ställe zu streichen! Kalk hast du ja schon gelöscht dafür.“ „Ja, ja, Hella, du weißt, dass ich mich immer davor drücke, die Ställe zu kälken, weil der Kalk so schrecklich in den Augen brennt.“ „Herr Gerten, das ist eigentlich gar kein Problem!“, schaltete ich mich ein. „Sie müssen entweder in den Kalk pinkeln oder etwas Milch hineinkippen, dann bindet der Kalk an der Wand ab und färbt auch nicht so.“

Die beiden Gertens schauten mich erstaunt an, da sie im ersten Moment nicht wussten, ob ich sie veräppelte oder ob das tatsächlich ein bewährter Anstreichertrick war. „Junge, Junge“,

lachte Herr Gerten, „dass die Anstreicher manchmal aus Faulheit in ein Spülbecken pinkeln, davon hab ich gehört und meine Frau hat unseren Anstreicher auch schon dabei erwischt! Aber dass sie auch noch in ihre Farbe pinkeln, das ist mir neu!“ Der Bauer lachte und seine Frau lachte lauthals mit. Von da an war die anfängliche Besorgnis der beiden weg. Ich erklärte ihnen, dass mein Vater und Großvater aus einer Familientradition heraus als Maler gearbeitet hatten und ich dadurch manche Tricks von ihnen gelernt hatte. „Das Brennen in den Augen bei Kalkspritzern kann man vermeiden, wenn man etwas Milch in den Kalk kippt.“ Meine Fachkenntnisse überzeugten. Frau Gerten legte die Papiere weg und schickte sich an, den Frühstückstisch abzuräumen. Danach gingen wir in die Ställe. Es stank ganz schön nach der Gülle der Kühe, aber das machte mir weniger aus. Bauer Gerten nahm einen langen Wasserschlauch vom angrenzenden Geräteschuppen, schloss ihn an den Wasserhahn und spritzte den Stall aus. Ich kehrte mit einem Reiserbesen das Größte der Brühe zum Misthaufen, der in allernächster Nähe dampfte.

„Ob das wirklich die Alternative zum Anstreicherberuf war?“ schoss es mir durch den Kopf. War es nicht purer Leichtsinns, alles hinzuschmeißen, nur wegen meiner Aufsässigkeit? Hatte mein Vater vielleicht recht mit seiner Einschätzung, dass ich kein richtiges Ziel vor Augen hätte? Ich verwarf die Gedanken schnell, denn Herr Gerten kam mit einem Kalkeimer an. Ich verarbeitete den Kalk auf die Schnelle. Steinbach, der Schmierfink meiner alten Firma, hätte sicherlich Wohlgefallen an mir gefunden. Gegen Mittag war der halbe Stall für 40 Kühe mit Kalk gestrichen. „Gelernt ist gelernt“, meinte anerkennend der Bauer, „hast ja doppelt so viel Fläche gestrichen wie ich!“ Wir gingen zur Küche, es roch nach Sauerkraut, im großen Topf lagen mehrere Eisbeine. Dazu gab es noch eine gebundene Vorsuppe mit Suppeneinlage und Markklößchen. Hmhmhm, lecker!

Nachmittags ging es mit der Arbeit weiter und abends war

der Kuhstall bis auf den Sockel fertig. Gegen 19.00 Uhr aßen wir zu Abend. Trotz des Kälkens und der vielen Farbspritzer im Gesicht hatte ich beste Laune und freute mich schon, mit dem Bauer um 20.00 Uhr das Vieh von der Weide nach Hause zu treiben. Nach dem opulenten Abendessen gingen der Bauer und ich auf die Weide. Herr Gerten hatte für jede Kuh einen Namen, ich versuchte sie zu behalten. Die Bauersfrau machte derweil die Stallungen auf. Als die Kühe ihren angestammten Platz eingenommen hatten, stellte sie zwei Schemel und leere Eimer vor die Kühe mit den dicksten Eutern. Herr und Frau Gerten sprachen beruhigend auf die Tiere ein und molken, was die Finger hergaben.

Danach war der erste Arbeitstag beendet. Der Bauer lud mich noch zu einem gemütlichen Umtrunk ein. Er fragte mich, was ich gerne trinke, ob Malzbier, Pils oder selbstgemachten Viez. Ich entschied mich für eine Porz Viez. Wir saßen noch ungefähr eine Stunde zusammen. Dann wurde ich plötzlich müde. Frau Gerten zeigte mir das Fremdenzimmer, das deutlich besser eingerichtet war als die Dachkammer, die ich mit meiner Schwester teilte. Frau Gerten hatte meine paar Habseligkeiten auf einem Bügel geordnet und die Wäsche im Schrank untergebracht. Man sah die paar Sachen kaum. „Gute Nacht, Horst, schlaf gut“, sagte sie. Ich lag kaum in dem breiten Bett, da schlief ich ein bis zum nächsten Morgen.

Als der Hahn schrie und die Hühner gackerten, wachte ich auf. Ich ging ins Badezimmer, wusch mich, zog mir die alten Klamotten von gestern an und ging runter. Nanu, in der Küche war keiner. Wie viel Uhr war es denn schon? Waaaas, 9.00 Uhr?! Das Frühstück stand noch auf dem Tisch und der Kakao noch auf dem Ofen. Ich machte mir eine doppelte Scheibe Brot mit Butter und Schinken, aß schnell und räumte das Geschirr ab. Dann ging ich zum Stall. Der Bauer grinste freundlich und war schon dabei, den Sockel zu streichen. „Entschuldigen Sie, aber ich habe so fest geschlafen, dass ich in der Früh nichts mitbekommen habe“, sagte ich. „Macht doch nix, Horst!“, sagte der

Bauer. „Du warst halt todmüde, das ist nicht weiter schlimm!“ Ich schnappte mir einen Eimer mit der Sockelfarbe und legte los. Bald hatte ich den Bauer von der anderen Ecke des Stalles eingeholt. „Was bin ich froh, Horst, dass du mir den Tipp mit der Milch gegeben hast. Die Wandfarbe mit dem Kalk färbt kaum noch ab und lässt sich gut streichen.“ „Freut mich, Herr Gerten, dass ich doch was tauge“, lachte ich, „mein Vater sieht das ein wenig anders!“

Mittags gab es Paprika-Hähnchen mit Fritten. Lecker, lecker! So gute, knusprige Hähnchen hatte ich bisher nirgendwo gegessen, nicht einmal im Brubacher Hof, der für seine knusprigen Hähnchen berühmt war. Nachmittags fuhr ich mit dem Bauern nach Bitburg. Er ließ dort die Inspektion seines Traktors durchführen. Währenddessen gingen wir in die Stadt. In einem italienischen Eissalon kaufte er mir ein gemischtes Eis. Wir schauten uns die Bitburger Brauerei an und einzelne Geschäfte der Innenstadt. Während wir so dahinspazierten, meinte Herr Gerten plötzlich: „Horst, glaubst du nicht, dass du besser deine Lehre zu Ende machen solltest, anstatt bei mir als Landwirtschaftsgehilfe dein Brot zu verdienen? Ich meine, dass du eigentlich zu schade bist, täglich diese Arbeiten zu verrichten. Das ist ja auf Dauer keine Existenz für dich und kein Weiterkommen. Du hast dein Leben noch vor dir, du kannst es noch umbiegen! Sei vernünftig, Junge! Ich würde dich wirklich gerne hierbehalten, aber ich darf es nicht ohne die Erlaubnis deiner Eltern oder des Jugendamtes.“ Ich schwieg einen Moment. Dann nickte ich: „Sie haben recht! Ich fahre morgen wieder zurück nach Trier.“

Abends gestand ich den Gertens, dass mein Vater mich gar nicht rausgeschmissen hatte, sondern dass ich ausgerissen war, weil ich meine Tätigkeit als Lehrling einfach nicht mehr ertragen konnte. Ich entschuldigte mich, dass ich sie so angeschwindelt hatte. Frau Gertens schaute mir tief in die Augen: „Also, ich bin wirklich enttäuscht von dir, mein Junge! Ich denke an deine arme Mutter, die sich bestimmt große Sorgen macht! Wie kommst du denn morgen nach Hause?“ „Ich werde mit dem

Fahrrad fahren. Bitte glaubt mir: Ich wollte euch wirklich nicht beschwindeln, aber ich wusste nicht, was ich tun sollte! Ich entschuldige mich von ganzem Herzen und bedanke mich für all das, was ihr für mich getan habt!“ „Lass es gut sein!“, sagte der Bauer. „Wir waren die zwei Tage sehr zufrieden mit dir und ich gebe dir für deine geleistete Arbeit noch ein kleines Scheinchen. Betrachte deine Zeit hier einfach als einen Kurzurlaub auf dem Bauernhof!“, lachte der Bauer und seine Frau lächelte ein wenig mit. Sie war echt enttäuscht von mir, das tat mir jetzt aufrichtig leid, aber jede Beschwichtigung hätte in diesem Moment nichts mehr gebracht.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Fahrrad Richtung Trier. Bergab war es sehr viel leichter als bergauf. Schon bald sah ich von der „Bitburger“ aus das Panorama meiner geliebten Heimatstadt. Am Gellenberg stieg ich ab und schob das Rad bis in die Bernhardstraße. Dann fuhr ich durch das Thull-Gässchen zu meinem Elternhaus. Meine Mutter sah mich durch das Küchenfenster ankommen und lief aus der Haustür auf mich zu. Sie weinte, umarmte, küsste mich und zog mich in den Hof. Ich stellte das Fahrrad ab und wir gingen zusammen ins Haus. Ich konnte im Moment noch nichts sagen oder mich entschuldigen. Ich weinte und schluchzte, als ich die Blässe und die verweinten Augen meiner Mutter sah. Nach langen Minuten des Schweigens und einer Beruhigung der angegriffenen Nerven fragte meine Mutter ganz ruhig: „Wo warst du denn die letzten zwei Tage? Tu mir das nie wieder an, Horst, hörst du?! Selbst dein Vater war aufgeregt und sehr besorgt. Er weinte sogar bei Oma oben, weil deine Oma ihm noch Vorhaltungen machte. Oma ist übrigens nicht gut dran, geh gleich mal zu ihr! Dr. Loskill kommt jeden Tag und gibt ihr Morphiumspritzen. Die letzten Tage ging es ihr immer schlechter, die weißen Blutkörperchen werden immer mehr, es ist eine schnell fortschreitende Leukämie festgestellt worden.“ „Mama, es tut mir so leid, das habe ich wirklich nicht gewollt!“

Wir aßen zu Mittag, nachdem Gabi aus der Schule kam.

Nach dem Essen ging ich zu Oma und erschrak, wie sehr sie die letzten paar Tage abgebaut hatte. „Hallo Oma, wie geht es dir? Ich wusste nicht, dass du so krank bist. Tut mir leid, dass ich abgehauen bin, ohne mich von dir zu verabschieden.“ „Jetzt bist du ja wieder da!“, sagte sie. „Jeder kann mal einen Fehler machen. Wenn er ihn aber rechtzeitig erkennt, gibt es Hoffnung, dass er ihn nicht wieder begeht. Oder Horst?“ „Ja, Oma!“ Ich gab ihr einen Kuss auf die blassen, eingefallenen Wangen. Kurze Zeit später schlief sie ein und ich ging wieder runter zu meiner Mutter.

„Oma schläft jetzt, ich hab mich anfangs richtig erschrocken, als ich sie sah, Mama.“ „Ja, Horst“, seufzte meine Mutter, „ich glaube, es geht mit ihr bald zu Ende“ „Oh Gott“, sagte ich, „lass Oma bitte noch ein paar Jährchen leben! Sonst habe ich ja niemanden mehr, der zu mir hält, außer dir, Tante Sanni und Onkel Hein.“ „Sag sowas nicht!“, antwortete meine Mutter. „Dein Vater liebt dich sehr! Du brauchst auch keine Angst zu haben, wenn er gleich nach Hause kommt. Er wird dich nicht schlagen. Das hat er mir hoch und heilig versprochen. Er ist auch schon am Montagmorgen zu deinem Lehrmeister gegangen und hat ihm einige Vorwürfe gemacht. Er hat ihn auch dazu aufgefordert, dass er die Lehrzeit mit dir fortsetzt. Dein Meister hat das akzeptiert! Kannst dir ja vorstellen, was für einen Druck dein Vater gemacht hat!“

Irgendwie hatte ich dennoch ein komisches Gefühl, als mein Vater kurze Zeit später die Tür aufmachte. Aber er schmunzelte nur und meinte: „Die Heimkehr des verlorenen Sohnes! Komm her, du Sturkopf!“ Er umarmte mich, gab mir einen Kuss und erzählte mir, dass er nur noch einen Tag gewartet hätte, bis er die Polizei eingeschaltet hätte. Ich erzählte ihm, dass die Bauernfamilie sehr nett gewesen war und mir gleich gesagt hatte, dass sie die Genehmigung und Unterschrift der Eltern brauche, um mich fest anzustellen. „Siehste, es gibt auch verantwortungsbewusste Menschen, die sich an die Gesetze halten!“, sagte Vater und schaute mich ernst an. „Glaubst du wirklich, als Landwirtschaftsgehilfe hättest du eine bessere Zukunft gehabt?“

Da hättest du schon nach einer Saison das Handtuch geschmissen! Nein, nein, lieber Sohn, dafür kenne ich dich zu genau: Du bist und bleibst ein Träumer! Ich hoffe, du hast inzwischen etwas dazu gelernt. Ich meine es wirklich gut mit dir, Horst! Wenn du mal selber eine Ehe führst und Kinder hast, dann begreifst du hoffentlich die Verantwortung, die du für das Wohlergehen deiner Familie trägst.“

Ich senkte den Kopf. Daraufhin sagte Vater einen Satz, der sich besonders tief in mein Hirn bohrte: „Also, mein Lieber, ich wünsche dir für dein Leben nicht Schlechtes, nur Gutes! Aber damit du dich später an diese Zeit zurückerinnerst, wünsche ich dir DREI VON DEINER SORTE!“ „Hoffentlich, Papa, geht dein Wunsch in Erfüllung!“, meinte ich mit fester Überzeugung. „Solche Probleme würde ICH ganz bestimmt nicht bekommen“, dachte ich mir. „Denn ich würde die Talente meiner Kinder fördern. Meine Kinder würden die beste Schulausbildung genießen und studieren können, was immer sie wollen! Ich würde Ihnen Ratschläge erteilen, aber keine Vorschriften machen.“ Dies alles aber behielt ich für mich. Ich sagte nur: „Es tut mir leid, Papa, wenn du nur das Negative in mir sehen kannst!“ „Streitet nicht wieder, Klaus! Du hast mir einiges versprochen!“, mischte sich meine Mutter ins Gespräch ein. Mein Vater nickte und meinte nur noch: „Morgen fährst du zur Arbeit, als wäre nichts geschehen! Und rede nicht mit deinen Arbeitskameraden darüber, dein Meister hat dein Fehlen den anderen gegenüber mit einer Erkältungskrankheit begründet!“

Eiszeit

Am Donnerstag also ging es wieder weiter in der Firma Benedikt und Friedhelm Dietz in der Gilbertstraße. Es stand die Renovierung eines großen Wein- und Landwirtschaftsgutes in Issel an. Die Stallungen sollten gestrichen und die Gutsweinstube und das Wohnhaus komplett renoviert werden. Eine fürchterlich eintönige Arbeit – und das auch noch in der verhassten Steinbach-Gruppe! Wenigstens war Manni, der andere Lehrling, dabei, mit ihm konnte man mittags immerhin etwas reden – und wenn es auch nur über Fußball und Mädchen war. Er war es auch, der mir über die französische Bücherei die ersten Pornoheftchen mitbrachte. Einer seiner Cousins war als Fahrer dieses Ladens angestellt und Manni bekam von ihm die allerersten Aufklärungsheftchen. Natürlich war alles französisch in diesen Heftchen, aber auf den Text kam es uns als Jugendliche auch nicht vorrangig an.

Die Wochen gingen dahin. In der Arbeitsgruppe Steinbach wurde fleißig gearbeitet. Manni und ich hielten uns beim Mittagstisch von den zwei anderen entfernt auf. Meist saßen wir draußen an einer steinernen Tisch- und Sitzgruppe. Sie sollten merken, dass wir kein Interesse an irgendwelchen dummen Sprüchen hatten, auch nicht an den derben Witzen vom roten Toni. Steinbach machte fast alles im Laufschrift und stank gerade jetzt im Hochsommer aus seinen dreckigen Anstreicherklamotten. Ich glaube, er hatte drei Wochen seine weißen Berufshosen und Jacken an, bevor sie mal gewaschen wurden. Vielleicht wechselte er genauso oft seine Unterwäsche. Zumindest roch es so.

Eines Tages kam Steinbach auf uns zu und brüllte: „Also, ihr habt euch lange Zeit gelassen, die paar Ställe zu weißen. Jetzt habt ihr sicher genügend Kraft gesammelt, um die Stückdecken in der Weinstube und dem Ahnensaal abzuwaschen und zu spachteln!“ Er schnäuzte sich, indem er sich das eine Nasen-

loch zuhielt und seinen Rotz mitten auf den Hof katapultierte. Ekelhaft! Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen: „Haben Sie denn kein Taschentuch, in das Sie hineinschnäuzen können, Herr Steinbach? Pfui, Deibel, Sie kotzen mich an!“ Vorarbeiter Walter Steinbach stand mit offenem Mund da, dann hob er den Fuß und wollte mir in den Arsch treten nach alter Handwerker-sitte. Ich schnappte in diesem Moment seinen Fuß mit der rechten Hand und zog ihn, den Schwung mitnehmend, nach oben. Der Wichser flog mit seiner ganzen Figur rückwärts auf den staubigen Boden, schlug mit dem Kopf auf und zog sich dabei eine Platzwunde zu. Der herbeieilende Toni rannte zum Auto, nahm ein Pflaster aus dem Verbandskasten und verarztete seinen Vorarbeiter. Ich stand in Boxerstellung da, um mich gegen mögliche Angriffe zu verteidigen. Toni meinte: „Jetzt hast du dir selber dein Grab geschaufelt, der Alte wird dich rausschmeißen.“

„Dazu kommt es nicht mehr!“, antwortete ich. „Ich kündige fristlos! Ihr könnt mich alle am Arsch lecken, blöde Gesipp-schaft!“ Ich hatte mich so in Rage geredet, dass ich gar nicht bemerkte, dass die Hausherrin hinter uns stand. Sie würde bestimmt den Alten anrufen und ihm alles erzählen. Mir war es egal. Irgendwie war ich sogar erleichtert. Ich setzte mich auf einen Hocker der Sitzgruppe und rauchte gemütlich eine Zigarette meiner Lieblingsmarke „Ernte 23“. Jetzt war also der Tag X, den ich fast herbeigesehnt hatte. Ich hatte meine Lehrzeit 3 Monate vor Ende des dreijährigen Lehrvertrages selbst beendet. Was würden meine Eltern dazu sagen? Würde mein Vater ausrasten? Er war ja ohnehin angegriffen: Seit einigen Wochen wachte er nach der Arbeit die halbe Nacht an Omas Bett. Er machte sie sogar frisch, dies zu tun, war für mich unvorstellbar. An meinem Vater blieb alles hängen, auch meine Mutter konnte oder wollte den Pflegedienst nicht übernehmen, vielleicht wollte es auch die Oma nicht. Sie hatten ja nicht das liebevollste Verhältnis zueinander.

Was sollte ich nun tun? Der rote Toni kam auf mich zu und sagte grinsend: „Du sollst heute Abend zum Alten ins Büro in

die Gilbertstraße kommen, kriegst bestimmt deine Papiere! Du hast noch Glück, dass der Steinbach dich nicht anzeigt, wie die Gutsherrin es ihm geraten hatte!“ „Aber es war doch Notwehr!“, rief ich. „Der Steinbach wollte mir in den Arsch treten, aber das kann er mit mir nicht machen! Ich bin kein ungezogener Hund, den man maßregeln muss! Der Alte kann mich mit der ganzen Firma am Arsch lecken, ich fahre da nicht hin!“ „Mach, was du willst, dein Vater wird schön sauer sein!“ „Mir egal, es ist meine Zukunft und nicht seine!“

In Trier angekommen, wollte ich noch ein Glas Bier trinken und mich mit einer Zigarette beruhigen, bevor ich nach Hause weiterfuhr. Ob mein Vater die Bierfahne roch und dann womöglich völlig ausrastete oder nicht, interessierte mich in diesem Moment auch nicht mehr. Ich ging in die Viez-Gaststätte Bach. Dort ging es immer lustig her. Hier konnte man neben einer Menge Kartenspieler auch Sportler der Eintracht sowie einige Geschäftsleute finden. Nach meinem Bier wollte ich gerade bezahlen und gehen, als Trierweilers Pittchen mit seiner Frau Marie zur Tür hereinkam. Er hatte eine kleine Eisfirma mit drei Eis-Verkaufswagen. Ab Ende September stieg er um auf Salzheringe, Kabeljau oder Goldbarschfilets aus der Tonne oder dem Holzfass. In der Trierer Bevölkerung war er als „Eispitt“ bekannt.

Pitt rief zum Wirt: „Gusti, Marie hat heute Geburtstag, stell ein paar Tische zusammen, ich gebe einen aus!“ Als ich Frau Marie zum Geburtstag gratulierte, sagte sie: „Komm, mein Junge, setzt dich in die Runde und trink ein Glas Bier mit uns!“ Ich verzog etwas verlegen mein Gesicht, aber sie drückte mich auf den Stuhl neben sich. Dann rief sie zu ihrem Mann, der kurz an der Theke stand: „Peter, geh doch deine Gitarre holen und spiel mir ein Ständchen zum Geburtstag!“ Jetzt war ich überzeugt, dass es Schlimmeres gab, als noch ein paar Stündchen in dieser Runde zu verweilen. Daheim hätte es ohnehin nur Streit über meine neuesten Eskapaden gegeben. Vielleicht auch eine Prügelattacke. Oma konnte sie mir nicht mehr abhalten.

Pittchen kam mit der Gitarre und wir sangen zusammen „Happy Birthday“. Frau Trierweiler meinte zu mir blickend: „Junge, wie heißt Du? Du hast eine gute Stimme, du musst mir was singen!“ „Kein Problem, ich habe viele Lieder im Repertoire!“ Peter setzte sich neben seine Frau und fragte mich: „Wie heißt du und wo kommst du her?“ „Ich heiße Horst und bin aus Heiligkreuz.“ „Was singst du denn für Lieder, Horst? Vielleicht kann ich dich ja mit der Gitarre begleiten?“ „Gerne, Herr Trierweiler!“ „Mein Junge, nenn' mich ruhig Peter oder Pitt, wie alle anderen hier auch. Außerdem: Unter Musikern gibt es kein ‚Sie‘, klaro?“ „Klaro, Peter.“

Wir spielten zunächst „Ich zähle täglich meine Sorgen“ und danach „Das machen nur die Beine von Dolores“ und „Tanze mit mir in den Morgen“. Eis-Pitt kam kaum noch zum Biertrinken und wurde animiert immer weiterzuspielen. Er beherrschte sein Instrument wirklich gut und brachte sein halbes Repertoire alter Schlager zu Gehör. Die Freirunden an alkoholischen Getränken häuften sich an unserem Tisch. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir an diesem Abend noch gesungen haben, ich weiß nur noch, dass ich meinen ganzen Frust regelrecht im Alkohol ertränkte. Irgendwann an diesem Abend erzählte ich meinem neuen Musikfreund und seiner Frau mein bisheriges Leben – und zwar anscheinend so dramatisch, dass Marie mich an sich drückte und sagte: „Du gehst heute besser nicht nach Hause in deinem Zustand! Trink noch eine Cola, du hast jetzt genug Alkohol! Verbringst die Nacht besser bei uns, gleich um die Ecke. Morgen ist ein neuer Tag! Habt ihr denn ein Telefon zu Hause?“ „Nein, wir haben kein Telefon“, antwortete ich. „Ist aber auch egal! Sollen die sich nur Sorgen machen, sie sind es selbst schuld, da habe ich kein schlechtes Gewissen!“

Vermutlich hatte ich diese Worte nur noch gelallt, denn ich hatte nie zuvor in meinem Leben so viel Bier und Schnaps getrunken. Ich schwankte noch einmal zur Toilette, dann gingen wir zu dritt in die Wohnung von Eispitt. Peter schob mein Fahrrad und seine Frau hakte sich bei mir ein. Nach ein paar Me-

tern schwenkten wir in den Hinterhof der Gaststätte. Dann eine Treppe höher, gleich links, dort war die Eingangstür zu Trierweilers Wohnung. An diese erste Nacht, seit langem wieder in einem fremden Haus, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Am nächsten Morgen wachte ich mit einem Brummschädel auf. Ich sah auf meine Armbanduhr, es war bereits 10 Uhr und vollkommene Ruhe! „Sollten die beiden auch noch pen- nen?“, fragte ich mich. Ich schaute mich im Zimmer um. Man hatte mir Schuhe, Hose und Jacke ausgezogen, Unterhose und die Strümpfe trug ich noch. Ich ging ins Badezimmer. Nicht schlecht, dachte ich, modern mit Boiler für warmes Wasser und ein richtiges Klo, das ich sonst nur von Tante Sanni, Käthchen oder den Kunden meiner Ex-Firma her kannte. Ein frisches Handtuch hing auch da, ich wusch mich und spülte mir den Mund aus. Ich hatte einen fahlen Geschmack im Mund, eine fiese Mischung von Alkohol und Nikotin, baaaah, das würde ich mir so schnell nicht mehr antun!

Nachdem ich mich angezogen hatte, suchte ich die Küche. Es war eine relativ große Wohnung für die zwei Leutchen, dachte ich, als der Schlüssel der Eingangstür umgedreht wurde und Peter eintrat. „Na, Freund, haste ausgepennt? Dein Frühstück steht in der Küche. Marie hat dir noch einen Zettel geschrieben. Wenn du möchtest, kannst du ein paar Tage bei uns wohnen, bis sich bei dir zu Hause die Wogen geglättet haben.“ Wir gingen in die Küche, ich las den Zettel, den Peter mir angedeutet hatte, und war gerührt von solch lieber Anteilnahme. Ich ging auf den kleinen Mann zu und drückte ihn mit feuchten Augen. Während Peter mir eine Tasse Kaffee aus der Kanne schüttete, bot er mir an, ihm in seiner kleinen Eisfabrikation zu helfen, sofern ich Lust dazu hätte. Ich könnte auch als Aushilfe stundenweise einen Eiswagen am Palastgarten übernehmen. „Klar Peter, das mache ich doch gerne, wenn ihr mir schon die Unterkunft samt Essen finanziert!“ „Horst, du bekommst noch Provision von dem verkauften Eis dazu. Und wenn du Lust hast, kannst Du, wenn es kälter wird und die Eis-Saison vorbei ist, mit mir

Fisch verkaufen, oder meinem Freund Viktor in der Wechselstraße helfen, Brezeln zu backen und anschließend an der Porta zu verkaufen.“

Das klang gar nicht mal so schlecht! Aber ich musste mich vorher bei meinen Eltern melden, allerdings nur indirekt: über meinen Freund Jupp. Den besuchte ich bei Hochstetter & Lange, wo er das Schaufenster dekorierte. Jupp schüttelte den Kopf, als er meine Geschichte hörte, aber er versprach mir, gleich heute nach Feierabend meinen Eltern Bescheid zu geben und mir einen kleinen Koffer mit frischen Klamotten mitzubringen. Beim Rückweg machte ich einen kleinen Schlenker über den Hauptmarkt, wo ich den Eiswaagen von Trierweilers sah. Frau Trierweiler stand dahinter. Ich ging auf sie zu und fragte sie, ob ich sie ablösen sollte. Sie schaute mich überrascht an: „Horst, das wäre Klasse, wenn du hier weitermachen könntest, aber du hast ja keine weiße Jacke zum Anziehen, das ist aus hygienischen Gründen Vorschrift vom Gewerbeaufsichtsamt. Und ein Gesundheitszeugnis brauchst du auch!“ „Ach, Frau Trierweiler“, sagte ich, „es wäre schon ein ganz dummer Zufall, wenn die Heinis vom Gewerbeamt mich ausgerechnet heute Mittag überprüfen würden.“

Sie lachte. Marie erklärte mir die Preise und zeigte, was man alles beachten müsse. Sie ermahnte mich noch, auf die Kasse achtzugeben und, falls ich zwischendurch mal aufs Klo müsse, den Wagen abzusperren. „Ok, ok, Frau Trierweiler, kein Problem!“ „Und bescheiß uns nicht, mein Junge! Peter prüft heute Abend Bestand und Kasse. Wenn du Lust auf ein Eis hast, dann schreib es auf, es wird dann abends abgezogen. Ich koch für uns drei heute Abend was Gutes, Gulasch vom Willi, du isst doch Pferdefleisch, oder? Ich mach dazu noch frische Knödel.“

Die Arme war wirklich froh, abgelöst zu werden. Am Pranger kam eine große Schulklasse auf den Markt zu, die wollte ich bewerben, bevor sie bei der Konkurrenz Balkes-Eis ihre Portion abholten. Ich sang mehr als ich rief: „Kinder, Kinder es ist heiß, wie wäre es mit ´nem guten Eis? Hier gibt’s zum Niedrigpreis,

Trierweilers bestes Speiseeis!“ Einige Kinder schauten zu mir rüber, zupften andere am Ärmel und kamen tatsächlich zu meinem Eiswagen. Ich klopfte weitere Sprüche und schrie zu den herankommenden Kindern: „Die ersten zwei kriegen gratis ein Eis! Jetzt aber schnell, Freunde, kommt herbei!“ Und alle liefen am Balkes-Eiswagen vorbei direkt auf mich zu. Ich hatte mehr Erdbeere als andere Sorten vorrätig, also bekamen die ersten zwei Erdbeer-Eis. Ich kam fast nicht mehr hinterher, so drängten sich die Kinder an den Eiswagen heran. Schoko, Vanille, Nuss und Erdbeere, alles lief. Es ist ein Phänomen, man kann es auch an den Werbeständen bei verschiedenen Firmen in einem Kaufhaus beobachten: Je mehr Leute drumherum stehen, umso mehr kommen dazu und kaufen, was verkaufpsychologisch zu erklären ist.

Ich fand es als Kind schon faszinierend, wie verschiedene Topverkäufer an aufgebauten Verkaufsständen die Leute zum Einkauf von Produkten animierten, die sie vermutlich gar nicht brauchten. Es machte mir wirklich Spaß, als Eisverkäufer tätig zu sein. Es war an diesem Nachmittag viel los, bis 20.00 Uhr hatte ich den Eiswagen leer. Ich wischte mit einem feuchten Lappen den weißen Arbeitstisch des Eiswagens ab und zählte das Geld. Dann drückte ich den Wagen die Palaststraße hoch Richtung Weberbach. Als ich im Domizil der Eisherstellung ankam, liefen noch die Turbinen einer Eismaschine. Peter Trierweiler war freudig überrascht, dass ich in so kurzer Zeit das ganze Eis verhökert hatte und lobte mich in den höchsten Tönen. Das hätte sonst, selbst in der Hochsaison, keine seiner drei Eisverkäuferinnen geschafft. Das Geld stimmte, ich hatte nur ein Eis gegessen und zwei verschenkt, was ich auch aufgeschrieben hatte.

„Horst, 15 % Provision macht 37 DM. Meine Frau hatte nur 80 Mark umgesetzt – und du nun mehr als das Doppelte!“, rief Pitt. „Aber die klopf halt keine Sprüche und wartet, bis jemand auf sie zukommt!“ „Frauen sind halt in der Regel etwas zurückhaltender“, sagte ich. „Abgesehen davon, lieber Peter, möchte ich diese Provision mit meiner Kost und Logie bei Euch verrech-

nen.“ „Gut, gut, mein Junge! Wie viel willst du denn nun haben?“ Gib mir als Anreiz mal 20 Mark.“ Wir gingen beide hoch zu Marie. Der Duft von Willis Gulasch, fein zubereitet von Marie, verstärkte mein Hungergefühl. Die selbst gemachten Knödel in Zigarrenform mit der gewürzten Soße und dem Pferdegulasch waren eine Delikatesse. Wir lobten Marie in den höchsten Tönen. Zum Essen gab es noch eine Flasche Caspary-Bräu, das wunderbar dazu schmeckte. Nach dem Essen schnappte sich Peter die Gitarre und wir sangen quer durch die gängigsten und populärsten Lieder der Unterhaltungsmusik.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit Peter zu Eis-Hoffmann, um mit dem Lieferwagen frisches Stangeneis zu holen. Es war interessant, wie die Maschinen und Turbinen aus dem fließenden Wasser gefrorene Eisstangen in viereckiger Form fabrizierten. Man kannte damals ja noch keine Kühlung im heutigen Sinne. Ob in Gaststätten oder in der Eisfabrikation, überall wurden in den Sommermonaten Eisblöcke zum Kühlen gebraucht. In den Privathaushalten suchte man schattige und kühle Ecken in den Kellern, damit die Waren nicht so schnell verderben. Während der Heimfahrt fragte mich Peter, ob ich lieber in der Fabrikation, oder im Verkauf tätig sein wollte. Ich sagte, dass mir der Vertrieb mehr läge. So war auch das geregelt.

Ich bekam eine weiße Jacke eines ehemaligen Eisverkäufers, die mir in den Armen etwas zu kurz war, aber sonst einigermaßen passte. Marie gab mir noch ein doppeltes Käsebrod mit und meine kleine Thermoskanne. Ich fuhr gegen 11.00 Uhr mit dem Eiskarren zu meinem angestammten Verkaufsort – Hauptmarkt, Blick zum Dom. Gegen 16.00 Uhr kam plötzlich mein Freund Jupp quer über den Hauptmarkt spaziert. Er wäre an mir vorbeigelaufen, wenn ich nicht laut seinen Namen gerufen hätte: „Juppi, hey, kennst du die kleinen Leute nicht mehr?“ Er lachte laut und meinte: „Mensch, Horst, die weiße Jacke passt ja, aber die Farbkleckse fehlen!“ „Jaja“, sagte ich, „komm erzähl mal: Was haben meine Eltern gesagt?“ „Ich habe deinen Eltern alles berichtet, so wie du mir es aufgetragen hast.“

„Und? Mensch, lass dir doch nicht jeden Brocken einzeln aus der Nase ziehen!“, drängte ich ihn. „Also, dein Vater meinte, du sollst dich zum Teufel scheren! Am liebsten würde er dich auf den Helenenberg schicken, damit du noch die letzten Monate Erziehung und Schläge für Ungehorsam bekommen würdest! Du bräuchtest zu Ihnen nicht mehr nach Hause zu kommen, seine Geduld mit dir wäre erschöpft. Deine Mutter hatte Tränen in den Augen, meinte nur, dass sie beide so einen Sohn nicht verdient hätten.“

„Das stimmt“, sprach ich dazwischen, „die haben mich wirklich nicht verdient! Mir tut nur meine Mutter leid!“ Jupp sprach weiter: „Deine Mutter kam eine Stunde später bei uns vorbei und wollte von mir nochmals alles genau wissen, ob es dir beim Eispitt auch wirklich gut geht, und was für Leute das seien. Ich habe versucht, sie ein wenig zu beruhigen. Außerdem sprach auch meine Mutter mit deiner Mutter. Sie riet ihr, sich nicht so viele Gedanken zu machen: Du seist halt ein Abenteurer, der sich irgendwie immer durchschlägt, und auch ein ehrlicher, aufgeweckter, spaßiger Kerl. Deine Mutter sagte mir später noch vor der Tür, du solltest morgen nachmittags heimkommen und ein paar Wäschestücke, Hosen und Schuhe abholen.“ „Ok, Jupp, danke dir.“

Ich verkaufte noch bis in die erste Woche des Oktobers am Hauptmarkt Eis. Die Einnahmen wurden immer geringer und meine Provision belief sich nur noch auf maximal 15 Mark. Das war immer noch mehr, als ein Handwerker pro Tag bei einem Stundenlohn von 1,30 DM verdienen konnte. Mit Trierweilers hatte ich ausgehandelt, dass ich nur 120 Mark im Monat für Kost und Logie zahlen musste. Den Rest konnte ich behalten. Pitt hatte die Eis-Saison inzwischen abgehakt und konzentrierte sich auf den Fischverkauf. Ich wollte aber nicht in den Fischen wühlen, das hatte ich ihm schon vorher gesagt. Deshalb hatten wir vorgesorgt und bei seinem Freund, dem Brezelbäcker, vorgesprochen. Der Bäckermeister war sehr zufrieden mit mir – und dank 10% Provision auf die Backwaren kam ich bei meinem Ver-

kaufstalent auch in der kalten Jahreszeit gut über die Runden.

In der Nacht vom 20. November 1957 starb meine Oma und mein Vater kam mit meinem Freund Jupp abends zu Trierweilers nach Hause. Als es klingelte, ging ich runter, um zu öffnen. Mein Vater stand vor der Tür, dahinter Jupp. Ich sagte nur: „Guten Abend, Papa“. Da umarmte er mich und sagte unter Tränen, dass Oma gestorben wäre. Ich heulte gleich drauflos. Trierweilers kamen die Treppe herunter und mein Vater erklärte ihnen, was geschehen war. Sie kondolierten ihm. Ich lud meinen Vater auf ein Glas Bier in die Nachbargaststätte ein. Zunächst wollte er nicht, aber mein Freund redete auf ihn ein. Schließlich ging er mit uns zu Bachs Gaststätte.

Ich bot ihm eine Zigarette an, damit wollte ich eine weitere Untugend kurz vor meinem 18. Geburtstag demonstrieren. Er bevorzugte seine selbst gedrehten Zigaretten. Jupp und ich rauchten unsere Stamm-Marke 'Ernte 23'. Ich erzählte meinem Vater, was mich bewogen hatte, fristlos in meiner Lehrfirma zu kündigen. Dann erklärte ich ihm meine jetzige Arbeit als Verkäufer. Er schüttelte den Kopf und meinte, dass es auf Dauer wohl nicht den Mann ernähre. Mein Freund schwieg zu den Aussagen und grinste nur ab und zu. Mein Vater erklärte mir noch den Ablauf der Trauerfeierlichkeiten. Die Messe mit anschließender Beerdigung sollte in St. Matthias stattfinden. Er hatte sich vier Tage freigenommen, um alle anstehenden Verwaltungsgänge zu erledigen. Er gab mir außerdem zu verstehen, dass er das Elternhaus gegen Auszahlung der Geschwister kaufen würde.

Ich war heilfroh, dass ich mich endlich mit meinem Vater ausgesprochen hatte. Jupp hatte mir zuvor öfters erzählt, dass er sich nach mir erkundigt hatte. Es war ihm wohl doch nicht einerlei, wohin ich treiben würde. Vermutlich hatte er befürchtet, dass ich ohne familiäre Bindung im Fluss des Lebens untergehen würde. An diesem Abend in Bachs Gaststätte versprach ich ihm, wieder nach Hause zu kommen, sobald ich die beiden oberen Mansardenzimmer, die durch Omas Tod frei wurden, beziehen könnte.

Meine kurze Fußballkarriere

Der Tag der Beerdigung meiner Oma war für meinen Vater und mich sehr traurig. Wir waren wohl die Einzigen, die so an ihr hingen. Nach der Beerdigung gingen wir ins Café Schlöder, um uns bei Kaffee und Kuchen nebst belegten Broten in langweiligen Familiengesprächen auszutauschen. Ich war froh, als ich später wieder frische Luft einatmen konnte. Die nächsten Tage wohnte ich noch bei Trierweilers, allein schon aus Bequemlichkeit. Ich hatte schließlich fünf Minuten bis zur Backstube. Kurz vor Weihnachten lernte ich in Bachs-Gaststätte Hanni Grimbach kennen. Er erzählte mir an der Theke, dass seine Firma, Sektkellerei Faber, einen Betriebsanstreicher suchte. Sie hätten ein tolles Betriebsklima, so Hanni. Er wäre an der Abfüllmaschine und manchmal würden sie den ganzen Tag nur Piccolos abfüllen, den anderen Tag dann die großen Sektflaschen. Im Grunde sei der ganze Betrieb dauerhaft besoffen. Man müsse sich nur zusammenreißen und sich gerade halten, wenn man an den Büros vorbeigehe, denn die Chef-Sekretärin sei eine Petze, die nix trinke. Ich redete ihm in seinen Wortschwall hinein und sagte, dass ich Anstreicher gelernt hätte und Arbeit suche. Nach zwei Bierchen lallte er, ich solle morgen früh einen Vorstellungstermin mit der Sekretärin ausmachen, die bräuchten unbedingt einen, das habe er am Morgen vom Kellermeister erfahren.

Am nächsten Morgen ging ich zuerst, wie gewohnt, zur Backstube. Dann fuhr ich mit dem Rad in die Gerberstraße zur Sektkellerei Faber. Ich ging zum Büro, stellte mich kurz vor und gab an, ausgelernter Maler und Anstreicher zu sein. Die Sekretärin bat mich Platz zu nehmen. Gleich darauf ging sie mit mir ins Personalbüro. Wir waren schnell einig, als ich hörte, dass ich 25 Pfennige über dem eigentlichen Tarif des Baunebengewerbes verdienen würde. Das bedeutete, dass ich einen Tarif von einem Gesellen bekäme, der mindesten fünf Gesellenjahre hätte, und das mit 17 Jahren! Ich war sehr froh und sagte sofort zu.

Mein Vater würde vor Freude an die Decke springen! Nicht ausgelernt, keine Prüfung und dann selbstständiger Betriebsanstreicher bei einer so namhaften Firma! 1,85 Mark Stundenlohn, rund 15 Mark brutto am Tag, bei 48 Stunden die Woche wären das 90 DM – und zwar richtig angemeldet und krankenversichert. Das wäre fast mehr, als mein Vater als Kolonnenführer, Vorlackierer und Personalratsmitglied bei der Bahn verdiente!

Ich war noch in Gedanken, als der Personalchef mir die Hand reichte und meinte: „Also dann, Herr Schmidt, wir sehen uns bei Ihrem Arbeitsbeginn im kommenden Jahr!“ Ich bedankte mich und wollte gerade zum Glasportal rausgehen, da kam plötzlich Hans Weiler daher und rief: „Hallo Horst, fängst du bei uns an? Das wäre toll, wir könnten nämlich noch einen guten Rechtsaußen für unsere Betriebsmannschaft brauchen!“ Herr Plein, der Personalchef, hatte anscheinend Weilers freudige Begrüßung mitbekommen, denn er kam ein paar Schritte auf uns zu und sagte: „Herr Weiler, Sie kennen den jungen Mann vom Fußball her? „Ja, der spielt bei den Junioren des VfL, aber nicht mehr lange, die Eintracht ist auch schon hinter ihm her! Sie nennen ihn ‚Garrincha‘, weil er so trickreich spielen kann.“ „Soso, na dann haben wir ja einen guten Griff mit ihm gemacht!“ Mit diesen Worten ging der Personalchef wieder zurück in sein Büro. Ich war ein wenig verwundert, aber Hans erklärte mir, dass die Betriebsfußball-Mannschaft einen sehr hohen Stellenwert innerhalb der Firma hatte.

Meine zukünftige Arbeitszeit war von 8.00 Uhr früh bis 17.30 Uhr täglich. Mittagszeit von 12.30 Uhr bis 13.30 Uhr. Samstags war ab 13.00 Uhr Feierabend. Der Personalchef meinte am Ende der Betriebsbesichtigung: „Herr Schmidt, schauen Sie bitte öfters auf den Dienstplan-Aushang, da werden die Trainingszeiten unserer Betriebsmannschaft bekanntgegeben! Die können sich immer mal wieder verschieben, je nach Produktionsablauf.“ Mitte Januar war das erste Training auf einem Platz der Eintracht in der Zeughausstraße angesetzt. 15 Spieler,

darunter ich, waren tags zuvor in den Dienstplan eingetragen worden. Wir fuhren mit drei Kombi-Dienstwagen nachmittags zum Training. Dort konnte man sich in den Fußballerkabinen umziehen. Die Trikots und Trainingsanzüge hatten das Firmen-Emblem aufgedruckt. Der Trainingsleiter war der Co-Trainer der Eintracht und hieß Klaus Hoffmann. Er war lange Jahre Oberligaspieler der Eintracht und hatte mit Hanni Oberhausen und Karel Ferber die knallharte und berühmte Abwehr der Eintracht-Trier 05 markiert. Weltberühmte Fußballer wie Fritz und Ottmar Walter vom 1.FC Kaiserslautern bekamen das öfter zu spüren, wenn sie gegen die Eintracht antreten mussten.

Dieser Klaus Hoffmann war erst seit kurzer Zeit aus dem Spielerkader der Eintracht ausgeschieden. Vor drei Monaten hatte er die Betriebsmannschaft der Sektkellerei Faber übernommen. Er machte viel Lauftraining und individuelle Schulung. Es war sehr anstrengend, ich war tatsächlich fix und fertig nach dem ersten Training. Nach zwei Stunden waren wir froh, als wir duschen konnten. Am nächsten Mittwoch gab der Trainer die Mannschaftsaufstellung für den kommenden Samstagmittag bekannt. Zu meiner Freude sollte ich nach der Halbzeit eingewechselt werden. Der sportliche Gegner war die Betriebsmannschaft der Caspary-Brauerei. Eine Mannschaft, die sechs gute Spieler in ihren Reihen hatte. Es war Bedingung, dass 80% der Spieler im Betrieb beschäftigt sein mussten. Diese Mannschaft und die Betriebsmannschaft der Zigarettenfabrik Neuburg waren die Spitzenreiter der Betriebsmannschaften neben der Mannschaft der Stadtwerke. Die Löwenbrauerei rangierte in der Tabelle unter uns.

Die drei Tage bis zum Spiel gegen die Caspary-Brauerei verliefen arbeitsmäßig sehr relaxt. Selbst Direktor Breitbach, Ex-Oberbürgermeister der Stadt Trier, beschwor die Spieler, keine Akkordarbeit zu übernehmen, um sich physisch und psychisch auf das Spiel vorzubereiten. So wichtig war dem Vorstand dieser Sektkellerei die Werbung mit der eigenen Betriebsmannschaft. Selbstverständlich mussten wir am Samstagmorgen

nicht zur Arbeit erscheinen. Stattdessen hatte der Trainer um 10.00 Uhr ein leichtes Lauftraining im Weißhauswald angesetzt. Im Schnee liefen wir eine halbe Stunde und machten im Trainingsanzug leichte körperliche Übungen wie Rumpfbeugen und Seitwärtsdrehungen im Laufschrift.

Die Vorbereitungsspiele zum „Stadtpokal Trier“ zogen damals erstaunlich viel Publikum an. Faber Sekt hatte zuvor einige Spiele im KO-System gewonnen, aber heute war die Mannschaft der Caspary-Brauerei der haushohe Favorit, und das auch noch auf heimischem Platz. Das Spiel begann mit Gejohle und Sprechchören der Caspary, aber auch die gut geölten Sekt-Kehlen der Faber-Betriebsangehörigen waren nicht zu überhören. Der Profi-Sturm der Heiligkreuzer überrannte sehr schnell das Mittelfeld unserer Mannschaft. Zum Glück waren in der Hintermannschaft einige Saarburger Spieler, die sich kraftstrotzend der überlegenen Spielkultur der Heiligkreuzer entgegenstemmten. Ein Strafstoß und eine andere Standardsituation aus einer Ecke heraus ließen die Caspary-Jungs mit 2:0 in Führung gehen. In der Halbzeit lobte der Trainer die Hintermannschaft, aber er mahnte sie auch, nicht mit vollem Risiko zu attackieren. Zum Stürmerfeld meinte er, dass wir mehr über außen kommen sollten, um das Spiel in die Breite zu ziehen. In der Mitte wären wir nicht stark und passgenau, um zum Erfolg zu kommen. Zu mir gewandt meinte er: „Horst, spiel in die Breite und schlage hohe Flanken nach innen, versuche an den Innenverteidiger vorbeizudribbeln, dann haben wir noch Chancen. Alles klar?“ „Alles klar, Trainer!“, schallte es wie aus einem Munde. „Hipp, hipp, hurra!!“

Das Spiel gewann in der zweiten Halbzeit an Dynamik. Ich versuchte, an dem bulligen Reuter vorbeizudribbeln, schlug ein paar Haken und schoss eine hohe Flanke in die Mitte, die Rudi Görden mit ein wenig Glück unhaltbar für den Tormann einköpfte. Nur noch 2:1, das Anschlussstor war gefallen! Unsere Fans schrien und piffen. Die Caspary schwächelte etwas, die Mannschaft hatte wohl in der ersten Halbzeit das Tempo zu

hoch geschraubt. Sie hatte auch Pech mit ein paar Lattenschüssen und die Spieler waren ein ums andere Mal an der Klasse unseres Torhüters Schamburger gescheitert, der auch gleichzeitig Tormann des Feldhandballs der Eintracht war. Ich wechselte öfters die Position und dribbelte in die Mitte, um Görgen ein paar Steilpässe zu geben, aber sie nahmen mich oft in die Zange. Dann wurde ich knapp vor dem Strafraum gefoult. Den Freistoß führte Hans Weiler aus, Theo sprang hoch, ließ den Ball zu mir abtropfen, ich drehte mich noch halbwegs in der Luft und schoss mit dem rechten Absatz ins linke Eck. Der Torwart sah den Schuss nicht und hing in der anderen Ecke. Jubel und Begeisterung sowie Entsetzen der Heiligkreuzer begleiteten dieses Ausgleichstor.

Es waren noch zehn Minuten zu spielen. Wir waren wie verwandelt, das Spiel verschob sich nach links. Die Torschützen wurden in die Zange genommen, zwei harte Manndecker bei mir und Rudi unterbanden jeglichen Spielfluss. Dadurch wurden auf halb links und Linksaußen plötzlich Räume frei, die unsere beiden schnellen linken Außenstürmer ausnutzten. Und kurz vor Ende schoss Hans Weiler von halblinker Position das Führungstor zum 3:2 Endresultat. Ein unerwarteter Sieg für die Betriebsmannschaft der Sektkellerei Faber!

Nach dem Duschen ging es an die Theke. Gastraum und Nebenraum waren voll gerammelt mit Spielern beider Mannschaften und deren Anhänger. Es war so laut, dass man sein eigenes Wort nicht verstand. Mein Freund Jupp schrie mich fast an, ob ich noch ein Bier trinken wolle, und sagte mir: „Dein Vater war auch auf dem Platz, direkt neben mir, hast du ihn nicht gesehen?“ „Meine Fresse, Jupp, ich habe noch nicht mal dich gesehen bei den vielen Zuschauern!“ Wir tranken noch jeder zwei Bier und machten uns dann auf den Heimweg. Mein Vater gratulierte mir zu unserem Sieg und meinte: „Horst, geh zur Eintracht, da hast du bessere Aussichten, Karriere zu machen!“ „Papa, ich spiele gerne Fußball, an Karriere denke ich da nicht, eher an Spaß und Kameradschaft.“

Am darauffolgenden Montag wurde ich endlich 18 Jahre alt. Meine Familie gratulierte mir am Frühstückstisch. Mein Vater las uns den Bericht aus dem „Volksfreund“ vor. Da stand in großen Lettern „Faber-Sekt schlägt Caspary-Brauerei verdient mit 3:2“. Es war ein halbseitiger Bericht über den Spielverlauf, man lobte die Außenspieler von Faber-Sekt, die das Spiel durch Technik und Schnelligkeit maßgebend gestalteten und zum Erfolg führten. Es gab auch ein Bild von mir mit dem Untertitel „Kurioses Ausgleichstor durch den jungen Rechtsaußen Horst Schmidt“. Mein Vater hat den Zeitungsausschnitt in ein Album eingeklebt. Als ich in die Firma kam, wurde der Sportbericht gerade am schwarzen Brett aufgehangen. Eine Fotokopie davon klebte auch am Büroeingang hinter der Glasscheibe.

Ich hatte mir fest vorgenommen, mir bei dieser Firma meinen Spielerbonus durch ein gemütlicheres Arbeiten abzuholen. Wenn schon keine Spielerprämie, dann wenigstens einen ruhigeren Job! Den ließ man mir tatsächlich. Ich konnte mich eine Stunde in der Werkstatt aufhalten, Zigaretten rauchen und meine 2 Piccolos am Tag trinken.

Gegen das Haus Neuerburg gewannen wir hoch mit 5:0, obwohl zwei Spieler der Eintracht mitspielten. Weiler und Görgen schossen jeweils zwei Tore und ich markierte mit meinem Tor das 5:0. Die Löwenbrauerei mit den Olewiger Spielern verloren gegen uns 2:1 und waren die bisher schwersten Gegner.

Nun waren wir im Halbfinale gegen das Autohaus Hess, das verstärkt aus seinen Filialen Wittlich und Prüm die beste Mannschaft der Amateurliga Südwest stellten. Aus der Eintracht spielten bei ihnen Elmar Mai, Erich und Fritz Hermesdorf mit, die später in der ersten Bundesliga bei Borussia Neunkirchen unter Vertrag standen. Dieses Spiel verloren wir mit 4:1. Wir waren klar unterlegen. Diese wendigen Halbprofis, mit denen ich schon als Kind Fußball gespielt hatte, waren für uns eine Nummer zu groß. Nun ja, wir spielten letztlich um den 3. Platz gegen die Romika aus Gusterath und gewannen 3:0! Wir waren also die drittbeste Mannschaft des Turniers und konnten auf uns stolz

sein. Immerhin hatten wir einige gute Mannschaften besiegt! Zur Siegerehrung wurden wir in die Treveris eingeladen. Die Sektkorken flogen an diesem Abend besonders weit. So manche Sportskanone war danach kaum noch in der Lage, aufrecht zu gehen!

Bei einer Faschingssitzung der KG Trier-Süd sang ich wenig später ein paar Stimmungslieder mit dem Post-Tanzorchester unter Fred Prinz, der zum Freundeskreis von Jupp Stölben und einigen stadtbekanntem Musikern gehörte. Jupp hatte mich an Fred vermittelt, der in einem der Posthäuser am Herrenbrünnchen wohnte. Wir machten nur eine Klavierprobe für ein Potpourri mit Karnevalsschlagern. Das Honorar war nicht üppig, aber 100 Mark waren auch nicht schlecht! Und ich machte mal wieder interessante Kontakte: Am Tisch von Fred Prinz saß der Malermeister und Karnevalist Bruno Fassbender, ein passabler Weintrinker und humorvoller Mann. Wir kamen ins Gespräch und er erzählte mir, dass er inzwischen in Wasserbillig (Luxemburg) arbeite und gutes Geld verdiene, weit mehr als hier in Deutschland. Er meinte, dass einer ihrer jungen Gesellen zur Luxemburger Armee gehe, dann könnte ich dort anfangen. Ich sollte ihm mal meine Adresse geben.

Im August erhielt ich tatsächlich einen Brief von Emile Breddimus aus Wasserbillig. Es handelte sich um den Malerbetrieb, in dem Bruno Fassbender als Meister arbeitete. Der Inhalt des Schreibens war in ein paar Sätzen knapp erklärt: Auf Empfehlung von Herrn Bruno Fassbender würde man mir ein Stellenangebot als Maler-Gesellen unterbreiten mit einem Stundenlohn von 32 Luxemburger Franken, gleich 2,45 DM! Arbeitsbeginn, so schnell wie möglich. Mein Vater glaubte seinen Augen nicht, als er diesen Stundenlohn las: „Es kann doch nicht wahr sein, dass die Luxemburger 70 Pfennige über dem deutschen Tarif liegen!“ Es war aber so und es hatte sich schon herumgesprochen, dass man in Luxemburg in allen Branchen wesentlich besser verdienen konnte. Die Stellen waren jedoch rar. Nur mit Beziehungen und auf Empfehlung langjähriger Arbeiter und Ange-

stellten wurden die Jobs vermittelt.

Bei der Luxemburger Firma fing ich zunächst mit etwas gemischten Gefühlen an. Ich wusste ja um den Qualitätsanspruch des Luxemburger Klientels. Aber mit Bruno Fassbender konnte mir nicht viel passieren. Nach einer knappen Begrüßung des Junior-Chefs kam Bruno mir entgegen und nahm mich und einen weiteren Gesellen, namens Jean, im Auto nach Grevenmacher zu einer vornehmen Madame mit. Nach Feierabend fuhr ich mit Bruno und Jean zur Werkstatt zurück. Wir machten noch einen kleinen Abstecher zur Vereinskneipe des dortigen Fußballclubs Jeunesse Wasserbillig. Dort unterhielt ich mich mit einem gleichaltrigen jungen Mann, der in Wasserbillig Fußball spielte und vom neuen Trainer schwärmte: Klaus Hoffmann aus Trier, meinem alten Coach Couch von der Faber Sekt-Mannschaft!

Wenig später besuchte ich das Training. Zunächst schaute ich nur zu, doch dann entdeckte mich der Trainer: „Hallo Horst, was machst du denn hier?“ „Ich habe gehört, dass du hier trainierst, Klaus! Das wollte ich mir ansehen, abgesehen davon, arbeite ich seit einer Woche hier in Wasserbillig.“ „Gut, freut mich!“, sagte der Trainer. „Dich können wir hier gut gebrauchen! Zieh dich um und trainiere mit!“ Nach dem Training nahm er mich mit nach Trier und setzte mich vor der Haustür ab. Er gab mir noch zu verstehen, dass er mich nach dem Training stets gerne mit nach Hause nehmen würde, dann bräuchte ich nicht auf den Zug zu achten. So hielten wir es auch.

Ich wuchs immer mehr in die Mannschaft hinein, die aus acht Luxemburger Spielern bestand und drei Deutschen. Das Niveau in der 1. Division konnte man bei den ersten sechs Mannschaften der Tabelle, zu denen auch Wasserbillig gehörte, mit dem Durchschnitt der Oberliga in Deutschland vergleichen. Hinzu kam, und das war für deutsche Spieler aus den Amateurligen ein starker Anreiz, dass in Luxemburg Torprämien nebst Spesen für jedes Spiel gezahlt wurden!

In meiner Freizeit am Wochenende ging ich samstags zu Jupp Stölben, um an unserem Repertoire zu feilen. Zwischen-

durch sang ich bei Bällen auf dem Petrisberg bei Pantenburgs mit Fred Prinz und seinem Post-Tanzorchester. Nach Neujahr 1959 erhielt Jupp von dem ehemaligen Stargeiger und ersten Konzertmeister des Theaters Trier das Angebot, in seiner großen Bar „Cabaret Maxim“ im Jakobsspitalchen als Barmusiker zwischen den einzelnen Striptease-Programmen zu spielen. An den Wochenenden konnte ich meine Gesangsnummern zum Besten geben. Jupp machte mit Ferenc Palenkow eine üppige Gage für die damaligen Verhältnisse aus: Ich bekam pro Auftritt 150 Mark! Dafür mussten viele Leute einen halben Monat arbeiten. Zu dieser Zeit verdiente ich noch nebenbei viel Geld und ich gab zu meinem Lohn noch fast die Hälfte meiner Gagen ab, um meinen Eltern mit einem gewissen Stolz zu zeigen, welche Talente in mir schlummerten. Allerdings muss ich gestehen, dass so manche attraktive Stripperin und Animierdame meine Gage deutlich minimierte. Jupp machte da oft fröhlich mit.

Als ich meinem Trainer sagte, dass ich die nächsten drei Monate nur ab und zu ins Training käme, da ich die nächtlichen Auftritte am Wochenende konditionell über die Woche spürte, hatte er dafür nur wenig Verständnis. Mir aber war das egal, das Geld und die abenteuerliche Umgebung reizten mich, die Musik sowieso. Als dann unsere Verträge mit Palenkow und dem Maxim ausliefen, trainierte ich wieder fleißig bei Jeunesse Wasserbillig. Der Trainer war mir gegenüber danach auch wieder freundlicher gestimmt und meinte, dass ich nach einigen Pflichtspielen in der Reserve, jetzt zum ersten Mal in der ersten Mannschaft, gegen Spora Luxemburg, dem Vorjahresmeister, eingesetzt würde. Ich freute mich riesig darauf und trainierte wie besessen.

Am nächsten Samstag war es so weit. Ich nahm mir bei der Firma den Samstag frei. Das war für den Chef, der gleichzeitig noch im erweiterten Vorstand des Fußballclubs aktiv war, selbstverständlich. Wir fuhren gegen 11.00 Uhr mit sämtlichen Betreuern nach Luxemburg-Stadt. Um 12.30 Uhr nahmen wir im Grande Hotel de Luxembourg eine leichte Speise zu uns

und der Trainer verordnete uns bis 14.00 Uhr eine Pause in der Ruhehalle des hoteleigenen Schwimmbades. Verschiedene wollten schwimmen, aber der Trainer untersagte jegliche Körperertüchtigung und Gespräche. Ich war als Nichtschwimmer frohdrum und schlief sogar etwas ein. Danach ging es zum Luxemburger Nationalstadion, etwas außerhalb der City gelegen. Wir versammelten uns in den Mannschaftskabinen, zogen uns die Trikots an und liefen ins Stadion, um uns warm zu machen. Ich spielte auf meiner angestammten Position Rechtsaußen, Heinz Gawell in der Mitte, und Jose Ohlinger auf links, halblinks spielte Weißhaupt. Neben mir auf halb rechts agierte Alphonse Diller, der einzige luxemburgische Nationalspieler in unserer Mannschaft.

Punkt 15.00 Uhr piff der Schiri das Spiel an. Wir hatten Anstoß. Gawell flankte zu mir, ich schoss zurück zum Mittelläufer Rene, der als Libero auch die Bälle verteilen sollte, im Mittelfeld waren die einzelnen Positionen schnell durch genaue Manndeckung des Luxemburger Meisters markiert, also bekam ich den Ball zurück, umdribbelte einen Luxemburger und gab Heinz den Ball, der ihn in auf die linke Seite zu Jose weiterleitete. Der Spora-Libero stieg robust ein und dreschte den Ball weit nach vorne. Der Spora-Mittelstürmer war leider ungedeckt, Rene zu weit vom Mann weg und mit einem Distanzschuss aus 15 Metern verwandelte der Luxemburger Nationalspieler zum 1:0 für Spora-Luxembourg. Jubel im Stadion, das mit 10.000 Zuschauern fast ausverkauft war.

Wir ließen uns nicht allzu sehr vom Favoriten einschüchtern und machten mit sicherem Zuspiel noch kurz vor der Pause das Spiel schneller. Das gegnerische Mittelfeld überrannten wir mit zwei, drei Pässen, der Ball prallte vom Libero des Gegners nach einem fulminanten Schuss von Ronny ab, fiel mir vor den rechten Fuß und reflexartig schoss ich mit dem rechten Spann in die linke Ecke, unhaltbar für den Tormann, ein: 1:1! Die mit einem Sonderbus mitgereisten Fans schrien sich fast die Seele aus dem Leib. Dann war Halbzeit, wir gingen unter dem Jubel der mit-

gereisten Fans und mit ausgetrockneten Kehlen in die Kabinen.

Nach der Pause hatte ich meine kreativste Phase. Ich stürmte, lief zurück, nahm den Ball in der eigenen Hälfte und trieb das Mittelfeld nach vorne. Die Luxemburger schienen nach den vorangegangenen Qualifikationsspielen um den Europokal der Landesmeister so ausgepowert zu sein, dass sie kaum noch dem Ball hinterherliefen. Wir nutzten dies gnadenlos aus: Mit einem donnernden Lattenschuss bewies Ronny einmal mehr seine Schusskraft. Das nächste Tor für uns hing förmlich in der Luft. Spora kam kaum noch übers Mittelfeld und verlor die Bälle gegen unsere harte und stabile Hintermannschaft, die immer mehr aufrückte. Bei der nächsten Spielszene schoss unser Tormann Jacques Rohles aus der Hand bis fast vor den Strafraum, Heinz luchste dem Verteidiger den Ball galant vom Fuß, schob ihn nach halbrechts zu Alphonse, der die Lücke ausnutzte und krachend das Leder in den Winkel schoss. Jetzt war was los! 2:1!

Wir konnten die Punkte gut gebrauchen, das Spiel der Hauptstadtmannschaft hingegen grenzte fast schon an Arbeitsverweigerung. Ich konnte mich mit Leichtigkeit freispielen, kaum noch ein professionelles Abwehrverhalten des Gegners. Bei einem Eckball von rechts schoss ich die Flanke vors Tor, Alphonse nutzte die Lücke und köpfte zum 3:1 Endergebnis ein. Unsere Fans und auch wir Spieler waren überglücklich.

Wir fuhren zurück ins Hotel, zogen uns um und ließen ein paar Bierchen laufen. Der Trainer von Spora Luxemburg meinte an diesem Abend, wenn ich als Gastspieler zu Spora ausgeliehen werden würde, könnte ich in dieser Saison noch die Chance wahrnehmen, in den Europapokalspielen von Spora eingesetzt zu werden. Die Spielerprämie wäre durch die Sponsoren bei Spora sehr viel höher als bei anderen Vereinen. Ich sagte ihm, dass er dem Vorstand gerne diesen Vorschlag machen dürfe, aber ich wäre in Wasserbillig in meinem Beruf beschäftigt. Das müsste schon alles zusammenpassen. Dies sei gar kein Problem, lautete die Antwort. Denn der Vorsitzende von Spora sei Matthias Sax, einer der einflussreichsten Unternehmer in Luxemburg, der u.a.

auch eine Bauunternehmung und Anstreicherfirma besäße.

Nach ein paar Tagen kam ein offizieller Brief vom Vorstand der Spora, der ein Interesse am Spieler Horst Schmidt bekundete und mich als Spieler-Leihabgabe für eine Saison anforderte. Gleichzeitig kam in einem weiteren Schreiben ein Angebot des Vorstandsvorsitzenden Matthias Sax, Horst Schmidt als Assistenten des Malermeisters mit entsprechendem Honorar zu beschäftigen. Alle Trainingstage würden durchbezahlt, zusätzlich gäbe es Spielerprämien und Spesen. Der Arbeitsvertrag lief für ein Jahr mit der Klausel einer Verlängerung bei beidseitigem Einvernehmen. Der genaue Verdienst würde Herr Sax mit mir noch aushandeln. Diesem Angebot konnte ich nicht widerstehen. Auch wenn ich auf der Bank sitzen würde, dieser Verein hatte Bedeutung über seine Grenzen hinaus: Er war 11x Luxemburger Meister und 8 x Pokalsieger. Natürlich überstanden sie international nicht die Vorrunden, aber immerhin hatten sie schon mal Ajax Amsterdam und den FC Antwerpen besiegt.

Mein Chef und Bruno kannten den Inhalt des Schreibens schon. Sie meinten, dass es da wohl keine lange Überlegung von mir bedurfte, ich solle die Gelegenheit nutzen. Wenn es nicht klappen würde, könnte ich wieder zurück in den Verein und zu ihnen in den Betrieb kommen. Ich rief noch am gleichen Abend bei Herrn Sax an. Er meinte, dass er seine Termine nicht im Kopf habe, aber ich solle ruhig mal bei Bredimus kündigen, er habe mit ihm schon über meine berufliche Veränderung gesprochen. Mein Gehalt sei auf jeden Fall deutlich höher als bei Malermeister Bredimus. Dazu kämen die anteiligen Spielerprämien. Seine Sekretärin würde die nächsten Tage meinem Chef Bredimus zwecks Termin Bescheid geben: „En schien Äddi noch un eng gudd Nuucht, Horst!“

Mein Vater sprang fast aus der Hose, als er meine zukünftige Funktion las und den ungefähren Festlohn von 7500 luxemburgischen Francs, was einem Monatslohn von 600 Mark entsprach. Das waren mindestens 180 Mark über dem deutschen Arbeiter und Durchschnittsangestellten und 200 Mark mehr, als mein

Vater bei der Bahn verdiente. Hinzu kamen noch die Spielerprämien von 1800 Francs (164 Mark) pro Spiel, eine Torprämie von 500 Francs (40 Mark) und eine Siegprämie von 1500 Francs (120 Mark)! Da konnten summa summarum pro Spiel etwa 300 Mark zusammenkommen! Ich zitierte jede Ziffer genüsslich: „Tja, Leute, da seht ihr mal, was ich anderen Leuten wert bin! Der ehemalige Pinselquäler mausert sich in die Chefetage, gewusst wie, gell Papa?! Wenn das mit Spora klappt, sind es mehr als 900 Mark im Monat, das verdient wohl kein 19-Jähriger in Trier!“ Ich konnte kaum noch atmen mit der vor Stolz geschwellenen Brust und der Genugtuung, als ehemaliges schwarzes Schaf der Familie nun ganz oben zu schwimmen!

Herr Sax war ein älterer, freundlicher Mann von großer stattlicher Figur. Seinen Panamahut trug er sogar im Büro. Ich stellte keine Forderungen, obwohl ich es gerne ausgereizt hätte. Die beiden Verträge wurden unterschrieben. Der mit Spora sollte bis zu der auslaufenden Saison 1961 gelten, also über 2 Jahre. Ich bekam ein Handgeld von 3000 Luxfrancs. Herr Sax hatte mit Bredimus eine sofortige Übernahme durchgesetzt, der Vorstand von Wasserbillig konnte keine Ablöse verlangen, da ich keinen Vertrag mit ihnen hatte. Mir war es recht, so konnte ich in der besten Mannschaft des Landes direkt mittrainieren.

Der Chef-Trainer war ein Österreicher und man raunte unter den Spielern, dass bald sein Rausschmiss perfekt sei. Auf jeden Fall trainierten wir wieder etwas anders, als ich es gewohnt war. Mehr Gymnastik und kurze Spurts mit Expander. Dann wurden reichlich Pässe steil und lang geübt, Seitenwechsel aus vollem Lauf und genaues Zuspiel und jede Menge Kopfballstöße am Gerät. Wir hatten zwei Mal in der Woche Training über 2 Stunden und manchmal Besprechung mit dem Trainer. Bei so einer Besprechung teilte der Trainer uns mit, dass wir vor dem nächsten Europacupspiel ein Freundschaftsspiel gegen Eintracht Trier 05 im Stadion zu spielen hätten. Das sollte schon am nächsten Samstag stattfinden. Das war eine tolle Nachricht, da konnten wir unsere Klasse beweisen! Trier hatte in dieser Saison

schon Kaiserslautern mit allen Nationalspielern geschlagen und hatte einen Mittelfeldplatz in der Tabelle.

Bei der Firma Sax lief alles nach Plan. Rolf aus Konz-Karthaus zeigte mir ein paar Handhabungen mit dem Aufmessen von Wänden und Fassaden. Ein wirklich netter Mensch und ein kompetenter Handwerker. Allerdings beschwerte er sich einmal bei mir, weil er immer mehr zu tun hatte, wenn nachmittags mein Training angesetzt war. „Haben wir eine Baufirma oder einen Sportclub?“, meinte er eines Morgens, als ich in meiner Mappe nur sehr wenige Aufträge hatte. Der Chef hörte dies und gab ihm eine schroffe Antwort: „Das habe ich mit Horst so vereinbart! Er hat zwei Mal in der Woche ein knallhartes Trainingsprogramm und ich bin nun einmal der Vorstand! Hast du das kapiert, Rolf?! Wenn dir das nicht passt, dann musst du die Konsequenzen ziehen! Et ass su wie et ass, kapeirt!?“ „Jau, hun verstaan, Chef, et ass weilen gutt!“ Mit hochrotem Kopf verließ Rolf an diesem Morgen das Büro. Er war trotzdem nicht beleidigt, wir sprachen nicht mehr über diesen Vorfall.

Das Training am Tag vor dem Spiel gegen die Eintracht war etwas schonender. Und wir hatten interessanten Zuwachs: Der neue Mittelstürmer Eddy Caspers war mit fast 30 Jahren ein Routinier, aber noch flink auf den Beinen. Er hatte einen gewaltigen Schuss und setzte sich mit seiner Körperkraft erfolgreich ein. Das sah man schon beim Training. Unsere Verteidiger hatten große Mühe, ihn in seinem Tordrang zu stören. Ich kam gut mit ihm klar, er verwertete viele Flanken und hatte einen absoluten Torriecher. Die Eintracht konnte morgen ruhig mit ihrer besten Mannschaft kommen!

Ich durfte auf meiner Position ganz rechts spielen. Der Schiedsrichter gab das Spiel frei, die Eintracht hatte Anstoß, sie war mit ihren besten Spielern besetzt. Die Eintracht ließ es ruhig angehen, behielt den Ball anfangs in ihren Reihen. Fiedler, unser ältester und erfahrenster Spieler, schnappte sich von Müller das Leder und flankte mir schnell zu, ich sah schon Hanni Oberhausen auf mich zuflitzen, machte einen Schrittwechsel und zog

an ihm vorbei. Dann schoss ich den Ball im hohen Bogen zum Strafraum, Brosius stoppte ihn mit der Brust und ließ ihn auf den mit Wucht heranstürmenden Belgier Eddy Caspers abprallen, der den Ball aus 10 Metern ins Netz versenkte. Der Trierer Schlussmann Dieter Rosenbaum berührte ihn noch leicht, aber der Schuss war zu gewaltig, um ihn noch übers Tor zu lenken. Tooooooooooooooor, 1:0 für Spora Luxemburg! Der Stadionsprecher überschlug sich mit der Stimme, wir flogen auf den stämmigen Eddy drauf, es war nur noch ein Knäuel nackter Beine und Arme zu sehen.

Die Trierer waren leicht geschockt. Sie kamen über links, Föhr trieb den Ball fast über die ganze linke Seite an mir vorbei und schoss aufs Spora-Tor. Koch, unser Tormann, hielt den Ball jedoch und schlug ihn aus der Hand auf meine Seite, ich flankte zu Roger Dittmann, der ihn zu Fiedler weiterlenkte. Der schlug ein paar Haken. Der Trierer Abwehrspieler Becker (genannt „der Catcher“) säbelte ihn im Strafraum um. Da gab's nichts zu deuteln, das war ein lupenreiner Elfmeter, den ich als vorher bestimmter Elfmeterschütze schießen sollte. Ich täuschte links an, den Zeigefinger und den Blick fest in die Richtung zeigend, und schoss dann auch links ein. Rosenbaum, der Trierer Torwart, lag rechts in der Ecke. Ich hatte als Anfänger einen alten Fuchs verladen! Tooooooooooooooor, 2:0! Ich riss die Arme hoch und grinste unverschämt in die Stadionrunde. Der Stadionsprecher brüllte mit seiner baritonalem Stimme: „Zwäi Noll, fier Spora Letzeborg, änd et woar just eng Trierer Jong, den neij bei eis spellt, un dän ballen grandios annet Tor bugseert hutt!“

Das Stadion stand Kopf. Aus der Pause kam die Eintracht wie verwandelt, wir deckten nicht mehr so intensiv, sie konnten ihr genaues Passspiel zelebrieren. Müller schoss aus 20 Meter auf die Latte, den Abpraller schoss Wambach kurz vor dem heranpirschenden Föhr ins Aus. Der anschließende Eckball kam herein, Müller stieg hoch und köpfte den Ball aus 5 Metern unhaltbar für Koch ins Tor. Nur noch 2:1. Die Trierer hatten viel Pech in der zweiten Halbzeit, waren die klar bessere Mannschaft.

Wir verteidigten nur noch, es ging kaum noch etwas nach vorne. Der Ball wurde nur noch weggedroschen, wir spielten auf Sieg. Und es gelang: Spora Luxembourg hatte mal wieder die Eintracht aus Trier besiegt!

Wir ließen uns noch 20 Minuten bejubeln und verschwanden unter die Dusche. Danach zogen wir unsere neuen Trainingsanzüge und Spora-Jacken an und gingen ins Büro zum Geschäftsführer, um unsere Prämien abzuholen. Ich bekam meine 3800 Francs, das waren 304 Mark für ein Spiel mit einem Tor! Soviel bekam damals kein Oberligaspieler, noch nicht einmal der berühmte Fritz Walter! Und mancher Arbeiter musste dafür fast einen Monat arbeiten.

Der Sieg gegen Trier wurde ausgiebig gefeiert. Der Clubraum war voll, es kamen noch einige Sponsoren des Vereins, die sich auch nach mir erkundigten. Der Chef meinte, es sei ihm schon etwas arrogant vorgekommen, wie ich den erfahrenen Rosenbaum erwischt hätte. Ich entgegnete ihm: „Ja, Herr Sax, so mag es vielleicht ausgesehen haben! Aber es war von mir doch eine freundliche Geste, ihm zu zeigen, in welche Ecke ich den Ball ins Tor schießen würde!“ Alle lachten.

Es kam die große Sommerpause und ich hatte drei Wochen Urlaub. In der Zeit lernte ich die Tanzkapelle „Blue Birds“ kennen, mit denen ich für einen gemeinsamen Auftritt probte. Mit mir hatten sie einen Frontmann, der ein Riesen-Repertoire anbieten konnte. Zu den Auftritten kamen auch viele Luxemburger und ab und zu erkannten mich einige auch als den „Newcomer des Luxemburger Fußballs“. Wir spielten in den drei Wochen in acht verschiedenen Tanzlokalen und machten Stimmung. Ende August, als die Vorbereitungsspiele und das Training wieder anfangen, hatte ich einige Kilo zugenommen. Und ich war konditionell auch nicht mehr auf der Höhe. Irgendwie sehnte ich mich zurück nach den Wochenenden mit der Tanzmusik. Doch alles zusammen ging nicht. Ich trainierte nicht mehr ganz so intensiv und der Trainer schickte mich immer öfter auf die Bank als Edelreservist.

Im Oktober 1959 wurde ich dann bei einem Spiel gegen Jeunesse Esch so stark gefoult, dass ich unter Schmerzen ins Luxemburger Krankenhaus eingeliefert werden musste. Man stellte eine Überdehnung der Bänder und einen Muskelfaserriss im rechten Oberschenkel fest sowie eine Muskelzerrung im linken Unterschenkel. Das Knie zeigte eine labile Struktur und der Arzt meinte, dass es wohl bald zu einem Meniskusriss kommen würde. Die Aufwärmphase müsse bei mir wesentlich länger dauern, ich hätte für einen Fußballer eine zu schwache Beinmuskulatur. Schlimmer noch: Ich könnte beim harten Profisport in den nächsten Jahren mit einer Sportinvalidität rechnen, ob mir das denn bewusst wäre. Ich fiel wie aus allen Wolken und gab die Unterlagen meinem Betreuer, der mich ins Krankenhaus gefahren hatte.

Die Hiobsbotschaft wurde sofort dem Vereinsarzt und dem Physiotherapeuten mitgeteilt. Man versuchte das Bein in eine Schiene zu legen und schnürte es von vorne zu. Die Schmerzen ließen nach und ich bekam Schmerztabletten. Der Physiotherapeut des Vereins meinte: „Horst, ich wollte es dir schon vor einiger Zeit sagen: Deine Beine sind in der Muskulatur zu schwach, selbst mit zwischenzeitlichem Krafttraining an den Geräten bildeten sie sich nicht positiv und verstärkten nicht die Beinmuskeln.“ Der Arzt schaltete sich ein: „Seht das nicht so schwarz! Wenn alles gut verläuft, kannst du in 4-6 Monaten wieder Fußball spielen!“ Das war für mich als Sportler das Todesurteil. Mein Chef und Vorstandsmitglied Sax kam mich besuchen und sagte: „Horst, egal wie das mit dir und dem Fußball ausgeht, das hat mit deiner Arbeit nichts zu tun, du bleibst in deiner Funktion bei mir beschäftigt, egal was hierbei rauskommt!“ Ich hatte bei seinen trostvollen Worten Tränen in den Augen.

Ich machte mir in dieser Zeit viele Gedanken: Zwei bezahlte Jahre als Profi und schon Invalide? Nein, danke! Für mich war die Sache klar: Kein weiteres Jahr Fußball! Als Sänger verdiente ich vielleicht nur die Hälfte, aber es machte sehr viel mehr Spaß!

Abgesehen davon verdiente ich bei Matthias Sax ja Geld genug! Also nahm ich wieder Kontakt mit meinen Freunden von der Blue Birds Kapelle auf und stieg dort als Sänger ein. So hätte es von mir aus eigentlich wunderbar in den nächsten Jahren weitergehen können. Doch dann machte mir der deutsche Staat einen dicken Strich durch die Rechnung...

Stillgestanden, Kanonier Schmidt!

Eines Tages flatterte im amtlichen Kuvert mein Einberufungsbescheid für die Bundeswehr ins Haus. Jetzt, wo ich schön verdiente und langsam auf die Beine kam, sollte ich Bundeswehrsoldat werden! Ich, der ich meinen Mund vor Vorgesetzten nie halten konnte, sollte mich von Idioten herumkommandieren lassen und mich für ein bisschen Wehrsold in den Dreck schmeißen?! Ich sah es überhaupt nicht ein, mir von irgendeinem Arsch in Uniform Befehle geben zu lassen und im bescheuerten Gleichschritt in eine Richtung zu marschieren, in die ich gar nicht marschieren wollte!

Wie so häufig war mein Vater anderer Meinung: „Das ist gut für dich, Horst! Da wirst du zum Mann geformt und zur Ordnung erzogen. Da räumt dir keiner hinterher, da gibt's direkt was auf die Mütze, wenn du nicht spurst! An deiner Stelle würde ich dabeibleiben und mich weiter verpflichten. Kannst die Unteroffizierslaufbahn bis zum Oberstabsfeldwebel schaffen, wenn du dich anpasst, vielleicht sogar das Abitur nachmachen und in die Offizierslaufbahn einsteigen! Nimm dir ein Beispiel am Rudi, deinem Schulfreund. Der hat zwei Jahre die Abendschule in Koblenz besucht, das Abitur geschafft und noch eine Lehre als Klempner und Installateur mit Prüfung abgelegt. Ihr seid doch beide die Klassenbesten gewesen, warum solltest du das nicht auch schaffen?“ „Papa, ganz einfach, weil ich es nicht möchte! Du allein hast mir die Chance vermässelt, eine höhere Schule zu besuchen, jetzt mag ich nicht mehr!“ Ich gab ihm noch zu verstehen, dass ich Mamas Waschmaschine und den Kühlschrank von meinen Talenten sportlicher wie musischer Art bezahlt hatte. Und dass auch der Kredit von unserem Haus dank meines guten Lohnes aus Luxemburg schneller abgelöst worden war.

Meine Mutter nickte nur und meinte: „Ja, Horstchen, wir wissen es und danken dir dafür! Ich werde dir das nie vergessen,

dass du uns immer deinen ganzen Lohn heimgebracht hast.“ Als mein Vater ins Wohnzimmer ging, um Fernsehen zu schauen, fügte sie hinzu: „Dein Vater ist auch stolz auf dich, Horst! Aber er sorgt sich sehr um deine Zukunft. Er meint immer, dass es nur ein momentanes Glück ist, das dir widerfährt und das nicht von Dauer sein kann.“ Nun, mit dieser Einschätzung lag mein Vater vielleicht gar nicht einmal daneben: Ich hatte bis dahin tatsächlich unverschämtes Glück gehabt und immer wieder Leute getroffen, die mich irgendwie auf meinem Weg weiterbrachten. Nur: Dieser verdammte Einberufungsbescheid war kein Glück, sondern absoluter Mist! Er zerstörte alles, was ich mir bis dahin aufgebaut hatte. Und ich konnte absolut nichts dagegen tun!

An einem kalten Januarmorgen des Jahres 1961 stand ich also mal wieder auf dem Trierer Hauptbahnhof. Ich trug einen kleinen Koffer mit den nötigsten Sachen, meine traurige Mutter begleitete mich und blieb noch eine Zeitlang bei mir, bis der D-Zug ankam und laut quietschend bremste. Sie umarmte mich mit feuchten Augen. Mir ging es ähnlich. Ich stieg schnell ein, kurbelte das Fenster runter und winkte, bis ich sie nicht mehr sah. Wieder mal auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft.

In Koblenz angekommen stiegen fast nur junge Leute in meinem Alter aus. Uniformierte standen mit aufgestellten Schildern der einzelnen Waffengattungen und der Bataillonszugehörigkeit auf dem Bahnhofsvorplatz. Ich musste mich an die „2. Ausbildungskompanie Fla - Bataillon 5 /Augusta-Kaserne“ wenden. Es fing an zu regnen und einzelne von uns wollten sich unterstellen. „Hiergeblieben, ihr seid doch nicht aus Zucker!“, schrie ein Unteroffizier. „Aber noch in Zivil und meine Mutti schimpft mit mir, wenn ich mir den guten Anzug gleich am ersten Tag versae!“, meinte einer nach dieser militärischen Aufforderung und grinste. „Ihr habt wohl noch nicht begriffen, dass man beim Barras nur antwortet, wenn man dazu aufgefordert wird!“, schrie der Unteroffizier. „Wie ist Ihr Name?“ „Schneider, Gisbert aus Kölle am Rhiin.“ „Melden Sie sich nachher beim

Spieß, Sie Schlauberger!“ „Jawoll“, antwortete Gispert und fügte etwas leiser hinzu: „Höhnerpöper“.

Viele lachten laut auf. Der Unteroffizier lief blutrot an und brüllte: „Aufsitzen auf die einzelnen Lastwagen! Bataillonsnummern stehen auf den jeweiligen Schildern davor! Los, Beeilung, schläft nicht ein!“ Und schon saßen wir mit unseren Koffern in den 7,5 t Nato-Fords mit Sitzbänken. Fünf Lastwagen mit je 14 Wehrpflichtigen rollten nach Koblenz-Pfaffendorf in die Augusta-Kaserne. Ich hatte ein beklemmendes Gefühl. Das war mir alles suspekt. Wir sprangen vom LKW, zwei blieben oben und reichten die Koffer herunter. Wir waren alle noch vom Regen durchnässt, als wir uns in Reih und Glied aufstellen mussten. Die Koffer wurden von einem Kübelwagen aufgeladen und in die einzelnen Bauten von Soldaten gebracht. Es regnete noch immer und die Stimmung von uns Neuankömmlingen konnte schlechter nicht sein.

„Es ist eine Schweinerei von Euch Vorgesetzten, uns in den Zivilklamotten auf dem Kasernenhof zu drillen! Ich glaube nicht, dass sowas in Ihren Dienstvorschriften steht!“, platzte es aus mir heraus. Ein Leutnant kam auf mich zu und baute sich vor mir auf: „Wie ist Ihr Name? Sie riskieren hier eine dicke Lippe!“ „Nennen Sie mir zuerst Ihren Namen, Herr Leutnant!“, antwortete ich. „Sie haben mich persönlich angesprochen und ich werde in meinen Zivilklamotten keinen militärischen Befehl annehmen! Wir sind alle durchnässt. Wenn Sie einen gewissen Anstand hätten, dann würden Sie uns wegtreten lassen! Ich werde mich beim Bataillonskommandeur noch heute über diese Art der Begrüßung beschweren. Ich schätze, dass alle Kameraden hier unterschreiben und meine Zeugen sind!“ Der Leutnant sprach kurz mit dem Unteroffizier. Danach schrie er: „Zweite Ausbildungsbatterie in die Unterkünfte wegtreten!“ Na, das fing ja gut an!

Der Unteroffizier vom Dienst (UvD) empfing uns und las die Namen vor, die auf einer Bude zusammengehörten. Acht Soldaten in einer 20qm-Stube. Es gab vier Doppelbetten, ich nahm

mir das untere Bett gleich links an der Türe. „Qualm zieht nach oben“, dachte ich, „wer weiß, was für ein Furzer unter mir liegt.“ Die Jungs waren alle zufrieden mit ihrer Bettenwahl und wir stellten uns nochmals gegenseitig vor. Einer ging runter zum Geschäftszimmer und schaute auf den Dienstplan. Es waren noch zwei Stunden bis zum Abendessen, wir würden dazu vom UvD rausgerufen. Wir nutzten die Zeit, um über unsere Hobbys zu sprechen. Wir sollten laut Dienstplan auch schon den Stubenältesten bestimmen. Die Wahl fiel auf mich, weil ich den Mut hätte, den Militärbonzen entgegenzutreten. Die übrigen Stubengenossen waren aus allen Richtungen Deutschlands: Werner und Rolf aus Frankfurt, Heinz aus Pirmasens, Norbert aus Worms, Robert aus Gießen, Udo aus München und Karl aus Nürnberg. Alle waren auf den ersten Blick sympathisch und lustig. Wir unterhielten uns noch eine Weile, dann erschallte ein schriller Pfiff auf dem Gang: „2. Batterie raustreten zum Essensempfang! Unten im Hof aufstellen! Marsch, marsch!“

„Das geht ja schon gut los!“, meckerte Norbert, Sohn des Inhabers eines großen Reisebüros in Worms, einer der wenigen, die mit eigenem Auto angereist waren. „Ich hab überhaupt keine Lust auf diesen Kantinenfraß!“, meckerte er weiter. Ein etwas zu klein geratener Obergefreiter namens Weber brüllte: „Los, los! Schläft nicht ein! Die Kameraden haben Kohldampf! Und aufstellen, hintereinander in Reihen und 80 cm Abstand! Weiter auseinander oder seid ihr schwul?!“ „Hehe! Keine Beleidigungen schon am ersten Tag, du Streifenjäger!“, beschwerte sich ein Hüne aus der 1. Gruppe. „Wie ist Ihr Name?“, ereiferte sich Weber. „Halts Maul, du Arsch!“, brüllte jetzt auch der Hüne und trat aus der Reihe. „Mir ist der Appetit vergangen, du Winzling!“ Gleich darauf kam der UvD und beruhigte den Hünen. Auf sein Zeichen hin wurde er von zwei wachhabenden Soldaten abgeführt. „Habt ihr gesehen? So schnell geht das, Soldaten, wenn man seine Vorgesetzten beleidigt!“ „Ja, toll!“, rief ich. „Aber Sie dürfen uns als Schwule bezeichnen, obwohl sie niemanden von uns einschätzen können, Herr Obergefreiter!“ „Wir sollten eine

Beschwerde gegen Sie aufsetzen, bei der alle hier unterschreiben!“ schlug einer aus der 3. Gruppe vor. „Herrschaften, das war doch nur Spaß, weil ihr so dicht hintereinander gestanden habt!“ sagte der UvD. „Ok, jetzt dreimal kurz militärisch gelacht: Ha-ha-ha! Vergessen wir das Ganze!“

Alle vier Gruppen gingen in einer geschlossenen Marschformation zur Kantine. Das Essen aus der Gulaschkanone schmeckte gar nicht mal so schlecht. Ein paar meckerten trotzdem am großen Tisch. Getränke, nur alkoholfrei, musste man sich kaufen. Es wurde schnell dunkel an diesem dritten Januartag, an dem ich der Freiheit Adieu sagen musste. Wir acht Stubenkameraden der 2. Gruppe blieben bis 22.00 Uhr auf, danach brüllte der UvD auf den Gängen: „Ruhe, gute Nacht, Soldaten!“ Es dauerte, bis ich auf der harten, ungewohnten Matratze endlich einschlafen konnte.

Schon um 5.30 Uhr wurden wir mit einem gellenden Pfiff geweckt: „Aufsteh´n, aufsteh´n!“ hallte es oben und unten in den Gängen. Und schon ging die Tür zu unserer Stube auf: „Morgen Leute, alles auf und gesund?“ „Nööö, zwei pennen noch“, rief Norbert aus der Koje und alle lachten. „Passt mal auf, ihr Schlafmützen, das heißt: ‚Alles auf und gesund, Herr Unteroffizier!‘ Und diese Meldung macht der Stubenältester, verstanden? Ich geh jetzt noch mal raus und trete ein, dann kommt die Meldung wie aus der Pistole geschossen, klar?“ „Jawohl, Herr Unteroffizier!“ beeilte ich mich zu antworten. Schwups, Tür zu, Tür auf: „Morgen, Soldaten!“ „Morgen, Herr Unteroffizier! Alles auf und gesund!“

Zunächst ging es in den großen Waschraum mit kaltem und warmem Wasser, das war ja angenehm, Zähneputzen mal mit warmem Wasser und nicht wie daheim nur mit kaltem. Es war laut im Waschraum bei so vielen jungen Männern und man musste sich beeilen, denn das Frühstück war schon für 6.30 Uhr angesetzt. Ich war kaum fertig mit der schnellen Morgentoilette, da ging schon wieder die verfluchte Trillerpfeife: „Fertigmachen zum Frühstück!“ Das Frühstück war etwas dürftig mit einer

Scheibe Käse und zwei kleineren Scheiben Dauerwurst. Aber man konnte noch Brot, Butter und Marmelade nachfassen.

Ab 8.00 Uhr wurden auf dem Kasernenhof die unmittelbaren Vorgesetzten unserer Ausbildungskompanie vorgestellt: Hauptmann Jacob als Chef der Ausbildungskompanie der 4 Züge mit insgesamt 130 Soldaten, unser Zugführer mit 32 Mann war ein Stabsunteroffizier Horn, der noch kurz den Krieg als Soldat erlebt hatte. Unser Gruppenführer hieß Lewejohann, ein großer Mann mit gutmütigem Gesicht, der auch nicht so militärisch korrekt daherkam. Ähnlich wie unser Ausbilder war der Zugführer des dritten Zuges ein frisch gebackener Leutnant Jöricke, der mit ungeputzten Stiefeln vor der Kompanie stand. Dafür war der Leutnant und stellvertretende Chef unserer Kompanie, Leutnant Haydel ein Vorzeigeeoffizier, der auch verächtlich auf die ungeputzten Stiefel des Leutnant Jöricke herabschaute. Nach der Vorstellung unserer Vorgesetzten mussten wir uns einer nach dem anderen melden, indem wir Vor- und Zunamen sowie Geburtsort und Heimatstadt nannten. Als ich an die Reihe kam, stutzte der Leutnant Jöricke etwas und grinste. Ich dachte schon, der kommt aus Trier oder der Nachbarschaft, aber wie sich nach Tagen herausstellte war er aus Idar-Oberstein. Er hatte fürs Lehramt studiert, wurde danach eingezogen und hatte sich für zwei Jahre verpflichtet.

Unser Zugführer Horn ließ unseren Zug in die einzelnen Unterrichtsräume wegtreten. Der bescheuerte Obergefreite Weber, der uns am Vortag so doof angemacht hatte, saß neben Lewejohann rechts vom Pult und grinste uns frech an. Der Unteroffizier nannte nochmals seinen Namen und sagte: „Im Zivilberuf bin ich Hundedresseur und Bonbonkocher aus Essen mitten im Ruhrpott.“ Wir lachten alle und Norbert Ebel meinte vorlaut: „Lewe Jott un lewe Johann, han se da wenigstens paar Bonbons dobei?“ Wir waren etwas verstört von dieser frechen Frage, aber unser Gruppenführer lachte und meinte: „Schaut nicht so verdutzt, ich kann auch Spaß vertragen. Aber strapaziert nicht meine Geduld, sonst sehe ich in euch lauter kleine verzo-

gene Hündchen und dressiere euch entsprechend! Ihr kennt ja schon meinen alten Mannbeißer, den Obergefreiten Weber: Der ist schon lange dabei und ein wahrer Schleifer vor dem Herrn!“

Ich ging nach dem Unterricht zu dem Obergefreiten und fragte ihn, wie lange er denn schon Soldat sei. Er schaute mich etwas verwirrt an und sagte: „Bin schon fünf Jahre dabei! Meine Erfahrung als Ausbilder ist für die Bundeswehr mehr wert als ein gehobener Dienstgrad.“ Ich nickte nur und dachte mir meinen Teil. Vermutlich war der Heini einfach nur zu doof für eine Beförderung.

Für 11.00 Uhr war laut Dienstplan die erste Formalausbildung vorgesehen. Dafür mussten wir uns innerhalb von 10 Minuten umziehen und in blauem Dienstanzug, blauem Hemd, dunkelblauem Schlips und Stiefeln erscheinen. Durch meinen hohen Spann kam ich nur mit Mühe in die Stiefel hinein. Ich war daher einer der letzten beim Aufstellen auf dem Kasernenhof. Feldwebel Geißler brüllte uns an: „Freunde, das wird noch sehr viel schneller! Das wird die nächsten Tage irgendwann mal geübt, das Ganze nennt sich dann Maskenball, ihr Schlafmützen! Das wird heiter werden!“ Alle Gruppenführer und Hilfspsheriffs grinsten vor Vorfreude. Was soll man denn hier lernen? Auf's Wort gehorchen, nicht mitdenken, nur auf Befehle reagieren, ein gedrillter Weg in die Unmündigkeit? Nach zwei Tagen hatte ich mir meinen Plan schon zurechtgelegt: Ich würde die ganze Militärscheiße hier nur auf Kommando runterspielen und mich irgendwie durchmanövrieren.

Die Formalausbildung machte mir später sogar einigen Spaß, weil unser Ausbilder bei Fehlverhalten eines Kameraden, immer den passenden Spruch draufhatte: „2. Gruppe stillgestanden! Hacken zusammen! Links um! Im Gleichschritt marsch! Abteilung, halt! Rechts um! Rührt euch!“ Da wir dies nicht synchron schafften, machte es klack, klack, klack. „Mann, das hört sich ja an, als würde eine Ziege aufs Trommelfell schießen! Verdammt! Das muss ein Klack von allen gleichmäßig sein!“ Obergefreiter Weber löste den Unteroffizier nach einer Stunde ab. Einmal

ließ er uns fast mit dem gesamten Zug von 32 Mann gegen eine Wand laufen, aber wir hatten vorne schon selbstständig abgebremst, was ihn jedoch in Rage brachte: „Wer hat euch den Befehl gegeben, vor der Wand zu stoppen?“ „Wir sind doch nicht bescheuert und laufen gegen eine Wand, nur weil Sie die Richtung nicht hinkriegen!“, rief unser Hüne aus der ersten Gruppe. „Ich hätte schon rechtzeitig ‚Abteilung halt!‘ kommandiert!“ Er ließ uns wieder umkehren, um uns und sich selbst zu beweisen, dass er uns einen halben Meter vor einer Gebäudewand zum Halten bringen konnte.

Diese ganze Formalausbildung hatte nur eins zum Ziel: Wir sollten bedingungslos auf die Kommandosprache reagieren und selbstständiges Denken während der Ausbildung ausschalten. Das nannte man psychologischen Drill. Mir brannte oft ein derber Spruch auf den Lippen, aber ich zwang mich zur Beherrschung.

Nachmittags ging es im Laufschrift zum Übungsgelände „Schmittenhöhe“ im Stadtteil Pfaffendorf, etwa 5 km entfernt. Ein typisches Panzergelände mit Schützengräben. Vom Zugführer, Stabsunteroffizier Horn, wurde uns das Gelände kurz erklärt, mit den einzelnen trigonometrischen Punkten, die zur allgemeinen Geländeorientierung auch auf der Karte eingezeichnet waren. Hier sollten wir also die nächste Zeit Krieg spielen und allerlei militärische Kampfmethoden erlernen. Nach einer halben Stunde des theoretischen Geländeunterrichts zwinkerte der Zugführer seinen einzelnen Gruppenführern zu, die jetzt das Kommando übernahmen. Unteroffizier Lewejohann schrie auf einmal: „Hinlegen!“ Wir guckten umher, wussten nicht wie uns geschah. Sofort kam das Wichtel Weber, unser Obergefreiter, und schrie: „Ihr sollt euch auf den Boden werfen und nicht noch ein gemütliches Plätzchen oder `ne Bank aussuchen! Ihr müden Krieger, hier gibt's keine Bänke! Das muss schneller gehen! Auf, auf! Marsch! Hinlegen! Aufstehen! Geht das nicht schneller?! Los hinlegen! Und auf! Marsch, marsch! Wird's bald? Da liegt ja meine Oma schneller im Gras, ihr faulen Säcke!“ Die Stimme

des kleinen Obergefreiten überschlug sich im Eifer des Gefechts.

Lewejohann hatte sich inzwischen neben Zugführer Horn gestellt und blickte halbwegs zufrieden in die Runde. Die Übungen wurden immer schneller. Ich blieb in dem Durcheinander ab und zu einfach stehen und schummelte mich ein wenig durch, bis das Arschloch von Weber es merkte und Lewejohann ein Zeichen gab, dass er mit mir noch eine private Vorstellung haben wollte. Der Obergefreite lief ein paar Meter nach vorne und brüllte: „Kanonier Schmidt, hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf! Marsch, marsch! Laufschrift! Schneller! Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf!“ „Ich kann nicht mehr, Herr Obergefreiter!“, keuchte ich. „Ich bleib jetzt liegen.“ „Auf, auf Sie faule Sau!“ „Weber!“ schrie da Lewejohann. „Hör auf, lass es gut sein!“

Meine Fresse, hatte der mich gezwiebelt! Und was hatte ich eine Wut auf diesen Mistkerl! Um 16.30 Uhr ging es im Laufschrift im gesamten Zug zur Kaserne zurück. Danach war Duschen und Waschen angesagt sowie Saubermachen der Kampfanzüge. Ruhepause bis 18.30 Uhr, dann wieder gemeinsamer Marsch zur Kantine zum Abendessen. So vergingen die ersten zwei Wochen, abwechselnd mit Unterricht, Formalausbildung, Geländeübungen. Die Unterrichtsthemen wechselten sich ab: Von allgemeinen Grundkenntnissen der einzelnen Waffengattungen bis hin zu Kampfformationen in Angriff und Verteidigung. Dazu gehörte auch, nach Karte und Kompass zu marschieren und den eigenen Standort festzustellen. Da hatte ich dank meines angeborenen Orientierungsmangels so meine Schwierigkeiten.

Anfang Februar 1961, drei Tage vor meinem 21. Geburtstag, bekam ich von Tante Sanni einen Brief, in dem sie schrieb, dass sich meine Freundin Gisela, die ich drei Jahre zuvor auf einem Fußballturnier kennengelernt hatte, von mir trennen wolle. Meine Schwester Gabi hatte Tante Sanni darum gebeten, mir das schonend beizubringen. Onkel Hein hatte noch ein paar tröstende Worte dazu geschrieben und gemeint, dass ich doch wohl kaum Schwierigkeiten hätte, in Koblenz vor Ort ein Mädels

kennen zu lernen. Dass meine Freundin mit mir Schluss machte, berührte mich nur anfangs, denn kurze Zeit später kam ein Brief ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester Renate, die von Anfang an scharf auf mich gewesen war. Ich schrieb zwei Tage vor meinem Geburtstag an Tante Sanni und meine Mutter, dass ich über den Verlust meiner Freundin schon hinweg sei, und an meinen Vater gewandt, dass er mir meine Gitarre bei einem Besuch, den er mir angekündigt hatte, mitbringen sollte.

An meinem Geburtstag war unsere Kompanie mal wieder auf der „Schmittenhöhe“ zum Einsatz. Wir spielten alle Eventualitäten eines Angriffs und einer Verteidigung durch. Wir hatten inzwischen G3-Gewehre mit Platzpatronen, durften aber nur nach Befehl damit ballern. Ich werde meinen 21. Geburtstag nie vergessen: Es regnete in Strömen. Wir stellten uns morgens schon im Nieselregen mit vollkommener Marschaurüstung und ABC-Schutzmaske auf und liefen im Dauerlauf den Berg hoch. Unterwegs ließ unser Oberschleifer, Stabsunteroffizier Horn, uns kurz halten und wir mussten die ABC-Schutzmasken gegen atomare-biologische-chemische Angriffe aufsetzen und weiterlaufen. Am Ziel angekommen, waren wir kaputt und völlig durchnässt. Nach einer kurzen Pause ging es weiter. Wir übten Angriffsformationen wie Schützenreihe, Schützenrudel und mussten uns an den „Feind“ heranrobben, der von zwei Gruppen des Zuges gespielt wurde. Die Kampfanzüge waren von Lehm und Schlamm verdreckt und unsere Gesichter von der Gesichtstarnung des aufgeweichten Bodens verkrustet. So ging es in die Mittagszeit. Beim Mittagessen, es gab Bohnensuppe mit einem langen Würstchen drin, kam ich ins Gespräch mit unserem Gruppenführer Lewejohann, dem ich erzählte, dass ich heute den schlimmsten Geburtstag in meinem bisherigen Leben verbracht hatte. Er war überrascht und meinte, dass dies alles für mich vielleicht nicht besonders erfreulich sei, aber es seien immerhin, dank der Nato, Friedenszeiten, in denen wir das Glück hätten, den Krieg nur spielen zu müssen.

Am Wochenende besuchten mich meine Eltern. Nach einer

herzlichen Umarmung führte ich sie zur Kantine. Mein Vater hatte mir meine Gitarre mitgebracht. Meine Mutter hätte allzu gerne die Schlafstube besichtigt, aber ich erklärte ihr, dass das verboten ist. Meine Mutter schaute mich lange an, als sie mir berichtete, dass Gisela inzwischen einen anderen Freund hatte. Ich beruhigte sie und gab ihr zu verstehen, dass ihre Schwester Renate sich mir bereits als Freundin empfohlen hatte. Mein Vater lachte und meinte, dass ich das Glück hätte, in dieser Familie noch zwei weitere Schwestern zur Auswahl zu haben. Meine Mutter gab mir zum Schluss noch verstohlen unterm Tisch einen 20-Mark-Schein zum Geburtstag. Offiziell bekam ich zwei Tafeln Milka-Nuss-Schokolade, eine Flasche Moselwein und ein Päckchen Ernte 23 geschenkt. Nach drei Stunden etwa verabschiedeten sich meine Eltern mit dem Hinweis, dass Gabi in St. Tropez Urlaub mit ihrem Freund Waldemar König mache. Wenn der seine Ingenieur-Prüfung bestehe, solle bald geheiratet werden. Ich bemerkte dazu lediglich, dass ich den Kerl nicht besonders leiden könne, Gabi hätte lieber den jüngeren Bruder heiraten sollen. Danach gab ich meinen Eltern noch einen flüchtigen Kuss und ging zurück auf meine Stube. Ich war allein, alle anderen in der Kantine. Ich aß eine Tafel Schokolade und spielte ein paar Akkorde auf der Gitarre, bis ich müde wurde und einschlief.

Die Wochen vergingen, es war bald Grußabnahme und dann durften wir uns seit Wochen zum ersten Mal außerhalb des Kasernengeländes in Ausgehuniform bewegen. Die Grußabnahme mit gemeinsam aufgesagter Eidesformel war der Festakt der ganzen Soldaten des Bataillons und der Pfaffendorfer Bevölkerung. Auch viele Familienangehörige kamen dazu. So auch meine neue Freundin Renate zusammen mit meiner Ex und deren neuem Freund. Renate lief als erste auf mich zu, umarmte und küsste mich... Wow, da ging mir nicht nur der Kragen hoch! Gisela stellte mir ihren neuen Freund vor, der im Büro des Walzwerks in Trier arbeitete. Ich war schon etwas irritiert durch die Liebkosungen, die von ihr ausgingen, aber Renate bemühte

sich, auch mir verstohlen ein paar Streicheleinheiten zukommen zu lassen, was meine langen aufgestauten Gefühle fast zum Explodieren brachte. Wir tranken noch etwas in der Kantine. Der neue Freund entpuppte sich als sehr großzügig und bezahlte Kaffee, Kuchen und Getränke, was ihm bei mir etliche Sympathiepunkte einbrachte. Er bot mir sogar sein Auto an, um eine kleine „Spritztour“ mit Renate zu unternehmen. Leider, leider hatte ich aber noch keinen Führerschein. Ich meinte aber, dass ich gerne mit Renate allein sein mochte, um ein paar Dinge zu klären.

Dafür hatten die beiden vollstes Verständnis. Renate hakte sich bei mir ein und wir spazierten Richtung „Schmittenhöhe“. Es war schon dunkel an diesem überwiegend heiteren Februartag, als wir eng umschlungen und küssend an den letzten Häusern des Stadtteils Pfaffendorf vorbeikamen. Wir blieben im Windschatten zweier Bäume stehen und befummelten uns ein wenig. Als wir zur Kaserne zurückgingen, schauten uns Gisela und Ernst erwartungsvoll an. Aber wir sagten nichts. Ich gab Renate einen langen Abschiedskuss, bedachte meine Ex mit einem freundlichen Streifkuss und schaute ihnen lange nach, bis das kleine Auto verschwand.

Wir wurden jetzt aus der Ausbildungskompanie in die einzelnen Fachbereiche aussortiert. Ich hatte die Funktion eines 1. Kanoniers, auch Richtkanonier genannt, der die Flugabwehrrakete durch Knopfdruck abfeuern muss. Manöver diesbezüglich wurden für den Oktober 1961 geplant. Aber bis dahin wurden wir noch mit Auf- und Absitzen im Tempo gedrillt. Eine feine, gammelige Sache war der technische Dienst am Panzer. Mit vier Mann wischten und schrubbten wir stundenlang am Panzer rum. Es war eine sogenannte Arbeits- oder Dienstbeschaffungsmaßnahme, ohne eigentlichen Sinn oder Bedeutung.

Wenigstens waren wir vom stupiden Infanteriedienst befreit, konnten Urlaub einreichen und durften uns draußen frei bewegen, ja sogar die Uniform ausziehen und in Zivilklamotten herumlaufen. Wir Kameraden der Fla verstanden uns gut.

Wir gingen die Woche über selten aus der Kaserne, hielten uns in unserer Stube auf. Oft spielte ich mit der Gitarre begleitend zu Soldaten- und Fahrtenliedern oder zu populären Schlagern. Robert Kessler, ein Tanzmusiker und guter Gitarrist, brachte aus seinem letzten Heimaturlaub seine Schlaggitarre mit. Dann spielte ich die Akkorde und er die Solis dazu. Herbert Nold aus Frankfurt war der Lustigste unter uns, er konnte gut Dialekte sprechen und Politiker parodieren. Manchmal parodierte er auch unseren Lewejohann oder den scharfen Obergefreiten Weber. Er spielte auch passabel Mundharmonika. So musizierten wir regelmäßig gemeinsam, die beiden anderen begleiteten mich auf ihren Instrumenten und ich sang zur Freude meiner Kameraden. Dann brauchte ich oft auch keinen Stubendienst zu machen, es gab immer andere, die es für mich erledigten. Hauptsache, ich spielte und sang.

So ging das erste Halbjahr dahin. Ich machte wie alle anderen den Spökes mit und wurde zum Gefreiten befördert. Die politische Weltlage war damals heikel. Es hieß, die DDR schickte Spione, auch Frauen, die sich an Bundeswehrangehörige ranmachten, um Geheimnisse auszuschnüffeln. Überall im und außerhalb des Kasernenbereichs hingen Warnplakate und Hinweise. Fidel Castro war inzwischen an der Macht und durchkreuzte die Pläne der USA in Kuba. Im Oktober 1960 hatten die USA ein Export-Embargo über Kuba verhängt, woraufhin Castro Handelsbeziehungen zur Sowjetunion aufnahm. Am 3. Januar 1961, dem Tag meiner Einberufung, hatte Castro die US-Regierung aufgefordert, das Personal ihrer Botschaft in Havanna auf neun Personen zu reduzieren, worauf Washington einen Tag später mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen reagierte. Die USA befürchteten jetzt, dass der „Virus des Kommunismus“ auch auf andere lateinamerikanische Länder übergreifen könne. Der Konflikt gipfelte im April 1961 in dem Versuch des frisch gewählten US-Präsidenten John F. Kennedy, Fidel Castro mittels einer Invasion durch Exil-Kubaner in der Schweinebucht zu stürzen.

Angesichts dieser Konflikte begann man in der deutschen Verteidigungspolitik darüber nachzudenken, die Wehrpflicht auf 15 Monate zu verlängern. Zuerst sollte es nur ein Wehrpflichtjahr sein, jetzt redete man schon von 15 Monaten und es sollte noch eine Reserveübung von drei Monaten drangehängt werden. Uns Soldaten wurden in diesem Zusammenhang lukrative Angebote gemacht, so dass ich den Entschluss fasste, mich weiter beim Bund zu verpflichten. Bei einer Verpflichtung für die Dauer von drei Jahren, würde ich schon im darauffolgenden Monat einen Wehrsold von 450 DM erhalten – und je nach Dienstgrad noch deutlich mehr. Als Wehrpflichtige hatten wir hingegen nur 65 DM Wehrsold im Monat! Außerdem winkte nach den drei Jahren noch eine Abfindung in Höhe von 3.500 DM! In meiner Situation war es das Allerbeste. Ich verlängerte und konnte nach vier Wochen den Führerschein kostenlos mit einem militärischen Fahrlehrer machen.

Drei Monate später besuchte ich einen sechswöchigen Unteroffizierslehrgang in Rendsburg. Wir wurden ganz schön in die Mangel genommen und hatten Unterricht in allen strategischen Kampfmaßnahmen und in „Innerer Führung“, auch etwas Psychologie und Pädagogik, um junge Soldaten führen zu können. Unterricht zu geben, machte mir schon in der Ausbildung Spaß. Nach dem Lehrgang ging es per Kleinbus mit sechs frisch gebackenen „Uas“ zurück nach Koblenz. Nur zwei von uns waren durchgefallen. Während der Fahrt heckten einige von uns eine Attacke gegen unseren ehemaligen Schleifer Obergefreiter Weber aus. Im Rang waren wir ja jetzt höher als er. In Koblenz angekommen ging ich sofort ins Geschäftszimmer und zeigte meine Urkunde. Ich war der Einzige unserer Kompanie der Freiwilligen und Wehrpflichtigen, der als Gruppenführer neu eingesetzt wurde. Man hatte mich schon vor dem Lehrgang gefragt, ob ich nicht Lust hätte, Ausbilder zu werden. Ich freute mich auf diesen Job und wurde auch von den alten Ausbildern freundlich aufgenommen, ich war ja jetzt einer von ihnen.

Ich hatte eine Gruppe von 12 Wehrpflichtigen, die ich in den

nächsten 6 Wochen zu Soldaten auszubilden hatte. Es war November 1961 und schon recht kalt, es regnete oft im Gelände und ich setzte mich immer ein wenig von den anderen Gruppen ab. Ich sagte den Soldaten, dass ich von Schleiferei und Schikanen während der Ausbildung gar nichts halte, aber sie müssten auf jeden Befehl von mir hören. Manchmal setzte ich einen Soldaten auf eine Anhöhe, der beobachten sollte, ob kein anderer Ausbilder in der Nähe wäre, während wir gemütlich unsere Zigarettenpausen machten. Es gab schon das eine oder andere Gespräch, warum meine Soldaten immer sauberer aus dem Gelände heimkehrten. Ich sagte dann zu meinen Kollegen: „Warum sollte ich die Kerle durch den Matsch treiben, wenn es andere Stellen gibt, die für verschiedene Formationen im Gelände besser geeignet wären? Es sind schließlich junge Männer, die wir zu Soldaten trainieren, und keine Hunde auf dem Dressurplatz, die befehligt werden!“

Im April 1962 wurde ich zum Obergefreiten UA befördert, Obergefreiter Weber war wieder vom Lehrgang zurück mit dem negativen Ergebnis, in der Theorie mal wieder durchgefallen zu sein. Seine militärische Karriere war somit beendet, er brauchte nur noch den Oktober abzuwarten, um endgültig mit etwa 4500.- DM als Abfindung für fünf Jahre freiwilligen Wehrdienst entlassen zu werden. Wenigstens hatte er einen Militär-Führerschein, den er sich auf Zivil umschreiben lassen konnte. Bei einem gemeinsamen Abendessen, bei dem er zufällig mein Tischnachbar im Unteroffizierskasino war, konnte ich mich einer bissigen Bemerkung nicht enthalten, indem ich ihn foppte: „Siehste Weber, du darfst hier mit bestandenen Anwärtern und Unteroffizieren speisen, weil Horn dich als Hilfsausbilder ernannte, aber du bist nur ein Schleifer, mehr nicht! Sei vorsichtig, mein Lieber, dass dir später nicht mal ein armes Schwein, das du sechs Wochen lang schikaniert hast, in Zivil über den Weg läuft!“ Weber hatte eine knallrote Birne, stand auf und verschwand aus dem Casino.

Gesangswettbewerb und Offizierscasino

Im Mai wurde ein Gesangswettbewerb von Pepsi-Cola ausgeschrieben, was auf vielen Plakaten in der Koblenzer City angekündigt wurde. Es handelte sich um einen Nachwuchswettbewerb in Gesang in der Unterhaltungsbranche und der Klassik, der bundesweit ausgetragen werden sollte. Hier in Koblenz, in der neu gebauten Rhein-Mosel-Halle, sollte der Landeswettbewerb Rheinland-Pfalz stattfinden. Ich las dies bei einem gemeinsamen Spaziergang mit meiner neuen Freundin Carmen, die ich in einer Koblenzer Bar kennengelernt hatte. Ich erfuhr, dass man sich zum Wettbewerb bis zum 15. Mai im Büro der Zeitung anmelden sollte. Na, dann war es ja höchste Zeit! Ich rief vom Telefon des Geschäftszimmers an, gab meinen Namen und Einheit plus Telefonnummer an und teilte der Redaktion meine Liedtitel mit. Ich wollte meine Vielseitigkeit in dem Wettbewerb demonstrieren und nannte die Lieder „Leise flehen meine Lieder“ von Franz Schubert und den damals populären Schlager „Du schaust mich an, so als wärest du sehr verliebt“ von Gert Böttcher. Die Dame der Redaktion fragte nochmals nach, ob sie das richtig verstanden hätte, da die beiden Lieder so unterschiedlich seien.

Nach drei Tagen bekam die Geschäftsstelle den Anruf der Rheinzeitung, dass ein Obergefreiter UA aus der Ausbildungskompanie zum Vorsingen eingeladen sei. Zwei Tage später, an einem Samstag, sollte dann die offizielle Ausscheidung erfolgen, in der die „zwei Besten aus Rheinland-Pfalz“ ermittelt würden. Insgesamt seien 65 Teilnehmer gemeldet und morgen Nachmittag würden die letzten 10, alle aus dem Bezirk Koblenz, von einer Jury bewertet. Am darauffolgenden Tag fuhr ich nachmittags mit einer Sondererlaubnis von Hauptmann Jacob zum Vorsingen in die Rhein-Mosel-Halle. Es war ein recht kleiner Proberaum mit Klavier und einem Pianisten, fünf Jurymitgliedern und 10 Protagonisten, die ihre Gesangkunst beweisen sollten.

Nach einer kurzen Ansprache eines Professors, der den Pianisten, einen Korrepetitor des Koblenzer Theaters, vorstellte, ging es zur Sache.

Ich hatte mir die Noten aus einem Musikladen besorgt. Den Schlager hatte ich aus einem Album, das ich mir aus dem letzten Urlaub von zu Hause mitgebracht hatte. Es war keine Kapelle zugegen, nur dieser Pianist. Ob der einen Slow-Fox im Rhythmus bringen konnte? Ich zweifelte da etwas, als ich die erste Melodie hörte, aber es lag an der Sängerin, die das Tempo verschleppte. Die Jury winkte ab, der zweite Beitrag wurde ihr geschenkt. Nun war ich an der Reihe und sang zuerst das Ständchen von Schubert. Der Jury gefiel mein Vortrag und zwei der weiblichen Jurymitglieder spendeten mir starken Beifall. Ich sprach mich kurz mit dem Pianisten ab, um das Tempo des Schlagers festzuhalten, und es klappte: Ich sang mit weicher schlagerhafter Stimmführung, bewegte mich tanzend auf die beiden Damen der Jury zu und sang sie an: „Du schaust mich an!“. Die Herren grinnten, ich hatte die Teilnahme in der Tasche!

Ich fuhr nach zwei Stunden wieder zur Kaserne, ging aber vorher noch zur „Casanovabar“, wo meine neue Freundin arbeitete, und teilte ihr meinen Erfolg mit. Carmen war ein superhübsches Mädel mit braunem Teint und blauschwarzem Haar. Sie war mit ihrer Mutter alleine, lernte wohl Gastronomie, aber sie verdiente hinter der Bar mehr Geld. Man sah sie nie vor der Theke mit einem Gast sitzen, obwohl viele hinter der gebürtigen Südtalienerin her waren. Aber sie war in mich verliebt, wegen ihr hatte ich mit Renate auch Schluss gemacht, eine Fernbeziehung war nicht das Ideale für zwei junge Menschen.

Der Samstag mit dem Landesfinale kam. Ich hatte für den ganzen Tag Urlaub eingereicht und auch bewilligt bekommen. Meine Teilnahme an dem Gesangswettbewerb hatte sich herumgesprochen. Wir fuhren mit einem Sonderbus der Bundeswehr zur Rhein-Mosel-Halle. Einige Jeeps kamen hinterher mit Unteroffizieren und Offizieren, sogar Oberst Handrich mit Frau saßen in einem Jeep. Er hatte im Vorfeld ein Schreiben verfasst,

wonach es eine Kameradenpflicht sei, im Dienst-Ausgehanzug und Halbschuhen zum Konzert zu gehen, um „unseren Mann aus der Ausbildungsbatterie“ moralisch zu unterstützen. Es waren vom Bataillon 50 Karten reserviert worden. Unser ganzer Zug ging mit allen Ausbildern zum Konzert. Ich war leicht aufgeregt, aber selbstbewusst.

Wir betraten die große Halle. Ganz hinten hatten die Soldaten und ihre Vorgesetzten reservierte Plätze. Der Saal war voller Werbung von Pepsi-Cola und der Rheinzeitung, auch die Schultheiss-Brauerei hängte sich dran. Die Bilder einiger Stars des Begleitprogramms waren überall ausgehängt: René Kollo, Peter Alexander, Bibi Johns, Gert Böttcher, Lolita, Trude Herr, Willi Hagara, Gus Backus, Jimmy Markulis, Geschwister Werner und Renate Leißmann, also alles, was die Schlagerbranche an Prominenz aufbieten konnte. Dann ging es los. Nach dem Eingangsapplaus stellte der Moderator Heinz Lederer vom Südwestfunk die Jury vor. Dann erklärte er das Punkte-System der Phonomaten, die den Applaus und die Lautstärke des Publikums anzeigten. Er benannte noch die Teilnehmer des Abends. Von den 65 ursprünglichen Teilnehmer/innen waren nur noch 15 übrig geblieben. Nur die ersten beiden Sieger des Abends würden in der bundesweiten Endausscheidung des Musikwettbewerbs teilnehmen können: „Soweit, so klar! Ich rufe von hier die einzelnen Kandidaten auf, aber zuerst hören wir Trude Herr mit ‚Ich will keine Schokolade, ich will lieber einen Mann‘. Empfangen Sie sie mit einem herzlichen Applaus!“

So ging es abwechselnd weiter, mal Nachwuchstalente, mal Stars, bis die Reihe an mich kam. Gebrüll und Getöse, der Moderator mahnte zur Ruhe. Ich stand am Klavier, einen halben Meter vom Mikro entfernt, wartete die Ruhe ab und sang mit kurzem Verständigungsblick das Ständchen von Schubert. Es war ganz still in der Halle. Der Sound war fantastisch. Ich wuchs in dieses Lied hinein und legte eine Hand auf den breiten Flügel. Der Klang der letzten Noten war noch nicht verklungen, da ging ein ohrenbetäubender Lärm meiner Kameraden los. Ich ver-

beugte mich zum Publikum lenkte den Applaus zum Pianisten über. Nun wechselte ich zur Seitenbühne zum „Show-Orchester Jochen Brauer“ und sang „Du schaust mich an“, samtweich, fast schnulzig. Der Saal tobte. Ich war mir sicher, diesen Vorentscheid zu gewinnen. Nach mir kam Gert Böttcher, machte eine kleine Handbewegung zu mir und meinte: „Prima gesungen, Herr Kollege! Da bleibt mir ja nur noch die B-Seite der Platte übrig: „Für Gaby tu ich alles““.

Ich hatte mich nicht getäuscht: Ich gewann den rheinland-pfälzischen Vorentscheid als 1. Sieger und erhielt einen Riesenpräsentkorb! In unserer Kaserne war ich jetzt der Star. Mit allen, die ein Instrument spielen konnten, machte ich eine Tanzkapelle auf. Wir spielten bei jeder sich bietenden Gelegenheit.

Wenig später hörte ich, dass eine Stelle im Offizierskasino frei geworden war. Ein Leutnant, der recht gut Klavier spielte und öfters den Klavierpart unseres Tanzorchesters übernahm, machte sich für mich beim Oberst stark, der mich bereits in der Rhein-Mosel-Halle gehört hatte. Schon am nächsten Tag wurde ich abkommandiert. Jetzt hatte ich eine richtige Drückeberger-Funktion, die beste Stellung, die ich mir beim Militär hätte vorstellen können! Ich hatte noch einen Gefreiten zur Seite und eine Putzfrau für das Casino. Ich selbst war nur für den Einkauf und die Organisation zuständig.

Der Juni kam, der deutschlandweite Musikwettbewerb ging zum Finale nach Ravensburg. Das Prozedere war dasselbe wie in Koblenz, nur dass wir im Zug zwei Tage vorher anreisen mussten. Das barocke Konzerthaus in Ravensburg mit seinen Rängen und Logen strahlte eine Atmosphäre aus, die kaum zu beschreiben ist. Bei der Probe am nächsten Tag imponierten mir die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht allzu sehr – bis auf Mario Lucci, der „Ritorno A Sorrento“ sang. Ein schönes italienisches Lied. Mario berührte mich mit seiner sanften und doch kraftvollen Stimme. Danach schmetterte er noch „Granada“ in unvergleichlicher Weise. Alle Teilnehmer klatsch-

ten begeistert, einer sagte: „Da können wir ja gleich nach Hause fahren!“ „Abwarten und nur Mut!“, antwortete ich.

Am darauffolgenden Tag war das Konzert für 19.00 Uhr angesetzt. Die Konzertmanagerin hatte uns schon am Morgen den Programmablauf mitgeteilt. Nach dem Auftritt der berühmten Schlagersängerin Lolita sollte ich meinen Auftritt mit dem Schubertlied haben. Gleich danach sollte ich eine Stufe höher zu dem indonesischen Gitarren-Sextett gehen, um den Schlager zu singen. Im Programm stand ich an 15. Stelle. Dass ich erst so spät an die Reihe kam, deutete ich als ein gutes Zeichen. Denn unser Topfavorit Mario Lucci sollte als letzter Kandidat auftreten, bevor dann zum Abschluss des Abends Peter Alexander seine Wiener Lieder interpretierte. Peter Alexander war natürlich der große Star des Abends. Anders als René Kollo, Gert Böttcher, Lolita oder Trude Herr war er auch nicht in unserem Hotel untergebracht.

Am Abend holte uns ein Sonderbus der Pepsi-Cola AG Deutschland gegen 18.00 Uhr ab. Auch die Stars fuhren mit. Ich saß neben Mario im Bus, der sehr cool und selbstbewusst auf mich wirkte. So wollte ich auch sein und bemühte mich um innere Ruhe. Jeder hatte seinen Programmablauf und wusste, wann er aufzutreten hatte. Jetzt war es so weit und man konnte die Nervosität der einzelnen Protagonisten förmlich spüren. Auch ich wurde nun zunehmend nervös. Fast zwei Stunden des Konzertes waren vorbei, als endlich mein Name genannt wurde. Mir wackelten die Knie, aber als ich aus dem Vorhang trat, war es vorbei. Ich ging zum Klavier, postierte mich rechts daneben und sang nach kurzem Vorspiel „Leise flehen meine Lieder“ von Franz Schubert. Es war sehr still im Konzertsaal und nach dem letzten Takt gab es herzlichen Applaus. Ich ging eine Stufe höher zum nächsten Mikro, das ich in die Hand nahm und sang „Du schaust mich an“. Der Bandleader gab mir ein kurzes Zeichen beim Übergang zur 2. Strophe, das ich mit einem kurzen Seitenblick aufnahm, um keine Unsicherheit erkennen zu lassen. Der Gitarrensound war fantastisch. Das Lied war noch

nicht ganz verklungen, als ein enthusiastischer Applaus ausbrach. Offenbar war ich beim Publikum durch meine Vielseitigkeit bestens angekommen! Der Moderator meinte noch: „Singe, wem Gesang gegeben. Das hat uns allen dieser junge Unteroffiziersanwärter heute Abend mit seinem Gesang bewiesen!“.

Nach mir kamen die beiden Höhepunkte des Abends: Mario Lucci mit „Granada“ und „Ritorno A Surriento“. Mario bekam den größten Applaus von allen. Danach trat der Meister der Komik und der Show-Unterhaltung auf: Peter Alexander mit seinem Wiener-Lieder-Potpourri. Nach meiner Auffassung war der Eingangapplaus von Peter wesentlich stärker als der Applaus nach Beendigung seiner Lieder. Die Leute hatten noch diese tenorale, klassische und nuancierte Stimme von Mario Lucci im Ohr. Die Lieder von Peter Alexander waren schön und auf seine charmante Art vorgetragen, aber nach dem vorhergehenden Auftritt rissen sie niemanden mehr vom Stuhl. Ich glaube, er spürte dies auch und bedankte sich nur knapp, bevor er von der Bühne ging.

Nach einer kurzen Pause, in der sich die Juroren berieten, wurden wir alle zur Bühne gerufen, die Stars hinter uns, außer Peter Alexander, der bereits abgereist war. Alle Teilnehmer bekamen einen Blumenstrauß, die Frauen rote Rosen und die Männer einen kleinen, bunten Frühlingsstrauß. Dann wurden die Teilnehmer des Bundesmusikwettbewerbes vorgelesen. Den 3. Preis mit einem Semester Studium an der Folkwangschule in Essen, das als „Schnuppersemester“ bezeichnet wurde, gewann eine Musicalsängerin, die ein Lied aus „My fair Lady“ vorgetragen hatte. Auweia, dachte ich, du bist wohl nur unter „Ferner liefen“ gelandet. Doch dann las der Moderator den 2. Preis vor und betonte, dass ein „Bürger in Uniform“, der am heutigen Abend lieber im gut sitzenden Smoking auftreten wollte, den 2. Preis gewonnen hatte: „Horst Schmidt, Gratulation! Der Preis ist verbunden mit einem 4-semesterigen Stipendium an der Musikhochschule Köln! Herzlichen Glückwunsch!“ Mir fiel ein Stein vom Herzen. Der 2. Preis unter insgesamt 500 Teilnehmerinnen

und Teilnehmern, das konnte sich schon sehen lassen! Natürlich ging der erste Preis an Mario Lucci – und er hatte das auch mehr als verdient! Wir drei wurden von einem Pulk von Presseleuten fotografiert. Ich nahm meinen Blumenstrauß und die Unterlagen der Musikhochschule an mich und bedankte mich nach allen Seiten. Danach fuhren wir ins Hotel.

In der Hotelbar kam ich ins Gespräch mit René Kollo, der damals noch Schlager sang, aber, wie er mir zu verstehen gab, eine familiäre Verpflichtung darin sah, Klassik zu studieren. Sein Vater war ein bekannter Komponist und Intendant der Berliner Volksoper, sein Opa war der berühmte Operettenkomponist Walter Kollo, der auch die populärsten „Berliner Lieder“ geschrieben hatte. Rene erzählte mir, dass er zurzeit in Frankfurt an der Musikhochschule Gesang studieren würde und voraussichtlich im Oktober nächsten Jahres sein erstes Engagement am Braunschweiger-Theater habe. „Sie haben ja auch eine wunderschöne Mittellage, Herr Kollo“, sagte ich zu ihm, „es wäre zu schade, wenn Sie ihre Stimme nicht zu einem hellen Bariton oder Tenor ausbilden lassen würden!“ „Wir Sänger und Musiker, überhaupt alles, was mit der Bühne zu tun hat, sind im Kollegium per Du. Also sprich den Kollo trotz seines berühmten Namens bitte mit ‚du‘ an, mein Lieber, wie heißt du noch?“ „Horst“, beilte ich mich zu sagen.“ „Deine Stimme gefällt mir auch ausgesprochen gut! Aber bitte, lass dich im Schlager nicht verheizen! Ich werde nach dieser Tour kaum noch Schlager aufnehmen, um mich ganz der klassischen Ausbildung zu widmen.“

Von Ravensburg fuhr ich zu meiner Freundin Carmen nach Koblenz-Arenberg. Ihre Mutter war zu ihrer Schwester nach Köln gefahren und blieb eine Woche. Wir hatten also sturmfreie Bude und liefen die beiden Tage in unserer knappsten Unterwäsche herum. Dank der Dachterrasse kamen wir uns vor wie im Urlaub in Italien und Carmen kochte alles auf Italienisch mit viel Sahne und Parmesan. Nur sehr ungern fuhr ich danach mit dem Stadtbus wieder nach Pfaffendorf in die Augusta-Kaserne.

Hauptmann Jacob hatte auf Anfrage meines Stellvertreters

im Offiziers-Casino noch einen Mann als Ordonnanz abgestellt. Die zwei hatten alles gut im Griff. Ich schaute ins Getränkelauger und nach Spirituosen. Alles war frisch aufgefüllt. Einen Tag später sollte im Casino der 50. Geburtstag von Oberst Handrich groß gefeiert werden. Hauptmann Jacob schaute vorbei und meinte: „Schmidt, ich habe von Ihrem Preis als einer der besten Nachwuchssänger Deutschlands gehört! Wir sind alle mächtig stolz auf Sie, besonders Oberst Handrich! Wie wäre es, wenn Sie uns heute Nachmittag im Casino zu Ehren von Oberst Handrich etwas singen würden? Sie wissen ja, dass er ein Verehrer von Franz Schubert ist.“ „Selbstverständlich, das ist mir eine Ehre!“, sagte ich. „Ich muss ihn ohnehin mal fragen, wie ich das mit dem Stipendium machen soll. Vielleicht lass ich das ruhen und studiere nach Beendigung meiner Bundeswehrzeit.“ Der Hauptmann lächelte: „Schmidt, machen Sie sich da mal keinen Kopf! Ich bin ihr Kompaniechef und mein Freund Oberst Handrich der Kommandeur, der wiederum mit General Seidel befreundet ist. Also, von höchster Stelle wird man da schon im besten Sinne für Sie entscheiden!“ Beim letzten Satz schaute er sich um und sprach etwas leiser. „Ist doch toll, welche Vorteile die Musik bringt, oder?“ Ich nickte, wobei mir Onkel Paul einfiel, der tatsächlich Sonderurlaub aus italienischer Kriegsgefangenschaft bekommen hatte, um sich in Trier eine neue Gitarre zu kaufen. Er hatte seiner Frau damals alle möglichen italienischen Spezialitäten mitgebracht und tagelang mit der Familie gefeiert, bevor er wieder zurück in die Kriegsgefangenschaft musste.

Mein Auftritt im Offizierscasino wurde ein großer Erfolg. Am anderen Morgen rief mich Hauptmann Jacob im Casino an, bedankte sich nochmals und bat mich zu sich ins Chefzimmer. Ich nahm die Unterlagen des Stipendiums vorsorglich mit, weil ich mir schon dachte, dass es um die Zeiteinteilung gehen würde. „Wie ich das hier aus den Unterlagen entnehmen kann, mein lieber Schmidt, können Sie in das laufende Semester einsteigen und den Einführungskurs vor Ort nutzen, um die verlorenen Monate vom vergangenen Herbstsemester zu nutzen. Oberst

Handrich hat mir aufgetragen, dafür zu sorgen, dass Sie keine zeitlichen Ausfälle haben. Er hat anscheinend einen Narren an Ihnen gefressen!“ lachte der Hauptmann. „Sie werden von nun an als Musiker und Chefordonnanz des Wehrbereichskommandos geführt. Ihr Musikstipendium gehört ab jetzt zu Ihren Dienstpflichten!“

Ich hätte den Hauptmann küssen können! Was für einen Lenz hatte ich mir da ergattert, unglaublich, aber wahr! Hauptmann Jacob sprach wie ein Manager, clever und charmant. Er fand auch heraus, dass der Kammersänger Christo Bajew Professor an der Musikhochschule in Köln war, aber an den Wochenenden, je nach Absprache, in Koblenz Privatunterricht erteilte. Eine Woche später kam die Benachrichtigung der Musikhochschule Köln, wonach ich dreimal in der Woche Unterricht hätte und der Privatunterricht bei Bajew als regelgerechter Beitrag zum Studium gewertet würde. Durch das bezahlte Stipendium seien alle Vorlesungen und Privatunterrichte wie auch Fahrtkosten, Unterkunft, Verpflegung, Unterrichtsmaterial, Fachbücher und Schreibutensilien für vier Semester abgegolten. Wie sich das in Einklang mit meiner noch abzuleistenden Dienstzeit bringen lasse, würde mein unmittelbarer Vorgesetzter entscheiden. Das Stipendium könnte auch bis nach meiner Bundeswehrzeit ruhen.

Ich machte meinen Dienst als Chefordonnanz gewissenhaft. Anfang Juli 1962 wurde ich zum Unteroffizier befördert. Kurz darauf fuhr ich mit Dienstausweis, den nötigen Unterlagen und einer Sonderfahrtregelung nach Köln zum ersten Unterricht. Auf einen der Dozenten war ich ganz besonders gespannt, nämlich auf den weltberühmten Bariton Josef Metternich, der die Meisterklasse am Konservatorium in Köln führte. Ob der wohl auch mit uns Erstsemestern mal Stimmschulung praktizieren würde?

Mit den drei Unterrichtstagen in der Woche klappte es ganz gut. Ich fuhr vorsichtig, um ja keinen Unfall zu riskieren, obwohl ich dienstlich abgesichert war. Das Einzige was mich stör-

te, war meine Unteroffiziersuniform, aber die musste sein, um die dienstliche Sonderfahrt zu dokumentieren. Bei Professorin Busenius hatten wir Unterricht in Stimmbildung und Artikulation. Ich war den vielen Gesangsstudenten durch meine Uniform längst bekannt, sie störten sich aber glücklicherweise nicht daran. Am dritten Tag der Woche lernte ich im Musikzimmer von Professor Häfliger, was eine Tonstütze ist, wie man von einer gesunden Kopffresonanz in die Bruststimme kommt und die Stimme wieder zurückführt. Häfliger war seinerzeit einer der führenden Evangelisten in Oratorien, schöner und gefühlvoller als Peter Schreier. Am Wochenende fuhr ich nach Koblenz-Karthus, um „Liedeinstudierung“ bei Bajew zu erlernen. Bajew hatte eine ganz lyrische Tenor-Stimme und sang jeden Ton vor. Ich freute mich, mal wieder singen zu können. Etwas Theorie erklärte er mir auch. Wir machten Sprechübungen aus dem „Kleinen Hey“, dem Lehrbuch der Rhetorik. Nach jedem Unterricht unterschrieb er mir einen Eintrag für den Schein des laufenden Semesters.

In Köln an der Musikhochschule kannte ich mich inzwischen gut aus. Eines Tages kam Professor Metternich in unseren Unterricht und wollte die Stimmen einzelner Stimmlagen prüfen. Wir waren im Konzertraum und es ging über Stunden. Ein Meisterschüler der Pianistenklasse saß am Klavier und begleitete die Gesangsinterpreten bis zum Wink des berühmten Sängers und Professors. Er erklärte uns, was Brust- und Kopffresonanz ist, machte uns auf gravierende Fehler aufmerksam und wies auf musikwissenschaftliche Vorgaben in einzelnen Werken hin. Gefühl und Ausdruck bemängelte er bei verschiedenen Sängern und Sängern. Gegen Mittag kam ich an die Reihe. Ich wählte aus meinem Liederbuch „Ich liebe dich“ von Ludwig van Beethoven. Ich war beim Anblick des berühmten Metternich nervös und er spürte das wohl auch. Als ich die zweite Strophe beginnen wollte, winkte er ab und meinte: „Gefühl und Ausdruck sind vorhanden, aber die Stimme sitzt nur in der Mittellage, in der Höhe verliert sie ihren Sitz, das ist aber eine Sache der

Technik und des bewussten Übens.“ Zu allen gewandt meinte er: „Eine gesunde Stimme entwickelt sich über die Kopfresonanz hin übergangslos in das Kopf-Brustgemisch ohne Druck. Kauft Euch Platten von Dietrich Fischer-Dieskau! Der macht schulmeisterlich akzentuiert vor, wie man mit einer kleinen Stimme großartige Interpretationen hinbekommt.“

Metternich war ein Opernsänger mit einer wirklich großen Stimme, der aus gutem Grund niemals Schubertlieder sang. Zum Abschluss des Unterrichts sagte er: „Die menschliche Stimme ist ein Rohdiamant. Damit muss man behutsam umgehen! Es ist leider zur Unsitte geworden, dass im nahegelegenen Nachtlokal ‘Korso am Ring’, dem Animierlokal des Operettenors und Schlagersängers Rudi Schuricke, immer öfters Studenten gesichtet werden, die sich mit kurzen Auftritten ein paar Notgroschen hinzuverdienen. Ich sehe das nicht gerne aus verschiedenen Gründen!“

Ich war sehr beeindruckt von Metternich, der in der ganzen Welt Triumphe feierte und alle Rollen gesungen hatte, die seinem Stimmfach zugeschrieben waren. Allerdings reizte mich nun auch der Name „Rudi Schuricke“, der mit dem Lied der „Capri Fischer“ bekannt geworden war. Dieses halbe Verbot des Kammersängers, mit dem ich nun häufiger zu tun hatte, machte die Sache sogar noch spannender! Ich nahm mir vor, außerhalb der Schul- und Dienstzeit im „Korso“ aufzukreuzen und mit dem „Capri Fischer“ zu sprechen. Das Geld könnte ich doch noch mitnehmen und ein bisschen Bühnenluft würde mir auch nicht schaden!

Über Umwege gelang es mir schließlich, ein Vorsingen im „Korso am Ring“ zu arrangieren. Ich fuhr mit meinem Auto allein dorthin, stellte es ein paar Straßen vorher an einer riesigen Hausreklame von 4711, dem berühmten Kölnisch-Wasser ab, und fand dank einiger auskunftsfreudiger Passanten schließlich das Lokal. Kurze Zeit später kam Altmeister Rudi Schuricke. Er stutzte leicht, als er mich sah. Offenbar hatte er meinen Termin vergessen. Er fragte mich, was ich an Noten dabei hätte.

Ich zeigte ihm mein Notenmaterial und er suchte sich von Catharina Valente „Wo meine Sonne scheint“ aus. Der Pianist spielte das Vorspiel und ich sang mit viel Gefühl diese schöne Nummer. Als ich zu Ende gesungen hatte, meinte Schuricke mit seiner sanften, melodiosen Stimme: „Bravo, bravo! Was meinst Du, Bela?“ „Ja, schöne Stimme, nicht gekünstelt, den nehmen wir mit ins Programm!“ Rudi Schuricke schaute in seinen Terminkalender und meinte: „Am kommenden Samstag kannst du bei mir auftreten, zusammen mit Bernd Spier. Jeder singt drei Lieder, Bernd wird Rockballaden vortragen und du singst Stücke von der Valente und Peter Alexander. Bela, notiere die Lieder von Horst, vielleicht habt ihr das ja auch schon im Arrangement der Band!“

Ich hatte tatsächlich ein Engagement beim berühmten Rudi Schuricke! Wahnsinn! Wir probten meine Stücke kurz mit Band. Danach hörte ich mir noch eine Weile die Probe mit Rudi Schuricke an, der einige Operettenlieder sang und natürlich seine „Capri Fischer“ mit gewohnt lyrisch-schmelzigem Timbre. Nach etwa zwei Stunden machte ich mich auf die Suche nach meinem Wagen. Hier ungefähr musste er doch stehen, oder? Richtig, da war ja auch die große Giebelwand mit der Kölnisch-Wasser-Reklame. Aber wo war das Auto? Hatte man es geklaut? Oder stand der Wagen doch woanders? Ich war verzweifelt! Nachdem ich etwa eine Stunde umherirrte, kam mir eine Polizeistreife entgegen, blieb stehen und fragte mich, ob alles in Ordnung sei. Ich schüttelte heftig den Kopf und sprach mit weinerlicher Stimme, dass ich den Verdacht hätte, dass mein Auto gestohlen worden sei. Ich hätte den Wagen am Bürgersteig an einer großen Haus-Giebelwand mit der 4711 Reklame eingeparkt, nun sei er weg!

Die Beamten lachten zuerst und machten mich darauf aufmerksam, dass in Köln fast jedes fünfte Haus eine Werbung von Kölnisch-Wasser habe. Aber dann sahen sie meine Hilflosigkeit und boten mir an, die Karre gemeinsam zu suchen. Die netten Beamten fuhren wieder zurück zum „Korso“ und dann unge-

fähr den Weg, den ich vor dem Vorsingen vielleicht gegangen war. Wir schauten bei jeder Kreuzung links und rechts, ob der Wagen dort stehen würde. Und plötzlich stand mein geliebtes Auto am Straßenrand vor einer überdimensionalen Werbewand von 4711! Ich bedankte mich mehrmals bei den freundlichen Beamten und fuhr glücklich zurück in die Kaserne.

Am darauffolgenden Samstag fuhr ich nach Dienstschluss mit meiner Freundin nach Köln, um abends bei Schuricke im „Korso am Ring“ aufzutreten. Es klappte sehr gut, die Musiker waren großartig. Ich legte mit „Ich zähle täglich meine Sorgen“ los, das Publikum klatschte im Refrain eifrig mit. „Wo meine Sonne scheint“ von Catharina Valente war noch nicht lange auf dem Markt und erntete besonders großen Beifall. Danach kam Schuricke auf die Bühne und sang unter frenetischem Beifall seine „Capri Fischer“. Nach meinem letzten Lied lief Carmen zu mir auf die Bühne, küsste mich und fragte mich nach Autogrammen für ihre Mutter und sich selbst. Bernd Spier und Rudi Schuricke machten das sehr gerne. Carmen sammelte alle Zeitungsausschnitte von mir und hatte viele Bilder, die ich ihr zur Aufbewahrung gab. Dies jedoch habe ich schon wenig später – nach unserer Trennung – sehr bereut. Denn die vielen schönen Bilder und Berichte aus dieser Zeit sah ich niemals wieder.

Das Ende der Illusionen

Ich fühlte mich nach meinen ersten Erfolgen als Sänger so gut wie nie zuvor. Doch dann erreichte mich im Herbst 1962 eine Nachricht, die mein Leben schwer erschütterte. Mein Schwager Waldemar König war am Telefon: „Horst, ich wollte dir nur Bescheid geben, deine Mutter ist heute Morgen gestorben. Sie lag offenbar den ganzen Tag in der Küche. Dein Vater hat kaum die Küchentüre aufbekommen. Sie muss wohl in der Früh einen Herzinfarkt bekommen haben, mehr kann ich dazu nicht sagen.“ Ich war wie benommen. Meine Mutter war gestorben? Und dieser Arsch leierte das einfach so herunter?! „Schönen Gruß noch von Gabi und deinem Vater! Du solltest, wenn möglich, sofort nach Hause kommen! Tschöö!“

Ich hatte die ganze Zeit nichts gesagt. Meine zwei Kollegen vom Offizierscasino merkten wohl, dass ich wie versteinert auf dem Stuhl saß. Sie fragten, ob ich eine schlimme Nachricht empfangen hätte. Ich nickte und sagte ihnen, dass meine Mutter gestorben sei und dass ich mich momentan nicht mehr um die Organisation des Casinos kümmern könne. Dafür hatten beide vollstes Verständnis. Ich ging ins Geschäftszimmer und fragte den Spieß, ob ich ein paar Tage Sonderurlaub kriegen könnte, um an der Beerdigung meiner Mutter teilnehmen zu können. Der Batteriefeldwebel meinte, das sei selbstverständlich, er würde noch heute mit dem Chef sprechen.

Ich ging auf mein Zimmer, weinte stundenlang und rauchte fast ein Päckchen Zigaretten. Meine ehemaligen Ausbilderkollegen klopfen an die Zimmertür und brachten eine Flasche Cognac, um meinen Kummer zu ertränken. Als sie wieder gegangen waren, heulte ich im stark angetrunkenen Zustand die halbe Nacht durch. Meine Augen waren verquollen, als ich am nächsten Morgen zum Chef ging. Er drückte mir stillschweigend die Hand und fragte nach dem Alter meiner Mutter. Ich erwiderte schluchzend: „Sie war gerade mal 45 Jahre!“ „Oh“,

meinte er, „das ist ja viel zu früh! So ein junger Mensch noch, was hatte sie denn? War sie länger krank?“ „Nein“, erwiderte ich, „Sie hatte wohl einen Herzinfarkt.“ Ich bekam einen Urlaubsschein für eine Woche.

Gleich darauf fuhr ich mit meinem Wagen nach Heiligkreuz. Es war eine trübselige Fahrt, ich war müde, hatte kaum geschlafen und es regnete in Strömen. Ich kam zu Hause an, alle waren versammelt, sogar Tante Sanni und Onkel Hein waren da. Sie saßen in der Küche, im Wohnzimmer hingegen alle Schmidens. Die Geschwister meiner Mutter waren also fein säuberlich getrennt von den Geschwistern meines Vaters.

Mein Vater umarmte mich weinend und schilderte mir, wie er Mutter gefunden hatte. Nach dem Veröden ihrer Krampfadern hatte sich wohl ein Blutgerinnsel entwickelt, das den Infarkt auslöste. Sie sei zu Boden gestürzt und habe im Nachthemd bei offener Herdklappe den ganzen Tag vor der Türe gelegen. Nun lag sie bei offenem Sargdeckel im Flur. Mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich sie so sah. Mein Vater fragte mich, wie lange ich Urlaub hätte. Und als alle Gäste weg waren, bat er mich, bei ihm im Schlafzimmer im Bett meiner Mutter zu schlafen. So konnte ich ihn gar nicht: Offenbar wollte er unter keinen Umständen allein sein.

Die nächsten Tage waren mit der Vorbereitung der Beerdigung ausgefüllt. Einen Tag nach der Beerdigung wäre ich am liebsten schon wieder zurück nach Koblenz gefahren, weil ich es in meinem Elternhaus ohne meine Mutter einfach nicht aushielt. Aber ich riss mich zusammen. Ich verbrachte den Tag bei Tante Sanni, mit der ich über alles reden konnte. Am Abend fuhr ich nach Hause und aß zusammen mit meinem Vater zu Abend. Ich lud ihn zu einer Fahrt nach Bernkastel ein, mit schönem Spaziergang durch angrenzende Weinberge und gutem Essen. Puggi, unseren kleinen Hund, nahmen wir an der Leine mit. Es war eine schöne Fahrt. Ich ließ an einem Weinbergsweg das Auto stehen, mein Vater nahm seine Spiegelreflexkamera und machte Bilder von der Mosel und den Weinbergen. Nach

dem Spaziergang gingen wir in ein gutes Restaurant mit Blick zur Mosel. Plötzlich interessierte er sich für meinen bisherigen musikalischen Werdegang.

Am nächsten Tag verabschiedete ich mich von meinem Vater und fuhr zurück in die Kaserne. Ich dachte die nächsten Tage noch oft an meine Mutter und an meine früheste Kindheit. Wie schön es mit ihr und Tante Sanni war, wenn wir alle sangen und Onkel Paul Gitarre spielte. Wie Mutter den Klappladen im Sommer aufmachte, damit wir Paul auch noch im Bett zuhören konnten. Ich träumte in diesen Tagen auch viel von der Zeit in der Nikolausstraße und hatte manchmal Alpträume. Trotz der anhaltenden Trauer um meine Mutter fuhr ich bei Semesterbeginn dreimal in der Woche nach Köln. Fröhliche Lieder und Stimmungslieder, die sich die jungen Offiziere nach entsprechendem Alkoholgenuss wünschten, blieben mir aber im Hals stecken. Ich war noch dabei, die Trauer um meine Mutter zu verarbeiten.

Kurz vor Weihnachten fuhr ich zu meinem Vater nach Hause, der mir immer wieder seine Liebe zu meiner Mutter bezeugte. Ich hätte mir öfters mal gerne die Zunge mit bissigen Bemerkungen verbrannt, aber ich nahm Rücksicht auf ihn und seine Einsamkeit. Er war ja erst 46 Jahre alt und schon Witwer! Ich bemühte mich, unser Verhältnis harmonischer zu gestalten, und brachte ihm öfters mal Geschenke und Zigarren mit.

Das Jahr ging schneller vorbei, als ich befürchtet hatte. Im Oktober gab es an der Musikhochschule einen Tag der offenen Tür mit verschiedenen Konzertangeboten, der Eintritt war frei. Ich wirkte in der Zauberflöte mit und sang den Papageno abwechselnd mit einem anderen Bariton. Das Publikum feierte alle Protagonisten. Viele Akteure kamen aus der Meisterklasse von Professor Josef Metternich, der mich, obwohl ich nicht zu seiner Meisterklasse gehörte, öfters einsetzte. Zwischendurch hatte ich auch noch ein paar Auftritte bei Rudi Schuricke. Dort verdiente ich mir zusätzliches Taschengeld und ab und zu ein Schäferstündchen mit einer älteren Bardame des Nachtlokals.

Kurz vor Ende meiner freiwilligen Bundeswehr-Dienstzeit fuhr ich zum Wochenendurlaub nach Trier. Ich unterrichtete meinen Vater darüber, dass ich die drei Monate des noch fehlenden Wintersemesters in Köln verbringen würde. Ich hatte über Rosi, eine Bardame, ein kleines möbliertes Zimmer in Köln-Kalk vermittelt bekommen, das ich für diese Zeit zu einem günstigen Mietpreis nutzen konnte. Mein Vater war von meiner Entscheidung nicht begeistert und hatte wohl Angst, dass ich die Abfindung von über 3.000 DM in Köln verprassen würde. Ich konnte ihn dahingehend beruhigen, da die Zahlungsanweisung zur Volksbank Koblenz bereits ausgefüllt war. Ich machte ihn auch darauf aufmerksam, dass ich jetzt meine dritte berufliche Laufbahn ansteuern würde, nämlich die eines angelernten Kaufmanns, der nebenher mit Musik sein Geld verdienen könnte. Keinesfalls wollte ich in den Handwerksberuf zurück. Deshalb würde ich mich nach meiner Dienstzeit nach einem geeigneten Betrieb umsehen, in dem ich zu einem angemessenen Lohn das kaufmännische Rüstzeug erlernen könne, ohne eine für mich unnütze Lehrzeit zu absolvieren.

Mein Vater schien überrascht, dass ich nicht direkt ans Theater wollte, aber mein Idealismus hielt sich mittlerweile in Grenzen. Die großspurigen Illusionen waren verfolgt. Ich wollte als Kaufmann Geld verdienen. Meine künstlerischen Fähigkeiten wusste ich inzwischen realer einzuschätzen. Ich würde leider nur zum Durchschnitt der klassischen Opern- und Liedersänger gehören und damit auch nur mäßig Geld verdienen. Ich hatte nicht das wahnsinnige Talent eines Fischer-Dieskau und auch nicht das metallisch, fundierte Stimm-Material eines Josef Metternich. Rudi Schuricke wollte mich immer zu einer Probe ins Studio des Electrola-EMI-Konzerns in Köln mitnehmen, aber ich lehnte ab. Ich dachte immer an die Mahnung meines Professors Metternich. Diese Einstellung hatte ich jahrzehntelang, was mir eine mögliche Schlager-Karriere verwehrte. Ich hatte oft genug Gelegenheit dazu, aber es hat letztlich auch nicht geschadet, sie nicht zu nutzen.

In den nachfolgenden Jahren und Jahrzehnten habe ich unzählige Auftritte absolviert, auf der Theaterbühne, in Konzerthallen und Kirchen, in Tanzlokalen und Festzelten. Doch der große Durchbruch blieb mir verwehrt. Einmal habe ich sogar einen großen, international erfolgreichen Hit geschrieben: „Monia“, der in der Ursprungsversion allerdings „Julia“ hieß. Aber auch dafür erntete ich letztlich keinerlei Anerkennung. Ich hatte das Lied mit der einfachen Akkordfolge C-G-F-C auf meiner Gitarre komponiert und bei mehreren Gelegenheiten mit verschiedenen Bands gespielt. Bei einem dieser Auftritte hatte ihn wohl ein Musiker aus dem Saarland gehört und mit nur minimalen Veränderungen, aber neuem Titel, auf Platte eingespielt. Dummerweise war das Tonband, auf dem wir den Song eingespielt hatten, plötzlich unauffindbar (das Band wurde uns wahrscheinlich gestohlen), so dass es nicht möglich war, meine Autorenschaft im Nachhinein zu belegen.

Wie dem auch sei: Nach meiner dreijährigen Dienstzeit zog ich nach Köln-Kalk in das möblierte Zimmer, das Rosi mir besorgt hatte. In diesen letzten drei Monaten meines Stipendiums nutzte ich jede sich bietende Gelegenheit, um Vorlesungen und Workshops zu besuchen. Dank der Privatstunden bei Kammer-sänger Bajew, die zu den drei Semestern hinzugerechnet wurden, konnte ich eine „mittlere Konzertreife“ erlangen. Meine Abschlussklausur wurde mit „Gut“ bewertet. Damit hatte ich die Hälfte eines ordentlichen Studiums hinter mich gebracht. Darüber hinaus wollte ich aber auch wirklich nicht mehr! Ich sagte mir: Schluss mit den schönen Idealen! Es ist Zeit, sich der Wirklichkeit zu stellen! Also packte ich meine Koffer in Köln und fuhr zurück nach Trier, zurück zu meinem äußerst realistischen Vater, der seinen fast verloren geglaubten Sohn herzlich in die Arme schloss.



Horst (3.v.l.) mit seinen Kumpels am Brubacher Hof*



Horsts geliebter Hund Puggi mit Vater Klaus



Schwester Gabi mit Vater Klaus



Horst bei der Bundeswehr



Horst als Gruppenführer bei einer Übung



Musikband der Bundeswehr mit Horst als Sänger (2.v.l.)



Horst, ca. 1965

ERLÄUTERUNGEN BILDTEIL 2:

S. 103 Kapitel-Bild:

Vater Klaus und Sohn Horst Schmidt in den 1960er Jahren

S. 204 oben:

Horst mit seinen Kumpels am Brubacher Hof:

Die Clique trinkt einen Porz Viez, mit dabei: sein bester Freund Jupp
Becker (2.v.r.)

3. TEIL

Ein neuer Lebensabschnitt



Endlich Kaufmann!

Nach einer Woche zu Hause blätterte ich im Volksfreund und las bei den Stellenangeboten „Verkaufsfahrer für Lebensmittel-Großhandel gesucht!“. Der Betrieb war ansässig am Trierer Viehmarkt, ich fuhr sofort hin. Am Viehmarktplatz angekommen, las ich das große Firmenschild „Fritz Berberich – Eier- und Lebensmittelgroßhandel“. Ich schaute in den langen Gang mit den Holzregalen bis zur Decke. Draußen standen zwei Lastwagen und ein Mercedes-Kombi mit Frischluftklappe und Zwillingrädern. Ich ging ins Büro und fragte die Sekretärin nach Herrn Berberich. „Der ist im Moment im Kühlhaus mit einem Kunden!“ „Ich komme aufgrund Ihres Stellenangebotes im Volksfreund und wollte mich bewerben“, sagte ich. „Wo waren Sie denn bisher beschäftigt?“, fragte die brünette Frau, die an der Schreibmaschine saß. „Bei der Bundeswehr“, entgegnete ich, „vorher hatte ich eine kaufmännische Funktion in einer luxemburgischen Firma.“

Herr Berberich kam ins Büro, zog dem Kunden noch einen Betrag für den westfälischen Knochenschinken ab und wandte sich mir zu. Er packte mich sanft am Arm und zog mich aus der Tür in den Eingang der Verkaufshalle. Er fragte mich nach meinem bisherigen Werdegang. Ich fasste direkt Vertrauen zu diesem Mann und erzählte ihm von der Zwangslehre als Anstreicher, von meinen Gesangsambitionen, von den frühen Händelchen als Kind mit Messerchen und Weinbergschnecken, von meiner Funktion als Unteroffizier im Offizierskasino, wo ich mit Inkasso, Bestellung und Organisation betraut war. Er nickte und sagte mir: „Ich glaube, Sie sind für mich der richtige Mann! Ich bin auch kein gelernter Kaufmann, aber ein guter Händler! Man kann sich überall einarbeiten, wenn man kaufmännisches Blut in den Adern hat! Der Verdienst liegt bei 600 DM im Monat. Dazu kommen noch Sonderprämien bei Neueinführungen. Überstunden werden extra bezahlt.“ „Danke, Herr Berberich!

Ich würde diese Stelle gerne besetzen!“ „Gut! Es kommen heute allerdings noch ein paar Bewerber. Danach werde ich entscheiden. Geben Sie mir ihre Adresse oder haben Sie Telefon?“ „Nein, leider nicht.“ „Nicht schlimm! Heute Abend nach 17.00 Uhr erhalten Sie von mir Bescheid! Auf Wiedersehen, Herr Schmidt!“

Gegen 17.30 Uhr klingelte es an unserer Tür. Draußen stand Fritz Berberich. Er kam direkt zur Sache: „Ab morgen können Sie bei mir anfangen, junger Mann! Sie waren für mich der sympathischste und cleverste unter den heutigen Bewerbern! Was Sie wissen müssen, bringe ich Ihnen auf die Schnelle bei, der Rest ist gesunder Menschenverstand und etwas Einfühlungsvermögen!“ „Vielen Dank, Herr Berberich!“ „Alles klar, Horst! Bis morgen dann, Punkt 7.00 Uhr in der Früh! Tschüss zusammen, ich habe noch meine Frau im Auto und eine Bestellung auszuliefern!“

So schnell war ich in einem kaufmännischen Betrieb angekommen. Selbstbewusst und freundlich begrüßte ich am anderen Tag die anderen Mitarbeiter. Fritz Berberich und seine Frau Mia vermittelten mir in zwei Tagen die gesamte Warenkunde. Ich stellte im Lager nach den Wünschen der Kunden die Waren zusammen und war schnell darüber im Bilde, was das Sortiment anging. Ich entwickelte Verkaufsgespräche, ohne den Kunden lästig zu werden, wies auf Sonderangebote hin, schrieb und dekorierte Preisschilder.

Eines Abends, kurz nach Feierabend, meinte der Chef, der mich und alle anderen Fahrer duzte: „Horst, bleib noch etwas, ich möchte dich auf die nächste Woche vorbereiten!“ Ich war gespannt, was er damit meinte. Er machte zwei gekühlte Piccolos auf und reichte mir eins: „Erst mal Prost! Horst, wir sind mit deiner Arbeit sehr zufrieden und meinen, dass du der richtige Mann bist, um unseren Umsatz hier in der Stadt zu stärken. Man merkt, du kannst mit den Leuten umgehen. Also, nächsten Montag gebe ich dir die Karteikarten von Läden, die großes Potenzial haben, vor allem die Bäckereien und Lebensmittelgeschäfte in Trier-West. Da müssen wir versuchen, stärker reinzu-

kommen. Bislang haben dort die Leute von Wedico den Umsatz fest im Griff. Schau mal, was sich da machen lässt!“

Das nahm ich mir zu Herzen. Nach einigen Wochen hatte ich die Firma Wedico in vielen Geschäften ganz rausgedrückt. Es machte mir großen Spaß, die Konkurrenz zu verdrießen. Ich lernte viel aus den Verkaufsgesprächen mit Handelsvertretern und Firmen und hatte den Eindruck, dass mein Chef und seine Frau mir ihr ganzes professionelles Wissen vermitteln wollten. Fritz Berberich war ein großartiger Chef. Er hatte nur einen Fehler: Er war ein notorischer Fremdgänger, weshalb öfters Streit in unserer Firma ausbrach. Ein großer Teil des Personals war auf Seiten seiner Frau, die Verkaufsfahrer, allen voran ich, auf Seiten von Fritz Berberich. Die Kunden bekamen das leider auch mit, aber dem Umsatz schadete es kaum.

Eines Tages passierte, was passieren musste: Fritz wurde ungewollt Vater mit seiner knapp 18-jährigen Geliebten. Der „Kartoffelkönig“ von Trier wusste als erster davon, besorgte an einem Markttag einen Klapperstorch und befestigte ihn mit einem Schild über dem Eingang unseres Betriebs: „Hurra, ich bin wieder Vater geworden!“ Für Spott und Hohn waren die Marktleute bekannt. Aber Fritz ignorierte das Getuschel und stand zu seiner kleinen Tochter. Frau Berberich war außer sich: Sie zog zu ihrem Vater und Fritz war drauf und dran, mit seinem Freund Ludwig Castellini ein großes Haus in der unmittelbaren Nachbarschaft zu kaufen. Draußen bei den Kunden interessierte sich allerdings kaum jemand für diese privaten Vorgänge. Fritz, mit dem ich inzwischen auch privat viel unternahm, war als fleißiger Geschäftsmann mit angeborenem Humor überall beliebt.

Im Beruf lief alles seinen gewohnten Gang, aber privat gab es einige Turbulenzen: Im September 1964 kam es zum endgültigen Bruch mit meinem Vater. Nach einem Auftritt mit meiner Band Blue Birds im Tanzlokal Weyer in Tawern durchzechten wir die ganze Nacht mit einigen Tanzbräuten, die oft auf die Musiker warteten, nur so zum Spaß. Oft waren es nicht die schönsten Mädels, aber die lustigsten. Es wurde fast 10.00 Uhr morgens,

bis ich nach Hause kam. Mein Vater schrie mich an und nannte mich einen „Hurenbock“, der ihn ausnützen würde. Wie schön könnte er es doch haben, wenn er nicht noch für mich kochen, waschen und bügeln müsste! Er sei schließlich erst 48 Jahre und kein altes Waschweib, das nächtelang auf seinen Musiker-Sohn warten müsse, aus Angst, dass er im besoffenen Kopf einen Unfall riskiere! Ich nickte nur und meinte lakonisch: „Die Freude kann ich dir machen, Papa! Sobald ich was gefunden habe, ziehe ich hier aus! Danke für deine Fürsorge. Du brauchst für mich auch nicht mehr zu kochen!“ Ich stand vom Tisch auf und ging.

Ich fuhr zum Volksfreundhaus und studierte die Wohnungsangebote. Und siehe da: In der Albanastraße 16 in Trier bot eine Frau Faber ein großes möbliertes Zimmer mit Familienanschluss an. Ich fuhr mit meinem Freund Jupp direkt vorbei und klingelte: „Hallo, Frau Faber, ich bin Ihr neuer Mieter und möchte bei Ihnen einziehen!“ Frau Faber lachte und ihr runzliges Gesicht war mir direkt sympathisch. „So schnell kann ich das nicht entscheiden, ich habe seit gestern drei Anfragen, habe aber noch niemandem zugesagt!“ „Na ein Glück, Frau Faber! Sehen Sie, ich verstehe mich nicht gut mit meinem Vater. Er hat seit dem frühen Tod meiner Mutter heimlich eine Freundin und möchte mich aus dem Haus haben! Frau Faber, geben Sie Ihrem mitfühlenden Herz einen Schubs und sagen Sie ja! Ich gebe Ihnen 10.- DM mehr im Monat, als Sie verlangen!“ Ich sah ihr an, dass ich bei ihr schon eine gewisse Sympathie hatte, und legte noch eine Schippe drauf: „Ich zahle Ihnen auch gleich die Miete für den Rest des Monats und die Miete für Oktober im Voraus! Glauben Sie mir, dass Sie mit mir einen guten Fang gemacht haben!“ „Gut, gut, Herr Schmidt! Ich versuche es mit Ihnen, Sie können morgen einziehen!“ „Liebe Frau Faber, nennen Sie mich erstens bitte Horst und ich möchte zweitens schon in einer Stunde einziehen!“ Mit diesen Worten machte ich meinen Geldbeutel auf und gab ihr das Geld für die nächsten anderthalb Monate.

Sie lachte und führte uns in das möblierte Zimmer. „Lieber Horst“, sagte Frau Faber nun, „Damenbesuch bitte nur bis 22.00

Uhr und auch nicht jeden Tag! Bedenken Sie auch bitte, dieses Bett war mein Hochzeitsbett! Die Matratzen wurden aber inzwischen ausgetauscht...“ Jupp kugelte sich vor Lachen. Ich bemerkte halbernst: „Frau Faber, ich werde dieses Bett immer in Ehren halten! Außerdem habe ich zurzeit auch keine feste Freundin.“ Wenig später fuhren Jupp und ich zu meinem Vater und packten meinen Kleiderschrank aus. Mein Vater grinste freundlich und hielt sogar die Türen auf. Jupp versuchte es mit einer Entschuldigung, aber mein Vater winkte nur lächelnd ab. Ich hatte den Eindruck, als hoffe er, dass ich mir dieses Mal meinen Sturkopf total einrennen würde.

Im Oktober 1964 lernte ich bei einer Tanzveranstaltung im „Café Europa“ Karin kennen, ein hübsches, brünettes Mädels von 20 Jahren, das beim Arbeitsamt eine Beamtenlaufbahn einschlug und Sachbearbeiterin war, wie sich nach drei Tänzen herausstellte. Ich fand sie sehr attraktiv und wollte ihr imponieren. Da mir die Kapelle bekannt war, ging ich zu Hans Pitt (Orgel) und Alfons Prinz (Gitarre) auf die Bühne und fragte, ob sie „Ganz in Weiß“ von Roy Black und „Du schaust mich an“ drauf hätten und ob ich diese beiden Nummern singen dürfe. Wie ich aus den Augenwinkeln heraus beobachtete, hatte Karin bereits einen neuen Verehrer, der mit ihr auf der Tanzfläche stand und die neuen Lieder abwartete. Alfons sagte mich an und ich sang mit Schmelz und Charme die beiden Lieder. Karin schaute mich beim Drehen auf der Tanzfläche laufend an und lächelte mir aufmunternd zu.

Nach den beiden Liedern spendeten mir die Gäste samt Musiker starken Applaus, ich bedankte mich, ging zur Bar und gab der Band eine Runde Bier aus. Wenig später knipste mir Alfons ein Auge zu und sagte ins Mikrofon: „Die nächsten zwei Tänze ist Damenwahl! Meine Damen, suchen Sie sich ihren Lieblingspartner zum Tanzen aus!“ Wie erhofft kam Karin auf mich zu. Sie grinste und machte eine leichte Verbeugung, so wie ich es mal mit 16 Jahren im Tanzkränzchen bei der Tanzschule Schneider gelernt hatte.

Die Musik spielte nun den Blues „Schau mich bitte nicht so an“. Ich sang den Song zärtlich in Karins Ohr, presste mich leicht an sie und merkte keine Gegenwehr. Danach kam noch ein Schmusesong von Elvis, den Alfons toll interpretierte. Ich wagte, die Hand um sie zu legen, und berührte ihre Wangen mit den meinigen. Sie ließ es geschehen. Daraufhin nahm ich all meinen Mut zusammen und küsste sie zart auf den Mund. Sie erwiderte den Kuss. Mein Herz schlug wie wild. Es war Liebe auf den ersten Blick! Ich war wirklich zum ersten Mal richtig verliebt.

Spät in der Nacht, kurz vor Feierabend, verließen wir Hand in Hand das Lokal und ich ging mit ihr zu Fuß zum Viehmarktplatz, wo mein Auto stand. Wir stiegen ein und küssten uns leidenschaftlich. Mehr wollte sie und auch ich nicht. Zu frisch war dieses zarte Liebespflänzchen, bei einer falschen Berührung konnte es so schnell wieder eingehen, wie es aufgeblüht war. Ich fuhr Karin in die Bergstraße und wir verabredeten uns gleich wieder für den nächsten Abend.

Ich konnte es nicht fassen: Ich hatte tatsächlich eine feste Freundin! Und mit Karin wurde es ernster als mit jeder anderen Frau zuvor. Sie mochte meinen Gesang und die vielen Auftritte an den Wochenenden mit bekannten Pianisten und Organisten. Ob Tanzmusik oder bei klassischen Konzerten, sie und ihre Mutter nahmen häufig an solchen Veranstaltungen teil. Es passte einfach zwischen uns. Im April 1965 haben wir uns dann auch offiziell verlobt – mit Feier und Geschenken aus der Verwandtschaft beider Seiten.

Inzwischen war ich seit über einem Jahr bei Fritz Berberich beschäftigt. Der Umsatz stieg, doch das Betriebsklima war am Boden, ausgelöst durch die ewigen Streitereien zwischen Mia und Fritz Berberich. Auch ich war davon zunehmend genervt und dachte über einen Wechsel der Arbeitsstelle nach. Bei einem Besuch in einem Rewe-Geschäft traf ich einen Vertreter von Köllnflocken, der mir erzählte, dass er bald in leitender Funktion zu einem Lebensmittel-Großhandel wechseln würde.

Er meinte, dass ich der richtige Nachfolger für ihn sein könnte und schlug mir vor, mich einfach mal zu bewerben. Ich überlegte nicht lange und sprach noch am gleichen Abend meinen Chef darauf an. Fritz meinte: „Horst, ich möchte dich nicht gerne verlieren, aber das ist eine große Chance für dich! Und wer weiß, wie lange ich unter den gegenwärtigen Umständen noch das Sagen in meiner Firma habe.“

Also schickte ich meine Bewerbungsunterlagen an die Köllnflocken-Zentrale in Elmshorn, nahe Hamburg. Das Päckchen war dick gefüllt mit den Zeugnissen vom Brezelbäcker Dahmen, dem Zeugnis von Matthias Sax, bei dem ich Wert darauf legte, dass er mich nicht als Maler und Anstreicher bezeichnete, sondern als kaufmännischen Leiter der Farben- und Baustoff-Abteilung, dem sehr guten Führungszeugnis der Bundeswehr und dem absolut grandiosen Arbeitszeugnis von Fritz Berberich. Es war ein Päckchen mit lauter tollen Zeugnissen, allerdings: ein Schulzeugnis fehlte! Ich wollte mich auf gar keinen Fall als „Volksschüler“ bewerben, war doch die „mittlere Reife“ Grundvoraussetzung für den Job. Nach einer Woche bekam ich von Peter Kölln / Abt. Personalbüro die Aufforderung zu einer persönlichen Vorstellung mit dem Hinweis, meine Schulzeugnisse doch bitte noch einzusenden oder sie zum Vorstellungsgespräch mitzubringen.

Erfolg im Beruf, Pech in der Liebe

Ich fuhr mit dem Zug nach Hamburg. Dort angekommen, informierte ich mich, wann der letzte Zug nach Elmshorn ging. Wenn ich schon mal in Hamburg war, so wollte ich auch mal die viel besungene Lustmeile „Reeperbahn“ sehen. Der letzte Zug nach Elmshorn ging um 19.45 Uhr, ich hatte also drei Stunden Zeit für meinen ersten Reeperbahnbummel.

Ich ging an zwei Bars vorbei. Schon in die dritte wurde ich vom Türsteher hereingezogen, der mir, ganz unverbindlich natürlich, den Sommermantel halb auszog und in eine düstere Ecke zur Aufbewahrung aufhängte. Der Mann schob mich freundlich, aber bestimmt, zu einem kleinen Tisch nahe der Bühne und meinte: „So, junger Freund, Sie haben Glück: Unser tolles Programm fängt gleich an! Herrengedeck mit einer Flasche Holsteinbier und einem Korn für 10 DM. Dafür ist der Eintritt frei!“

Jetzt saß ich in der Stripteasefalle. Die Leinwand, auf der vorher ein paar Softpornos gezeigt wurden, ging hoch und eine große, hübsche Blondine baute sich vor mir auf. Sie fing an, mit ihrer Oberweite zu kokettieren. Als sie nur noch im schicken Stickkleid auf der Bühne stand, kam sie zu mir und gab mir ein Wollende, um es aufzurollen. Ich wusste nicht, wie mir geschah. Ich sollte immer weiter aufrollen und ziehen und alles auf dem Boden liegen lassen. Die Männer und Pärchen hinter mir, links und rechts, johlten vor Begeisterung. Der Stoff wurde weniger und die nackte Haut mehr. Ich muss zugeben, das sah schon gut aus! Aber, was zur Hölle! Plötzlich fielen der hübschen Blondine ihre kunstvollen Titten-Implantate zu Boden und wenig später stand sie völlig nackt als transsexueller Kerl vor mir! Er/Sie/Es flötete mir zu: „Daaanke seeehr, mein Süßer! Du hast mich aus meinem viel zu engen Kostüm befreit. Ciao!“ Sie warf den pfeifenden, johlenden Männern noch ein paar Kuschhändchen zu.

Was für ein Schock für ein Provinz-Ei wie mich! Ich winkte

einer Bardame zu, um ganz schnell zu bezahlen. Nur raus aus diesem Lokal! Sie aber kam mit einer Flasche Sekt auf mich zu und forderte mich auf, mit ihr einen etwas abgelegenen Nischenplatz aufzusuchen. Halb zog sie mich, halb sank ich hin. Schwupps hatte sie die Flasche entkorkt. Aus der halbdunklen Nische beobachtete ich, wie ein Kellner meine halbe Flasche Bier abräumte. Bevor ich etwas dazu sagen konnte, füllte die Bardame unsere Gläser mit Schampus und prostete mir zu. Sie nahm meine Hand und führte sie in ihren tiefen Ausschnitt: „Greif zu, mein Kleiner, diese Titten sind echt!“ Sie küsste mich auf die Wange und fummelte gleichzeitig an meinem Schritt. Mir wurde es zusehends heißer. Die Flasche war inzwischen leer. Eine neue wurde, wie auf Kommando, gebracht: „Schatz, nach der zweiten musst du zahlen! Gib mir mal 110 DM für die zwei Flaschen Champagner und dein Gedeck!“

„Waaaaas?! Wie viel?!“ Das war ganz schön teuer für ein bisschen Gefummel im Halbdunkel! Mehr Geld hatte ich auch gar nicht in der Hosentasche! Ich war sauer und bezahlte sofort. Meine Animierdame knabberte noch kurz an meinem Ohr herum und fuhr mit ihren langen Fingernägeln langsam von meinem sichtlich erregten Unterkörper nach oben, wobei ein überdeckter Jackenknopf meines Zweireihers absprang. „Scheiße!“ sagte ich halblaut, „Und dann auch noch in der Mitte, wo es besonders auffällt!“ Meine Tischdame sah einen älteren Gast hereinkommen, den sie wohl kannte, und verabschiedete sich von mir: „Danke Schatz, aber ich muss mich jetzt um den Opa kümmern, er ist ein alter Stammgast!“ Die zweite Flasche des billigen und doch so teuren Schampus war noch halb voll. Ich ließ sie stehen und machte mich auf den Weg zum Bahnhof.

Den Zug erwischte ich gerade noch so und kam gegen 20.45 Uhr in dem kleinen Hotel an. Am nächsten Tag sollte ich mich um 9.00 Uhr bei Kölnflocken vorstellen. Ich war mir aber sicher, dass ich dafür keinen Weckruf um 7.30 Uhr brauchte, da ich um diese Zeit gewohnheitsmäßig längst auf war. Vielleicht lag es an dem billigen Fusel in der Stripbar, auf jeden Fall wurde

ich erst nach 8.00 Uhr wach. Ich wusch mich schnell und ging nach unten in den Frühstücksraum. Der Hotelfrau fiel auf, dass mir ein Knopf an einer wichtigen Stelle fehlte. Ich erzählte ihr von meinem Malheur. Sie lachte und meinte, ich sollte ihr den ganzen Anzug schnell zur Rezeption bringen, dann würde sie mir den aufbügeln und den Knopf annähen. Also zog ich die Hose aus und setzte mich im Schlafanzug an den Frühstückstisch, was erstaunte Blicke auf mich zog. Um 8.50 Uhr war der Anzug frisch gebügelt und der Knopf angenäht. Ich fluchte innerlich, denn ich wusste, dass ich zu spät zu meinem Vorstellungstermin kommen würde!

Schnell lief ich hoch aufs Zimmer, zog mich an und rannte aus dem Hotel. Der Weg zur Firmenzentrale war auch länger, als ich es erwartet hatte. Vielleicht habe ich mich in meiner Nervosität auch verlaufen. Jedenfalls war es schon 9.25 Uhr, als ich im Büro von Herrn Bernhard stand, einem älteren, freundlichen, hageren Mann mit ausgeprägtem nordischem Akzent, der mich mit Blick auf seine Armbanduhr vorwurfsvoll anschaute: „Herr Schmidt, sind Sie erst heute Morgen angereist? Sie sind fast eine halbe Stunde zu spät – und das bei Ihrem ersten Vorstellungsgespräch! Was haben sie sich dabei nur gedacht?!“

Mir war zum Heulen zumute: „Herr Bernhard“, stammelte ich, „ich bitte vielmals um Entschuldigung! Das ist normalerweise nicht meine Art! Eigentlich bin ich überaus pünktlich, aber...“ „Was aber?“, fragte Bernhard. Ich atmete tief durch: „Wissen Sie, ich bin nur ein Provinz-Ei von der Mosel und nun zum allerersten Mal in Hamburg. Gestern hatte ich drei Stunden Aufenthalt, bis der Zug nach Elmshorn fuhr. Eigentlich wollte ich nur ein wenig bummeln gehen, versackte aber gleich in der dritten Bar an der Reeperbahn, wo ich auf eine clevere Bardame hereinflie, die mir mein ganzes Geld aus der Tasche luchste. Und bei ihren Aktivitäten sprang dann auch noch ein Knopf von meiner Hose, den mir die freundliche Hotelwirtin heute Morgen angenäht hat, damit ich nicht völlig verwahrlost bei Ihnen auftauche. Was soll ich Ihnen sagen, Herr Bernhard?“

Es ist ein Glück, dass Sie mir eine Rückfahrkarte geschickt hatten, sonst müsste ich mir hier als Straßenmusiker in der Fußgängerzone meine Rückfahrkarte nach Trier verdienen.“

Der Chef der Werbeabteilung und von 150 Vertretern in ganz Deutschland lachte nach meinem Geständnis lauthals los: „Können Sie denn so gut singen, Herr Schmidt? Die Leute sind hier nämlich durchaus verwöhnt...“ Daraufhin erzählte ich ihm von meiner Bundeswehrzeit, dem bundesweiten Gesangswettbewerb, den ich als zweitbester von 500 Teilnehmern absolviert hatte, und dem Stipendium für die Kölner Musikhochschule. Dies schien Herrn Bernhard sehr zu interessieren, denn anschließend unterhielten wir uns gut eine Stunde lang über Musik. Der Verkaufschef von Köllnflocken schaute nur beiläufig auf meine Zeugnisse, während wir über Hermann Prey redeten, den er nicht so gut fand, oder Fischer-Dieskau, den er – wie ich – als Liedinterpreten sehr schätzte. Offenbar übersah er dabei, dass ich gar kein Schulzeugnis beigelegt hatte. Das Musik-Stipendium in Köln hatte ihn offenbar beeindruckt. Er bestellte uns Kaffee und meinte: „Herr Schmidt, wie ich aus den Gesprächen mit Ihnen heraushöre und auch aus den Arbeitszeugnissen entnehmen kann, sind sie ein sehr kontaktfreudiger Mann und in Trier kein Unbekannter. Gehen Sie mal runter zum Personalbüro und melden Sie sich bei Herrn Wuttig, dem Personalleiter, den ich gleich informieren werde. Sie bekommen von uns 150 DM Spesenvorschuss, eine dreimonatige Probezeit und danach vielleicht eine Festanstellung, wenn wir mit Ihnen zufrieden sind. Das Anfangsgehalt beläuft sich auf 800 DM brutto sowie jeweils 10 DM Spesen an den jeweiligen Werktagen. Als Person haben Sie mich schon überzeugt. Machen Sie es gut und zum Schluss noch ein guter Tipp: Meiden Sie die Reeperbahn bei der Rückfahrt!“

Ich arbeitete danach noch 14 Tage bei Berberich. Am 1. Juli 1965 fing ich bei Peter Kölln an. Mein unmittelbarer Vorgesetzter war Friedrich Denig aus Olewig, der als Werksvertreter für den Regierungsbezirk Trier tätig war. Er war zuständig für

mich und einen weiteren Kollegen, der die Region Hunsrück-Eifel-Saar bereiste. Ich sollte direkt in der Stadt mit über 160 Geschäften arbeiten. Denig gab mir den Tipp, nicht mehr als 15 – 20 Geschäfte in der Woche zu bearbeiten und möglichst Knorr und Quäker aus den Regalen zu drängen. Ich hatte mich während der Probezeit auf 20 Geschäfte eingestellt und dabei eine Auftragsquote von 80 %. Denig verdrehte die Augen, als er dies sah. Er war sichtlich überrascht über meinen Erfolg in den ersten Tagen.

Ich legte in der Auftragsquote noch einen Zahn zu und eines Tages kam der Vertrag zur Festanstellung eines kaufmännischen Reisenden: 900 DM brutto und weiterhin 10 DM Spesen am Tag – das waren fast 400 DM mehr im Monat als zuvor bei Fritz Berberich! Und dies bei deutlich weniger Arbeit! Ich trug mich um 8.00 Uhr morgens ein und um 18.30 Uhr abends aus, um den vollen Spesensatz zu erlangen. Tatsächlich aber machte ich oft schon um 15.00 Uhr Feierabend, weil mir die Leute die Haferflocken nach einiger Zeit regelrecht aus den Händen rissen. Um sie dazu zu bringen, hatte ich mir einige Tricks einfallen lassen. Ich erzählte in Schulen und Kindergärten über gesunde Vollkernernährung und bereitete leckere Speisen, die natürlich aus Köllnflocken-Produkten bestanden. Oder ich gab Kindern ein Eis, wenn sie im Geschäft nach den „Kernigen“ fragten, die im Sortiment oft fehlten. Dadurch war es sehr viel leichter, sie beim nächsten Besuch des Ladens zu verkaufen.

Manche meiner Methoden waren gewiss nicht ganz sauber – und ich durfte mich dabei auch nicht erwischen lassen: So sprach ich manchmal junge Mütter in den Läden an: „Hallo, junge Frau, darf ich mal erfahren, womit Sie Ihr Kind füttern?“ „Milupa oder Aleteflocken“, war oft die Antwort. „Entschuldigung“, sagte ich darauf, „Ihr Kind scheint mir etwas aufgeschwemmt zu sein! Versuchen Sie doch mal Schmelzflocken! Die sind gut für die Knochen. Der hohe Calcium- und Vitamin-B-Anteil sorgt für die Kräftigung des Wachstums und der Sättigungseffekt ist sehr viel größer! Sie werden sehen: Ihr Kind

ist wohligh satt und schläft die ganze Nacht durch!“

Als reisender Vertreter traf ich natürlich auf viele Frauen. Jedoch wurde ich meiner Verlobten Karin niemals untreu – sieht man einmal von dem harmlosen, wenn auch recht kostspieligen Gefummel in der Reeperbahnbar ab. In Saarburg arbeitete allerdings eine Verkäuferin, die mir mit ihrem schönen, schwarzen Haar, ihren tiefblauen Augen und ihrem netten Wesen schon vor einer Weile aufgefallen war: Carola. Ich weiß nicht mehr genau, was mich damals ritt, aber bei einer Verkaufstour im November fragte ich sie, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, abends mit mir in die Merziger Disco zu gehen. Sie sagte sofort zu.

Auf der Autofahrt zur Disco unterhielten wir uns über alles Mögliche. Irgendwann fragte sie mich mit Blick auf den Goldring an meiner Hand, ob ich denn verlobt oder schon verheiratet sei. „Nur verlobt, mehr nicht!“, antwortete ich. „Naja, aber dann mit mir in die Disco, das gehört sich doch auch nicht, oder?“ „Sag nur, du hast keinen Freund!“ „Doch“, sagte sie, „aber ich bin noch nicht versprochen.“ „Ok“, meinte ich, „dann zieh ich den Verlobungsring aus für heute Abend!“ Wir lachten beide.

Es dauerte nicht lange und wir kamen in der Disco an. Carola war hier bestens bekannt. Ich schaute mich ängstlich um, ob nicht doch noch ein Pärchen aus Trier in der bekannten Disco war. Immerhin: Auf dem Parkplatz hatte ich keine TR-Kennzeichen entdecken können. Gut so! Wir setzten uns in eine Ecke und ich bestellte die Getränke. Dann tanzten wir in dem bunten Glitzerhimmel unter der Diskokugel. Normalerweise verkehrte ich nicht in diesen halbdunklen Nahkampfschuppen, weil mir die neu aufkommende Pop-Discomusik nicht gefiel. Aber ich ließ mir nichts anmerken und hopste, so gut ich konnte, zu den Verrenkungen von Carola mit.

Als eine Schmuserunde mit Balladen vom Discjockey angesagt wurde, legte ich meine Hand auf Carolas Schulter und drückte sie an mich. Statt dem Rumgehopsen waren nun überall Knutschorgien zu beobachten. Carola wollte sich dem nicht entziehen und gab mir Zungenküsse, die ich nur allzu gern er-

widerte. Ich drückte mich an ihre Brust und spürte Ihre Wärme. Meine Zurückhaltung war gewichen. Es wurde nachts 1.00 Uhr, als wir das Lokal verließen. Bei der Heimfahrt parkten wir irgendwo in einer Feldeinfahrt, in der Nähe von Carolas Heimatort Taben, wo wir zur Sache kamen. Es war schön, aber wir waren uns beide einig, dass diese kurze Episode kein weiteres Nachspiel haben sollte...

Am nächsten Tag war ich mit Karin verabredet. Ich fuhr zum Amt, um sie abzuholen. Voller Vorfreude stellte ich den Wagen ab und wartete sehnsüchtig auf meine angebetete Karin. Ich ging in die Eingangshalle. Verschiedene Kolleginnen von ihr gingen bereits grüßend an mir vorbei. Normalerweise war sie immer eine der Ersten. Und heute? Ich wartete fast fünf Minuten. Dann erst kam sie in Begleitung von drei Kolleginnen die Treppen herunter. Ich wollte sie gerade umarmen, da holte sie aus und verpasste mir eine schallende Ohrfeige. Ihr Aufschrei wurde in der Eingangshalle akustisch noch verstärkt: „Du Schwein! Erlaubst dir, mich einen Tag vorher in einer Disco wild knutschend vor den Augen meiner Kollegen zu betrügen – und kommst dann mit einer Unschuldsmiene her, als sei nichts geschehen! Unsere Verlobung ist geplatzt! Wer in der Verlobungszeit nicht treu sein kann, der ist es in einer Ehe erst recht nicht! Hau ab und lass dich ja nie wieder bei mir blicken!“ „Aber Karin, das war doch gar nicht so, wie du denkst“, versuchte ich sie zu beruhigen, „es war eher eine Art Zufall, lass dir erklären...“ „Zufall? Lass dir eine bessere Ausrede einfallen! Du wurdest sogar kurz vor Taben von meinen Kollegen mit deiner Tanzbiene gesichtet! Lass mich zukünftig in Ruhe und verschwinde jetzt!“

Was hatte ich ihr und mir bloß angetan? Ich, der ich so oft grundlos eifersüchtig auf alle Kollegen von Karin war, der sie regelrecht zu Heulattacken trieb aus meiner Eifersucht heraus, der nahezu auf alles eifersüchtig war, was sie vor meiner Zeit getan hatte – ich hatte sie tatsächlich aus purer Abenteuerlust oder Geilheit mitten in unserer Verlobungszeit betrogen! „Eifersucht ist Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft“,

heißt es. Diese „Gene“ hatte ich von meinem Vater: Auch er war krankhaft eifersüchtig – vermutlich, weil er selbst nicht treu sein konnte und deshalb unterstellte, dass alle anderen, auch seine Frau, ebenfalls untreu sein mussten. War ich wirklich genauso wie mein Vater? Hatte ich denn so gar nichts aus den schlimmen Szenen zwischen meinen Eltern gelernt?

Ich war schrecklich aufgewühlt. Meine Tante Sanni, zu der ich in meiner Verzweiflung fuhr, gab natürlich mir die Schuld. Aber, pragmatisch wie sie war, ärgerte sie sich nicht zuletzt auch darüber, dass die teuren Verlobungsgeschenke offenbar fehlinvestiert waren: „Jetzt hat die auch noch das 24-teilige Essservice von Seltmann Weiden mit Goldrand! Mensch Horst, warum machst du nur so was? Na ja, vielleicht verzeiht sie dir ja noch. Es war ja nur ein einziges Mal!“ „Stimmt!“, sagte ich. „Ich fahre nochmal vorbei und rede mit ihr.“

Karins Mutter kam vor die Tür und schüttelte den Kopf. Sie sagte, dass Karin die halbe Nacht geweint hatte, und gab mir Karins Verlobungsring zurück. Als sie meine verweinten Augen sah, meinte sie, jegliche Reue käme jetzt zu spät. Sie habe schon immer gehaut, dass wir nicht zusammenpassen – Karin als baldige Beamtin und ich als Musiker, der in jedem Dorf eine andere Geliebte habe. Das machte mich wütend und irgendwie war ich auch in meiner Eitelkeit verletzt: „Liebe Ex-Schwiegermama!“ rief ich. „Ich habe Ihre Tochter aufrichtig geliebt! Sonst hätte ich ihr auch nicht zusätzlich zum Verlobungsring, eine Halskette, passende Ohrringe und ein breites 750 Karat goldenes Armband geschenkt!“ Ich wurde lauter: „So etwas Wertvolles hat ihr zuvor noch niemand geschenkt!“

Genau in diesem Moment stieß Karin die Tür auf und warf mir den Schmuck komplett vor die Füße, zum Glück in den dafür vorgesehenen Schmuckschatullen. „Tu mir einen Gefallen, Liebste“, ich merkte, dass jener Sarkasmus in mir aufstieg, den ich von meinem Vater so gut kannte, „werfe mir bitte nicht das 24-teilige Essservice von Tante Sanni auf den Boden! Also sachte, sachte! Und das gilt auch für die Verlobungsgeschenke von

Gabi und meinen Cousinen.“ „Kannst du alles zurückkriegen du gemeines Dreckschwein!“, brüllte Karin. Tatsächlich gab sie mir unverzüglich sämtliche Verlobungsgeschenke zurück. Sie wollte einfach nichts mehr mit mir zu tun haben.

Ich aber gab nicht so schnell auf. Immer wieder versuchte ich, sie zu kontaktieren. Sinnlos! Karin brach jedes Gespräch sofort ab. Nur einmal gab sie kurz nach: Wir hatten uns kurz vor Weihnachten in einem Café in der Neustraße verabredet. Sie sah sehr blass aus, als sie mir die Hand gab. Anschließend weinten wir zusammen. Die Kellnerin schaute uns verdutzt an. Ich bezahlte schnell und Karin stieg zu mir ins Auto. Ich suchte nach Ausreden und beschwor meine innige Liebe zu ihr. Sie sagte nur: „Horst, es liegt vielleicht in der Natur des Mannes fremd-zugehen, aber ich kann dir das während unserer Verlobungszeit nicht verzeihen! Du wärest vielleicht nicht so geworden, wenn dein Vater dir das nicht vorgelebt hätte und deine Mutter nicht so früh gestorben wäre...“ Ich begann zu schluchzen. Das schien ihr Mitleid anzuregen. Plötzlich sagte sie: „Fahr uns bitte zu dir in die Albanastraße.“ Ich hörte wohl nicht richtig: Wir fahren zu mir? Könnten wir vielleicht doch noch eine Chance haben? Ich wollte sie küssen, aber sie wehrte ab. In meinem Zimmer gab sie meinem Drängen nach einer gewissen Zeit nach. Wir schliefen ein letztes Mal miteinander. Aber nichts war mehr so wie zuvor. Beim Abschied hatten wir beide Tränen in den Augen. Ich wusste, dass ich sie für immer verloren hatte.

Neue Liebe, neues Glück

Das Ende der Beziehung mit Karin setzte mir lange zu. Und so war ich im Februar 1966 gar nicht in der Stimmung für Karneval. Aber ich wollte auch nicht ewig Trübsal blasen. Daher machte ich mich am Karnevalssamstag auf den Weg ins Tanzlokal Astoria. Damals konnte ich es noch nicht ahnen, aber dies sollte sich als eine der besten Entscheidungen meines Lebens herausstellen.

Der freundliche Oberkellner geleitete mich an einen Tisch, an dem bereits zwei junge Männer saßen. Ich schaute mich um: Der Saal war gut gefüllt, die Fünf-Mann-Kapelle spielte einen passablen Foxtrott. Die beiden Männer und ich steuerten auf einen Tisch zu, an dem vier Mädels saßen, eine hellblonde, eine brünette, eine rötlich gefärbte und ein schwarzhaariges Mädchel. Mir gefiel die Brünette besonders. Ich verbeugte mich kurz vor ihr und wir tanzten einen Slow-Fox. Sie war leicht wie eine Feder. Während des Tanzens probierten wir ein paar Figuren aus, die sie gekonnt nach Tanzschulen-Art aufs Parkett legte. Danach kam ein Schmusewalzer. Ich stellte mich ihr vor und erzählte ihr, was ich beruflich mache. Sie nannte mir ihren Namen: „Doris“. Sie war verantwortlich für den Einkauf von Arzneimitteln in einem pharmazeutischen Großhandel. Doris war etwas zurückhaltend, aber sie wirkte intelligent, war ausgesprochen hübsch und hatte eine gute Figur.

Bei den nächsten beiden Tänzen stellte sich heraus, dass Doris „Kernige“-Haferflocken besonders mochte. Ich witterte meine Chance: „Das ist ja großartig, Doris! Ich bringe Ihnen gleich morgen zwei Päckchen Kernige vorbei!“ „Sie wissen doch gar nicht, wo wir wohnen!“, lächelte sie. „Ach, das bekomme ich schnell heraus, weil ich euch heute nach Hause fahre. Mein Auto steht in der Christophstraße.“ Das war zugegebenermaßen frech, aber Doris ließ sich darauf ein. Das temperamentvolle Mädchel mit den rot gefärbten Haaren, das sie begleitete und das

ich auch schon vom „Europa-Tanz-Café“ kannte, meinte: „Besser schlecht gefahren als gut zu Fuß gegangen!“ „Gut!“, sagte ich. „Jetzt möchte ich aber auch eure Namen erfahren! Man kann ja nie wissen, was vier so charmante Frauen alles mit einem so unerfahrenen Manne wie mir vorhaben!“ Alle lachten. Doris stellte mir ihre Begleiterinnen vor: Die Rothaarige, die immer so gut drauf war und viele Leute kannte, hieß Monika Schauder und war die Schwester von Doris. Die anderen beiden hießen Irene und Sybille. „Ok, jetzt bin ich beruhigt!“, sagte ich mit gespielter Erleichterung.

Wir schlenderten zu fünft ein Stück Christophstraße runter. Am Auto angekommen, setzte sich Doris auf den Beifahrersitz, die anderen drei Mädels stiegen hinten ein. Wir bogen in die Paulinstraße ein und nahmen die Verlängerung Ruwererstraße. Beim Haus Nr. 57 sollte ich anhalten. Ich erneuerte noch einmal mein Versprechen an Doris, ihr am morgigen Sonntag zwei Päckchen „Köllns Echte Kernige“ vorbeizubringen, und prägte mir den Namen „Schauder“ ein, Ruwererstraße 57.

Kurz vor 15.00 Uhr stieg ich am anderen Tag aus dem frisch gewaschenen VW und schellte bei Schauder. Monika machte die Haustüre auf, grüßte mich und meinte: „Doch das Versprechen eingehalten!“ Doris kam direkt hinter ihr: „Hallo, Dankeschön!“ Natürlich hatte ich mein Auto nicht stundenlang gereinigt, um nun sofort wieder abzuzischen. Ich preschte mit meinem Vorschlag vor: „Ich würde Sie gerne zu einer kleinen Moselfahrt in ein urtypisches Weinlokal nach Neumagen einladen! Tun Sie mir doch den Gefallen und steigen sie ein!“ Zu meiner Überraschung sagte Doris nach kurzer Überlegung zu. Sie war deutlich zurückhaltender als ihre temperamentvolle Schwester Monika, aber ich dachte mir „Stille Wasser gründen tief“.

Wir fuhren an dem romantischen Tal der Mosel entlang. In den kleinen Moselorten tummelten sich schon einige Touristen. Für Februar war es auch bereits angenehm warm. Wir genossen den Blick auf die Weinberge, bis wir an unserem Ziel, dem

„Fröhlichen Steuermann“ in Neumagen, ankamen. Das Weinklokal war gut besetzt. Der Wirt kam auf uns zu und gab mir einen Klaps auf die Schulter: „Schön, dass du wieder vorbeischaust, Horst! Gleich kommt noch Edmund vom „Café Schu“ mit seinem Akkordeon, dann wollen wir mal wieder die Touristen mit unseren Liedern einheizen, was meinst Du?“ „Klar Karl, ich bin dabei! Haste die eine Seite deiner Fiedel wieder bespannt oder spielste immer noch auf drei Saiten, du Paganini der Weinberge?“ Wir beide lachten. Doris lächelte zwar, sagte aber nichts. In dem Moment dachte ich, ein echtes Partygirl wird die wohl nie! Dafür ist sie zu beherrscht, zu überlegt, zu abwartend.

Die Gäste waren noch bei Kaffee und Kuchen. Ich lud Doris ein, sich etwas zu bestellen. Sie aß ein Stück Apfel-Streusel und trank dazu Kaffee, schwarz, ohne alles. Ich nahm mir ein schönes Stück Bauernstreusel und trank meinen Kaffee mit Milch und Zucker. „Trinken Sie Ihren Kaffee nur schwarz?“, fragte ich. „Ja klar, immer schwarz“, entgegnete sie, „ist das so außergewöhnlich?“ „Ja, eigentlich schon, weil die meisten jungen Mädels mit Milch und Zucker trinken, auch die, die eigentlich noch etwas schöner werden möchten!“ Damit versuchte ich, einen Scherz zu machen, aber lief damit bei meiner Gesprächspartnerin voll auf. Doris sagte: „Ich mache mir darüber keine Gedanken. Mir schmeckt halt der Kaffee besser schwarz und ich mag keine Milch, schon von Kind an.“ Oha, dachte ich, diese Dame ist nur mit Vorsicht zu genießen, wenn überhaupt...

Die Kaffeezeit war vorbei. Nun wurde Wein eingeschenkt. Edmund kam mit einem Pokal Wein auf mich zu und meinte: „Horst, hier hab ich dir ein edles Tröpfchen von Karl ausgesucht, eine feine Auslese, eher lieblich, du magst doch keine herben Weine.“ „Da hast du recht, Edmund! Übrigens: Darf ich dir vorstellen? Das ist Doris Schauder aus Trier. Ich habe gerade rausbekommen, dass sie ebenfalls liebliche Weine mag, Also, lieber Edmund, noch ein Pokal für Doris und dann legen wir los!“

Der Pokal mit der „Feinsten Auslese“ kam umgehend. Ich nahm ihn in die Hand und wir prosteten uns zu mit dem Spruch

„In vino veritas“. Ich ging nochmals in die Offensive: „Sag mal, Doris, die Siezerei zwischen uns geht mir irgendwie auf den Keks, dir nicht?“ „Doch, schon lange“, lächelte sie. Wir tranken, wie es sich gehört, überkreuz Brüderschaft und gaben uns, noch etwas scheu, den ersten Kuss auf den Mund. Danach stimmte Edmund das alte Mosellied „Oh Mosella, du hast ja so viel Wein“ an.

Doris schmeckte der Wein zusehends. Sie bekam rote Bäckchen, ihre vornehme Blässe verschwand so langsam. Beim gemeinsamen Singen der Stimmungslieder hielt sie meine Hand unterm Tisch. Sie wurde mir immer sympathischer. Ich sagte ihr, dass ich sie sehr attraktiv fand. Allerdings irritierte mich, dass sie so unglaublich beherrscht war. Selbst nach zwei Pokalen des süffigsten Weins hatte sie sich noch immer fest im Griff. Sie hatte lediglich einen kleinen Schwips, bedingt durch den Alkohol, den sie nicht so gewohnt war.

Nach dem Essen, es war gegen 21.00 Uhr, verabschiedeten wir uns und fuhren wieder zurück nach Trier. Wir unterhielten uns, ich legte vorsichtig meine Hand auf ihr Bein und Doris legte ihre Hand auf meine. Wir redeten eine Zeit lang nichts mehr miteinander. Nun war da eine knisternde Spannung zwischen uns. Kurz vor dem Weinort Kesten entdeckte ich einen Feldweg, den ich schnurstracks ansteuerte. Es war schön warm im Auto trotz der Nachtkälte draußen, da ich die Heizung voll aufgedreht hatte. Doris sah mich mit ihren großen blaugrünen Augen an und ich schlang meine Arme um sie. Wir küssten uns leidenschaftlich. Plötzlich war Doris wie ausgewechselt, von Zurückhaltung keine Spur...

Wir waren beide glücklich. Wieder zurück auf der Straße fuhren wir im Auto Hand in Hand, wenn es der Verkehr und die Schaltung erlaubten. Wir verabredeten uns gleich für den nächsten Abend wieder. Ich holte sie ab und wir fuhren in mein möbliertes Zimmer. Doris sah das karge Mobiliar und meinte: „Ist Frau Faber wenigstens nett zu dir? Warum bist du überhaupt so schnell nach deiner Bundeswehrzeit von deinem allein

stehenden Vater ausgezogen? Zu zweit wäre es doch tröstlicher für euch beide gewesen nach dem allzu frühen Tod deiner Mutter...“ Ich versuchte ihr das komplizierte Verhältnis zu meinem Vater zu erklären. Sie hörte mir aufmerksam zu und meinte, dass ein Streit mit den Eltern zwar immer mal vorkäme, dass solche Meinungsverschiedenheiten aber kein Grund seien, den Kontakt komplett abzubrechen.

Eigentlich war ich heiß auf eine Fortsetzung des gestrigen Abends. Also machte ich den Schampus auf, um Doris ein wenig zu lockern, aber sie nippte nur an ihrem Glas. Verdammt, sie wollte keinen Sex, sondern mehr über mich erfahren. Ich merkte: Bei dieser Frau musste ich sehr vorsichtig sein. Sie war nicht oberflächlich, ganz im Gegenteil. Doris war etwas Besonderes, das merkte ich schnell. Sie war eine Frau, die mir Halt geben könnte, die zu mir halten würde, auch wenn ich einmal Unsinn fabrizierte. Im Grunde war mir schon an diesem dritten Abend unseres Kennenlernens klar, dass Doris die Frau meines Lebens war, mit der ich Kinder bekommen und alt werden wollte. Nur durfte ich ihr das nicht allzu sehr zeigen, um sie nicht zu verschrecken.

Dieser dritte Abend verlief, wie viele andere danach, in harmonischer Zweisamkeit. Wir machten in den folgenden Tagen und Wochen zahlreiche Ausflüge und Doris begleitete mich auch bei mehreren Auftritten. Ich glaube schon, dass ihr mein Gesang gefiel, aber sie ließ sich dadurch nicht so sehr verzaubern wie andere Mädels in der Vergangenheit. Ein Fan oder Groupie war sie ganz bestimmt nicht. Blinde Begeisterung war völlig wider ihrer Natur. Wenn ich nach einem gelungenen Auftritt mal wieder zu sehr von mir eingenommen war, holte sie mich sehr schnell wieder auf den Boden der Tatsachen zurück.

Schon recht bald wurde ich ihren Eltern und Geschwistern vorgestellt. Ihr Vater Engelbert, ein sehr ruhiger, sanfter, aber auch sehr kluger Mann, wirkte auf mich auf Anhieb sympathisch. Er hatte einst Meteorologie studiert, war dann aber als Oberleutnant im Krieg und als Pilot in der Luftwaffe

eingesetzt worden. Nach den bitteren Erfahrungen des Kriegs hatte Engelbert kein Interesse mehr am Militär, obwohl er bei Gründung der Bundeswehr mit einem ansprechenden Gehalt als Hauptmann hätte eingestellt werden können. Dank seiner großen Sprachkenntnisse hatte er als Dolmetscher in der französischen Besatzungszeit gearbeitet, später war er im Inendienst der Deutschen Bahn beschäftigt – ein Job, der weit unter seinen intellektuellen Möglichkeiten lag, was Engelbert aber nicht groß zu stören schien. Er war stets höflich und trotz seiner großen Bildung kein bisschen eingebildet. Es war ein Genuss, mit ihm zu reden, während er seine langen „Windsor de Luxe“-Zigaretten qualmte. Nur beim Wetterbericht durfte man ihn, den alten Meteorologen, niemals stören. Dann zischte es „Pssssst, die Wetterkarte!“ – und alle im Raum waren sofort mucksmäuschenstill.

Mutter Hedi war sehr fleißig und verantwortungsbewusst. Sie kümmerte sich aufopferungsvoll um die Familie, wusste aber im Unterschied zu ihrem Mann nur sehr wenig mit Politik oder Kultur anzufangen. In dieser Hinsicht glich sie meiner Mutter. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass Hedi sehr verbittert war: Sie hatte einen Mann mit riesigem Potenzial geheiratet, vielleicht auch, um dem engen bäuerlichen Milieu im Hunsrück zu entfliehen. Letztlich hat es ihr begabter Mann aber nur zu einem kleinen Angestellten in der Bahndirektion gebracht. Vielleicht achtete sie auch deshalb so sehr darauf, dass ihre Töchter „gute Partien“ mitbekamen, was mich durchaus unter Druck setzte.

Schwester Monika kannte ich ja schon. Sie war einfach mitreißend in ihrem Temperament und ging häufig zusammen mit Doris und mir aus. Die andere Schwester Gudrun und ihren Mann Edgar, der als angehender Apotheker von Mutter Hedi besonders geschätzt wurde, erschienen mir am Anfang etwas hochnäsiger, aber das mag auch an meinen Minderwertigkeitskomplexen gelegen haben. Schon sehr bald zeigte sich, dass sie sehr großzügig waren. Und dann war da noch Johannes, ein

besonders aufgewecktes Kerlchen, das Nesthäkchen der Familie und Engelberts ganzer Stolz. Er hatte mit seinen neun Jahren schon alle Bände von Karl May gelesen und konnte für sein Alter erstaunlich gut Schach spielen. Ich schloss ihn schnell in mein Herz.

In den nachfolgenden Wochen war ich immer öfter „bei Schauders“ zu Besuch und die Beziehung zu Doris wurde zunehmend intensiver. Irgendwann war ich es leid, nachts allein in meinem Zimmer zu verbringen. Ich weiß nicht, was mich da geritten hat, aber irgendwann fragte ich Doris, ob ich nicht ein möbliertes Zimmer in ihrer Familienwohnung bekommen könnte. Doris war skeptisch wegen ihrer Mutter, doch dann meinte sie: „Fragen kann ich ja mal! Allerdings, mein Schatz: Wir sind nicht einmal verlobt...“ [Hierzu muss man wissen, dass zu diesem Zeitpunkt noch der „Kuppelparagraph“ in Deutschland galt, der das Überlassen von Räumen an unverheiratete Pärchen als „Förderung von Unzucht“ unter Strafe stellte. Engelbert, der zu klug war, um lammfromm sein zu können, hätte das vermutlich nicht weiter gestört, aber Hedi und ihre tieffromme Verwandtschaft aus dem Hunsrück hätten so etwas „Unsittliches“ niemals toleriert!]

Ich nutzte die Chance und ging in die Offensive: „Warum denn überhaupt verloben, mein Schatz? Lass uns doch gleich heiraten!“ Doris schaute mich entsetzt an: „Was?! Wir kennen uns noch keine drei Monate – und du sprichst schon von Heiraten?!“ „Ja! Ich möchte mit dir eine Familie gründen! Und zwar nicht erst in einem Jahr, sondern so schnell wie möglich! Ich habe es satt, allein zu wohnen!“ Mir war klar, dass ich Doris auf diese Weise böse unter Druck setzte. Aber verdammt noch mal: Warum wollte sie denn nicht einsehen, dass wir beide füreinander geschaffen waren?!

Nun ja, am Ende sah sie es ein: Im Mai 1966 feierten wir unsere Verlobung. Kurz darauf zog ich bei den Schauders in der Ruwererstraße ein. Als monatliche Miete zahlte ich 100 DM. Ich war überglücklich! Und doch zogen schon bald dunkle Wolken

am Horizont auf. Hedi war, wie gesagt, sehr interessiert daran, dass ihre Töchter gute, vor allem auch gebildete Männer mit entsprechenden Karrieremöglichkeiten heirateten. Ich hatte der Familie vorgeflunkert, ich hätte die „Mittlere Reife“. Vermutlich hatte Engelbert bei unseren Gesprächen schnell erkannt, dass ich wohl kaum die 10. Klasse abgeschlossen hatte. Aber ich bin mir sicher, dass er darüber nie ein Sterbenswörtchen verlor. Hedi und Gudrun waren aber misstrauisch. Und so durchwühlten sie meine Akten in meiner Abwesenheit, um herauszufinden, auf wen sich Doris da eingelassen hatte.

Dabei entdeckten sie die Unterlagen über meine abgebrochene Lehrzeit als Maler und Anstreicher. Kaum kam ich in der Wohnung an, bezeichneten sie mich als „Versager“, der nicht einmal eine Handwerkslehre mit Abschluss zustande brachte. Ich war wütend: Was konnte ich denn dafür, dass mein Vater mich nicht auf eine höhere Schule gehen ließ? Und hatte ich trotz dieser schlechten Startbedingungen nicht das Beste aus meinem Leben gemacht? Hatte ich nicht sogar in Köln bei weltberühmten Sängern studiert? Es entstand ein handfester Familienkrach, bei dem sich zwei Fronten bildeten: Auf der einen Seite Hedi, Gudrun und Monika, die sich über meine Lügen und mein angebliches Versagertum aufregten, auf meiner Seite Doris, Engelbert und der kleine Johannes, die meine Lage verstanden. Es ging damals wirklich sehr hoch her: Wir wurden allesamt handgreiflich, die Szene ähnelte einem Bud Spencer-Film!

Nach diesem teils körperlich ausgetragenen Streit ging Doris zu dem weinenden Johannes ins Zimmer und beruhigte den Jungen. Ich wollte noch am gleichen Abend ausziehen, aber Doris und Vater Engelbert bestanden darauf, dass ich wohnen bleiben sollte. Ich schlief kaum in dieser Nacht. Am anderen Morgen fuhr ich beizeiten los und machte meine Vertretertour. Beim SB-Geschäft Ewerhart in der Domänenstraße fragte ich das Personal beiläufig, ob sie vielleicht wüssten, ob irgendwo eine Wohnung zu vermieten wäre. Eine Verkäuferin meinte: „Im Avelertal 16 ist eine freie Wohnung oder zumindest ein großes Zimmer

frei!“ Ich fuhr sofort zu dieser Adresse und klingelte. Der Hausmeister machte auf. Er zeigte ein großes Zimmer mit Erker. Die Raufasertapete hing teilweise in Fetzen von der Wand. Im Erker standen ein Tisch und zwei Stühle, eine Kommode und ein Waschbecken. Die Schlafzimmerabteilung mit Doppelbett und Kommode sowie Doppelspind befanden sich mitten im Raum. Der Hausmeister meinte: „Wenn Sie sie selbst anstreichen oder tapezieren, brauchen Sie für einen Monat keine Miete zahlen! Material und Farben müssten sie aber selber kaufen.“ Ich sagte sofort zu.

Ich holte Doris an diesem Tag Punkt 17.00 Uhr in ihrem Betrieb ab und hielt ihr meinen neuen Mietvertrag hin. Sie staunte nicht schlecht und gab mir einen Kuss. Gemeinsam fuhren wir in unsere neue Liebeslaube mit Erker. Doris gefiel das große Zimmer. „Wenn ich hier renoviert habe, ist das ein Schmuckkästchen, glaub mir!“, sagte ich. Das Zimmer hatte ungefähr 30 Quadratmeter. Als Doris am nächsten Abend mit dem Fahrrad kam, war ich fast fertig mit dem Tapezieren. Am anderen Morgen hatte ich bis 11.00 Uhr dann alle Tapeten hängen. Die Farben sprach ich mit Doris ab: Die Decke im Elfenbein, über den Betten blau, die übrigen Wandflächen im zartrosa, der Erker fast zitronengelb. Es wurde ein sehr buntes, schönes Zimmer. Der Hausmeister kam einige Tage nachschauen und schüttelte wohlwollend den Kopf; „Gelernt ist gelernt!“. „Jaja“, dachte ich mir, „ganz verkehrt war es doch nicht, Ahnung von diesem Beruf zu haben.“

In unserer ersten Nacht in der neuen Wohnung schmiedeten wir Zukunftspläne. Wir sprachen vom Heiraten, sobald wie möglich. Ich wollte es schon in diesem Monat, im Juni. Doris aber ging das alles zu schnell. „Ich liebe dich, Horst“, sagte sie, „aber lass uns noch etwas warten, bis wir das Geld dafür zusammen haben.“ „Was hat das denn mit Geld zu tun?“, fragte ich. „Doris, ich möchte dich bis Ende Juni standesamtlich heiraten. Die kirchliche Heirat mit allem Drum und Dran kann dann im Juli erfolgen. Es gibt keinen Grund, das aufzuschieben! Doris,

wenn du mich liebst, dann lass uns nächste Woche unser Aufgebot beim Standesamt bestellen!“

Und genau so machten wir es. Alles ging im Sauseschritt. Das Aufgebot hing, der Termin war klar, am 23. Juni wurde standesamtlich geheiratet! Mit der Familie Schauder hatte sich inzwischen alles wieder eingerenkt. Wir ließen auf die Schnelle Einladungskarten drucken. Ich hatte noch etwas Geld auf der Bank, aber Doris hatte wesentlich mehr gespart. Sie konnte auch mit Geld sehr viel besser umgehen als ich, der bis dahin meist von der Hand in den Mund gelebt hatte. Wenn ich viel verdient hatte, hatte ich es in der Regel ebenso schnell wieder verprasst. Das wurde nun anders. Doris übernahm in finanziellen Dingen das Reglement und das war sicherlich nicht die schlechteste Entscheidung.

Wir hatten die ganze Familie zur Hochzeit eingeladen. Der schwierigste Part war dabei der Gang zu meinem Vater nach Heiligkreuz. Als er Doris und mich erblickte, wirkte es, als hätte er ein Gespenst gesehen. Er fing sich aber schnell und fragte in seinem immer etwas sarkastischen Tonfall: „Hat der verlorene Sohn seine Heimat vermisst oder vielleicht sogar ein bisschen auch seinen Vater?“ Ich entschloss mich, nicht direkt darauf zu antworten. Stattdessen sagte ich: „Papa, Ich möchte dir meine Frau Doris vorstellen. Wir wollten dich zu unserer kirchlichen Hochzeit im Juli einladen!“ Er lächelte und ließ uns ins Haus. Es war, wie immer, perfekt aufgeräumt, da lagen keine Sachen herum, mein Vater hatte Ordnung. Auch in meinem alten Mansardenzimmer war das Bett mit einer Tagesdecke versehen. Vater fragte: „Hast du deine verehrte Tante Sanni und Onkel Hein auch eingeladen?“ „Selbstverständlich, Papa!“ Er reagierte sauer: „Dann brauchst du mit meiner Anwesenheit nicht zu rechnen!“ „Wirklich? Überlege es dir noch mal! Ich habe vor, nur einmal zu heiraten!“ „Naja, mal sehen“, sagte er. Es war unser erstes Gespräch seit langer Zeit. Es hätte besser, aber auch viel schlimmer laufen können.

Dann kam der große Tag: Doris hatte sich ein schönes wei-

ßes Brautkleid bei Hettlage ausgesucht, ich hatte mir einen dunkelblauen Anzug bei der „Blauen Hand“ gekauft. Am Samstag, dem 16. Juli 1966, heirateten wir kirchlich in der Pfarrkirche St. Ambrosius. Monika, eine gute Friseurin, schnippte noch frühmorgens an Doris' Frisur herum. Um 10.00 Uhr war das Brautamt. Trauzeugen waren meine Schwester Gabi und mein Schwiegervater Engelbert, die unser Hochzeitsbänkchen links und rechts flankierten. Wir waren ziemlich aufgereggt. Vor der Messe wäre ich fast die vier Stufen zur Haustür heruntergeplumpst, wenn mich nicht noch jemand am Arm festgehalten hätte. Theo Schauder, ein Bruder von Engelbert, der als Lehrer in Ravengiersburg tätig war, machte als guter Hobbyfotograf viele schöne Hochzeitsbilder.

Nach der Messe, ich traute meinen Augen nicht, stand der dicke Mercedes von Onkel Hans vor dem Eingang. Während Theo noch ein paar Bilder von der Festgemeinde machte, sah ich meinen Vater gerade ins Auto einsteigen. Ich lief zu ihm hin, um ihn zu begrüßen. Mein Vater machte keine Anstalten, aus dem Auto auszusteigen. Er überreichte stattdessen ein Kuvert über das Wagenfenster: „Schönen Gruß und herzlichen Glückwunsch auch an deine Frau! Du weißt ja, dass ich nicht zur Hochzeitsfeier komme. Mach's gut, Horst!“ Ich war sprachlos: Mein Vater, der alte Sturkopf, konnte sich nicht einmal dazu überwinden, an der Hochzeitsfeier seines Sohnes teilzunehmen! Was war das bloß für ein Mensch?!

Doris und ich stiegen in den großen BMW von Waldemar ein, der sich kürzlich als Hoch- und Tiefbau-Ingenieur selbstständig gemacht hatte, und wir fuhren zur Schauder-Wohnung in der Ruwererstraße. Zwei Freundinnen von Hedi hatten das Hochzeitsessen vorbereitet. Es war ein leckeres 4-Gang-Menü mit Markklößchen Suppe, Feldsalat mit gerösteten Brotkrümeln und Mandeln, Rinderschmorbraten und Salzkartoffeln. Zum Nachtschiff gab es einen bunten Obstsalat mit Sahne. Schwiegermutter Hedi hatte alles bestens organisiert, das war ihre Stärke, man konnte sich stets auf sie verlassen.

Nachdem die letzten Gäste abgereist waren, fuhren wir in unsere Wohnung im Avelertal. Dort zur späten Stunde angekommen, zogen wir uns aus und legten uns glücklich und zufrieden ins Bett. Wir sprachen von den letzten Stunden, Doris war müde, ich eher das Gegenteil. Gerade wollte ich mich zu ihr umdrehen und zärtlich werden, da krachte es fürchterlich! Das Fußende des Doppelbettes war im Scharnier abgerissen. Doris lachte los. Wir standen auf, machten Licht an und sahen das Malheur. So spät in der Nacht wollten wir nicht noch die Matratzen auf den Boden legen und umräumen. Also schliefen wir in der halbsenkrechten Bettposition ein. Da wir Angst hatten, dass auch noch das Oberteil des Bettes herunterkrachte, lagen wir in unserer Hochzeitsnacht fast regungslos nebeneinander!

An Morgen klingelte es bei uns. Ich war noch in Unterhose und Pyjamajacke, Doris nur leicht bekleidet. Der Hausmeister stand in der Tür und fragte: „Was ist denn bei Euch passiert? Gegen 1.00 Uhr früh gab es einen lauten Krach, als wenn ein Schrank umgefallen wäre!“ „Das Bett ist zusammengekracht, Herr Welter“, sagte ich. Wir hatten gestern unsere Hochzeit. Aber bei diesem Bett, war es unmöglich, die Braut zu beglücken!“ Doris lief ein wenig rot an, der Hausmeister aber grinste: „Na dann nachträglich herzlichen Glückwunsch! Ich werde mal schauen, ob man an dem Bett noch etwas machen kann!“ Und tatsächlich: Als wir am Abend nach unserem Besuch bei Engelbert und Hedi wieder in unserer Wohnung eintrafen, war das Bett wieder in Ordnung, so dass wir unsere Hochzeitsnacht unter weit besseren Bedingungen nachholen konnten...

Geteilte Freude, geteiltes Leid

Seit Juli verdiente ich 1.200 DM brutto plus 12 DM Spesen am Tag. Das war ein schönes Gehalt im Verhältnis zu anderen in der Markenartikelbranche. Sollte man damit nicht auch eine größere Wohnung finanzieren können? Jedenfalls wurde es uns in dem möblierten Zimmer im Avelertal allmählich zu eng. Im September hörte ich auf einer Verkaufstour durchs Ruwertal zufällig, dass eine schöne große Wohnung im Weinort Waldrach frei wäre. Damit mir niemand zuvorkommt, fuhr ich auf direktem Weg zu Frau Riebartsch, der Hausbesitzerin, in die Triererstraße 35. Dort erfuhr ich, dass die fast 100 qm große Wohnung 230 DM im Monat kosten sollte: Große Küche, schöner Balkon, die Ruwer floss im Hintergrund mit einem leisen Rauschen vorbei. Mir gefiel die Wohnung auf Anhieb. Also unterschrieb ich kurzerhand den Mietvertrag und fuhr, da Doris noch auf der Arbeit war, zu meiner Schwiegermutter, um ihr die freudige Nachricht mitzuteilen. Hedi freute sich mit mir, fragte aber auch, ob wir denn das Geld hätten, um eine so große Wohnung von fast 100 qm einzurichten.

Verdammt, diese Überlegung hatte ich gar nicht angestellt! Ich fragte mich, ob mir mein Vater vielleicht etwas Geld vorstrecken würde. Immerhin würde er mit seinem abbezahlten Haus sehr leicht einen Kredit bekommen. Ich holte Doris ab. Sie war glücklich darüber, dass ich endlich eine vernünftige Wohnung gefunden hatte. Wir fuhren direkt nach Waldrach zu Frau Riebartsch und ließen uns von ihr den Schlüssel zur Wohnung aushändigen. Auch Doris war von der Größe und Lage der Wohnung begeistert. Vom Balkon hatten wir einen schönen Blick ins Ruwertal, sattes Grün, unverbaubare Aussicht, frische Luft und ein schönes Grundstück, ein Ort, an dem vielleicht einmal unsere Kinder frei und ungehemmt aufwachsen konnten.

Aber noch wollten wir keinen Nachwuchs, sondern etwas Geld ansparen, um uns vernünftig einzurichten. Am nächsten

verkaufsoffenen Samstag gingen wir zum Kaufhof in die Möbelaufteilung. Ein Verkaufsberater ging mit uns durch die einzelnen Abteilungen. Da wir außer einem Kühlschrank fast nichts besaßen, mussten wir uns vieles neu anschaffen: eine Küche mit Elektroofen, einen Tisch mit vier Stühlen, einen Wohnzimmerschrank, eine Vierer-Couch mit Sessel, einen ausklappbaren Esstisch, ein Schlafzimmer mit Doppelbett inklusive Matratzen, einen Kleiderschrank, zwei Nachttische und zwei Kommoden für Schuhe, Strümpfe und Schuhputzzeug und noch vieles andere mehr. Der Verkäufer rechnete alle ausgesuchten Teile zusammen – und kam auf eine Summe von über 20.000 DM! Wie, um alles in der Welt, sollten wir das nur finanzieren – vor allem die 15-prozentige Anzahlung? 3.000 DM waren für uns damals unglaublich viel Geld!

Wir brauchten jemanden, der für unseren Kredit bürgte, und noch jemanden, der uns 3.000 DM in bar vorstreckte! Etwas geknickt gingen wir mit den Kaufhof-Unterlagen zu Doris' Eltern. Gudrun war an diesem Samstag allein zu Besuch, Monika und Johannes, sowie Vater Engelbert saßen im Wohnzimmer und guckten Fernsehen. Engelbert rauchte wie immer seine Windsor de Luxe. Wir berieten, wie wir das finanziell stemmen konnten. Gudrun meinte, dass sie die 3.000 DM von ihrem Sparbuch leihen könne und wir es ihr in Raten zurückzahlen könnten. Das war mehr als großzügig, gerade auch, wenn man bedachte, dass ich mich gegenüber Gudrun und Edgar nicht immer so nett verhalten hatte! Engelbert wollte sogar bürgen, wenn wir nicht zahlen könnten. Das ging mir zu weit, ich war den Tränen nahe. Soviel Solidarität und Familiensinn war ich von zuhause einfach nicht gewöhnt!

Als wollte ich die Probe aufs Exempel machen, fuhr ich zu meinem Vater nach Hause. Als ich ihm erklärte, was wir vorhatten, reagierte er leider wie erwartet: „Kommt gar nicht in Frage! Hättest dein Geld halt sparen sollen! Hast doch die letzten Jahre mehr verdient als ich auf der Bahn! Du kannst mit Geld einfach nicht umgehen, wie seinerzeit auch deine Oma Rauen.

Also: Ich mache wegen dir ganz bestimmt keine Schulden! Das Risiko ist mir zu hoch!“ „Ich wusste, dass ich bei dir auf taube Ohren stoßen werde“, sagte ich. „Schauders, die nur wenig Geld haben, und kein Haus wie Du, haben sich sofort angeboten, uns zu helfen. Ich schäme mich deinetwegen und werde dich nie mehr um irgendetwas bitten!“ Ich wandte mich ab zum Gehen: „Du kannst meinetwegen ersticken an deinem Geld!“

Alma, die neue Freundin meines Vaters, die ich auf Anhieb sympathisch fand, kam mir hinterher und versuchte mich zu beruhigen: „Dein Vater ist nicht so streng, wie er tut! Letzten Endes ist er sogar stolz auf dich und zeigt mir immer die Zeilen, wenn du in der Zeitung stehst! Weißt du, ich rede noch mal mit ihm.“ „Danke, das ist nicht mehr nötig!“, antwortete ich. Ich fuhr zurück zur Ruwernerstraße und berichtete von der Unterredung mit meinem Vater. Engelbert sagte uns zu, die Bürgerschaft zu übernehmen. Ich rechnete ihm vor, dass wir es schaffen würden, die Raten zurückzuzahlen. Da war zu einem mein Gehalt von 1200 DM und zum anderen Doris' Gehalt von knapp 600 DM. Außerdem hatte ich noch Nebenverdienste durch Gesangsauftritte sowie mein Engagement im Trierer Theater, wo ich als Chorsänger mit Solo-Einlagen in fast jeder Oper-, Operetten- oder Musicalaufführung mitwirkte. Gudrun bestätigte nochmals, uns die 3000 DM für die Anzahlung zu leihen, die wir in 20 Monatsraten zu 150 DM zurückzahlen würden.

Ich bin der Familie Schauder ewig dankbar, dass sie mich aufgenommen und auch so wunderbar unterstützt hat, obwohl ich es den anderen Familienmitgliedern am Anfang sicherlich nicht leicht gemacht hatte. Und unser Tempo war ja auch beachtlich: Innerhalb von vier Monaten vom Kennenlernen bis zur Verlobung, dann der heftige Familienstreit mit Auszug aus der Wohnung und einen Monat später bereits die Hochzeit! Das hätten wahrscheinlich nicht viele Familien so gut hinbekommen!

Wir lebten also glücklich und zufrieden in unserem neuen Zuhause in Waldrach. Die Zukunft schien einfach großartig zu werden, dann aber ereignete sich ein schrecklicher Schicksals-

schlag, der die Familienidylle wie aus heiterem Himmel zerstörte: Am 30. September 1966 wurde der liebe, kluge, gewitzte 10-jährige Johannes beim Überqueren der Straße mit seinem Fahrrad von einem entgegenkommenden, viel zu schnell fahrenden Autofahrer erfasst und meterweit übers Auto geschleudert. Die Diagnose stand im Brüderkrankenhaus schnell fest: Doppelter Schädelbasisbruch und schwere innere Verletzungen. Mutter Hedi bekam die Mitteilung von der Polizei und eilte mit Doris sofort ins Krankenhaus. Engelbert, Monika und ich kamen wenig später dazu, zuletzt auch Gudrun und Edgar, die gerade braungebrannt aus ihrem Urlaub in Bulgarien eingetroffen waren.

Ein großer, älterer Pfleger und Bruder des Ordens, betete am Krankenbett von Johannes. Wir standen allesamt unter Schock! Äußerlich konnte man kaum etwas erkennen. Johannes sah aus, als würde er nur schlafen. Es war schwer, dabei zuzusehen, wie ein so junger Mensch, ein so lieber Junge, an Apparate angeschlossen, sein Leben von Minute zu Minute aushauchte. Am gleichen Tage, gegen Abend, verstarb mein kleiner Schwager Johannes. Wir waren alle tief traurig, am schwersten nahm es aber wohl Engelbert auf, sein einziger Junge war gestorben. Auch Hedi war gebrochen, aber sie gab sich stark. Auch wenn sie nur sehr wenig aß, umsorgte sie ihre Familie weiterhin mit all ihrer Kraft.

Die nachfolgenden Wochen waren für alle schwer, auch für Doris. Ich glaube, dass vor allem Engelbert und Hedi den Verlust ihres Sohnes nie wirklich verarbeiten konnten. Der 30. September galt von nun an als der große Unglückstag in der Familie. Engelbert meinte des Öfteren, dass er ebenfalls an einem 30. September sterben wolle, dem Todestag seines Sohnes. Das nahm wohl niemand so ganz ernst. Als er dann aber einige Jahre später im Krankenhaus seiner langjährigen Krebserkrankung erlag, geschah dies tatsächlich an einem 30. September! Offenbar hatte er es gerade noch so lange ausgehalten, bis dieses Datum gekommen war.

Anfang 1967 lastete der Unfall noch immer schwer auf allen. Doch dann stellte Doris fest, dass sie schwanger war. Ein Hoffnungsschimmer, der die Stimmung in der Familie zumindest ein wenig verbesserte. Wir freuten uns auf unser erstes Kind. Im September 1967, fast ein Jahr nach dem tragischen Tod von Johannes, war es so weit: Doris' Wehen wurden stärker und erfolgten in immer kürzeren Abständen. Wir fuhren in die Klinik, wo nach einigen Stunden unser kleiner Sohn Michael mithilfe einer Saugglocke zur Welt kam. Ich war nicht mit im Kreißsaal, konnte aber Minuten später meinen Erstgeborenen frisch gesäubert in den Armen halten. Es war ein hübsches Kind mit einem leicht rötlichen Fleck im Genick, der noch von der Saugglocke herrührte.

Ich besuchte täglich Frau und Sohn, jetzt waren wir eine vollkommene Familie! Wie glücklich war ich, als wir drei die Klinik verlassen durften und nach Waldrach in unsere Wohnung fahren konnten. Wir gingen in diesen Wochen viel mit dem Kinderwagen spazieren. Anfang Oktober ließen wir Michael in Waldrach taufen. Zur Feier kam selbst mein Vater. Seinen ersten Enkel wollte er sich offenbar doch nicht entgehen lassen!

Michael war nicht zuletzt auch Opa Engelberts Liebling, der ihm ein wenig dabei half, über den Verlust seines Sohnes Johannes hinwegzukommen. Auch Oma Hedi kümmerte sich liebevoll um Michael, während Doris noch arbeitete. Er war ein äußerst liebes und braves Kind, das ständig lächelte, der Schwarm der ganzen Familie. Seine ersten tapsigen Schritte im Nells Park habe ich mit einer Super 8-Schmalfilmkamera festgehalten.

Neben der Arbeit und der Familie sang ich in dieser Zeit viel im Theater, machte Tanzmusik mit den „Ruwertal-Boys“, aber auch den einen oder anderen Liederabend mit Kunstliedern von Schubert, Beethoven und Schumann sowie einzelnen Opernarien. Bei einem dieser Liederabende, ich wurde von dem grandiosen jungen Pianisten Karl Heinz Barthel begleitet, war zu meiner Überraschung neben meiner Schwester Gabi auch mein Vater anwesend. Der Höhepunkt des Programms war die Arie

des Don Pizarro aus Fidelio, bei der wir von einem hervorragenden Chor unterstützt wurden. Ich spielte die Szene des Pizarro mit entsprechender Mimik und Gestik: „Ha, welch ein Augenblick, die Rache werd' ich kühlen, dich, dich... rufet mein Geschick, in deinem Herzen wühlen... oh Wonne, großes Glück!“ Nach der Arie verhielt sich das Publikum lange schweigend, um dann begeistert zu klatschen. Es war ein voller Erfolg, der auch meinem Vater zu imponieren schien. Nach dem Konzert sagte er zu Doris: „Ich wusste wirklich nicht, dass Horst so gut singen kann! Ich habe es einfach versäumt, dies zu akzeptieren und zu fördern!“

Leider kam diese Einsicht ein wenig zu spät! Aber er hatte eben diese künstlerische Ader nicht. Eigentlich hatte sie niemand in meiner näheren Verwandtschaft. Der Einzige, der sich wirklich für Musik zu interessieren schien, war mein Schwiegervater Engelbert, mit dem ich im August 1968 dann auch eine ausgedehnte Konzerttournee durch Frankreich unternahm. Der 1. Kapellmeister des Theaters Trier, Nicolasz Blitznakow, hatte mich gefragt, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm und einigen ausgesuchten Mitgliedern des Musiktheaters eine Tour durch die Schweiz und Südfrankreich mit der „Neunten“ von Beethoven zu machen. Das Gürzenich-Orchester unter Leitung des großen Dirigenten Rafael Kubelik, der Kölner-Rundfunkchor und Solisten der Rheinoper Düsseldorf waren dafür bereits engagiert und sollten durch einige zusätzliche Sängerinnen und Sänger verstärkt werden. Ich dachte dabei sofort auch an Engelbert, dem es sicherlich gut tun würde, nach der schrecklichen Tragödie mit Johannes etwas völlig anderes zu erleben. Die Sache hatte nur einen Haken: Engelbert war zwar musikalisch gebildet, aber kein wirklich guter Sänger! Aber es gelang uns doch irgendwie, ihn in den Chor hineinzuschmuggeln. Und so erlebten wir gemeinsam eine großartige Konzerttour, die uns beide noch enger zusammenbrachte.

1969, am Fastnachtsamstag, heiratete Gudrun ihren Edgar. Ich sang im Brautamt zu St. Ambrosius das „Ave Maria“

zur Trauung und bei der Kommunion das „Ave Verum“. Einige Monate später stellte Doris fest, dass sie erneut schwanger war. Wir freuten uns sehr auf unser zweites Kind. Allerdings wollte Doris nicht länger in Waldrach wohnen, sondern wieder zurück in die Stadt ziehen. Durch Zufall erfuhr ich, dass in der Olewigerstraße 165 eine gerade fertiggestellte Wohnung bei der Familie Schieben zu vermieten war. Sie gefiel uns auf Anhieb. Am 15. Dezember 1969 zogen wir nach Olewig um. Die Vermieter und Mieter im Haus waren allesamt nett. Es waren junge Familien mit kleinen Kindern, also perfekte Spielkameraden für unseren Sonnenschein Michael, der inzwischen fast zweieinhalb Jahre alt war und mir oft beim Klavierspielen zuhörte oder selbst herumklimperte. Der Hof, von den Kleinen nur „Fahrt“ genannt, weil man da mit den Dreirädern und Kettcars so schön runterrassen konnte, war ein Tummelplatz für die Kinder und auch die dazugehörige Bolzwiese, die bis zum Olewiger Bach reichte, waren für die Mieter und deren Kinder ein schöner Freizeitplatz.

Der Juni kam und es roch nach den frühen Äpfeln in Schiebens Garten. Doris war jetzt hochschwanger und wir freuten uns, dass sie dieses Mal ein Mädchen unter ihrem Herzen trug. Den Namen durfte Doris aussuchen: Sie entschied sich für Kerstin. Kerstins Geburt verlief allerdings schwierig. Es war eine Steißlage, weshalb Doris lange im Kreißsaal lag und wir nicht wussten, ob unsere Tochter auf normalem Wege oder per Kaiserschnitt zur Welt kommen würde. Dann aber ging es plötzlich ganz schnell. Die Hebamme versuchte noch, das Kind zu drehen, aber letztlich kam die Kleine, wie ihr Erzeuger, 30 Jahre zuvor, mit den Füßen zuerst auf die Welt. Es war ein ausgesprochen hübsches Kind, das sich auch gleich lautstark bemerkbar machte.

Während Doris und Kerstin im Krankenhaus waren, hatte ich Michael zu versorgen. In dieser Zeit besuchten wir auch Tante Sanni und Onkel Hein. Beim Abschied an der Etagentür geschah mir ein Missgeschick, das böse hätte enden können: Ich hielt Michael auf dem Arm und winkte meinem Tantchen,

übersah dabei aber die erste, frisch eingewachste und perfekt gebohnerte Treppenstufe. Plötzlich rutschte ich mit Klein Michael auf dem Arm, der sich fest an mich presste, die gesamten Treppenstufen in Rückenlage von der zweiten Etage bis zum Erdgeschoss hinunter! Tante Sanni begleitete diesen Treppenflug mit entsetztem Geschrei. Unten angekommen, schaute Klein-Michi in mein schmerzverzerrtes Gesicht und meinte: „Papa, net noch ma so rutschen, war net so schööön!“ „Nein, mein Junge!“ stöhnte ich. „Papa hat es auch nicht gefallen!“ Tante Sanni kam trotz ihres fortgeschrittenen Alters und trotz der rutschigen Treppe in Windeseile heruntergelaufen und atmete erleichtert durch: „Gott sei Dank ist dem Jungen nichts passiert! Das hätte tödlich enden können!“ Ich lag noch auf dem Boden und hielt den Kleinen in die Höhe. Nur mühsam konnte ich mich aufrichten, meine Beine, mein Rücken, mein Hintern, alles schmerzte fürchterlich. Wenige Tage später, ich konnte kaum sitzen, fuhren wir zwei ins Marien-Krankenhaus, um Doris und die kleine Kerstin abzuholen. Die Kleine roch babyduftmäßig gut, aber sie schrie auch hin und wieder, was Michael gar nicht zu gefallen schien: „Bringt das wieder zurück! Ich mag das nicht!“, sagte er. Kerstin wehrte sich und schrie gleich noch einmal in den höchsten Stimmlagen. Michi hielt sich die Öhrchen zu, aber bald darauf beruhigte sich die Kleine wieder. In Olewig stellten wir dann bald eine kleine Verhaltensauffälligkeit bei Michael fest: Eigentlich war er schon sauber, aber als er sah, dass sich seine Mama mehr um sein Schwesterchen kümmern musste, machte er wieder in die Hose. Er war offensichtlich auf sein Schwesterchen eifersüchtig und buhlte um die Aufmerksamkeit seiner Mutter. Nach einer kurzen Zeit legte sich dieses Verhalten aber wieder und die beiden entwickelten ein ausgesprochen gutes Geschwisterverhältnis.

Michael und Kerstin machten uns viel Freude, wenn auch Kerstin oft lautstark schrie, wenn ihr mal was nicht passte, aber genauso lieb konnte sie auch sein. Mit 11 Monaten konnte sie schon laufen, jetzt musste man schon aufpassen, dass sie nicht

die Flurtreppen hinunterfiel. Michael war eher vorsichtig und ich schärfte ihm als dem älteren Bruder ein, ab und zu mal auf Kerstin aufzupassen und beim Spielen etwas mehr Rücksicht zu nehmen. Im Grunde war das aber gar nicht erforderlich, denn die Kleine konnte sich schon alleine sehr gut durchsetzen. So wollte Kerstin oft lieber mit Michaels Sachen spielen als mit ihren eigenen – und das gelang ihr in der Regel auch. Nachts kamen beide immer in unsere Betten gekrabbelt. Später veranstaltete ich mit ihnen oft, während Doris das Frühstück zubereitete, eine Betten-Olympiade. Es ging darum, wer den akkuratesten, technisch saubersten Purzelbaum im Bett hinlegen konnte. Meistens gewann Kerstin. Sie überschlug sich und landete mit den Beinen kerzengerade in unserer olympischen Betten-Disziplin, bei Michael war das in der Regel eine ziemlich krumme Angelegenheit.

Nachdem Doris Michael und Kerstin geboren hatte, konnten sich auch ihre Schwestern über gesunden Nachwuchs freuen. Gudrun brachte ihre Töchter Katja und Heike zur Welt, Monika ihren Sohn Karsten. Die Kinder waren allesamt goldig und entwickelten sich prächtig, aber es fiel auf, dass Oma Hedi sie leider sehr ungleich behandelte. Vor allem dem süßen kleinen Karsten schenkte sie nicht die gleiche Liebe wie den anderen Enkelkindern, was ich unmöglich fand. Der Grund dafür war offensichtlich: Monikas Mann Hans war zuvor schon einmal verheiratet gewesen und hatte in erster Ehe bereits Kinder. Ein geschiedener und wiederverheirateter Mann widersprach völlig den religiösen Vorstellungen, die Hedi im Hunsrück eingetrichtert bekommen hatte. Über diesen Schatten konnte sie tragischerweise niemals springen. Engelbert war da ganz anders und hielt zu Monika. Ich habe oft mit Doris über diese Ungerechtigkeit gesprochen. Es hat mich geschmerzt, dies mit ansehen zu müssen. Hans und Monika waren fleißig, mussten sparen und kamen, ähnlich wie wir, erst nach Jahren zu Wohlstand. Sie hätten es verdient, von Hedi besser behandelt zu werden – und Karsten allemal, denn der Kleine hatte nun wahrlich nichts verbrochen!

Ein beschwerlicher Aufstieg

1973 wurde mir von der Köllnflocken-Direktion, die es vermutlich längst abgeschrieben hatte, ein Schulzeugnis von mir zu bekommen, ein äußerst attraktives Angebot gemacht: Da ich ein „Mann für höhere Aufgaben“ sei, wollte man mir den Posten des Verkaufsleiters für Berlin geben. Dies bedeutete satte 1.000 DM mehr im Monat als bisher, mein Dienstwagen sollte kein Kadett-Caravan mehr sein, sondern ein Mercedes 250. Mir schwirrte der Kopf, ich begann fast abzuheben. So viel Geld verdiente Anfang der 1970er Jahre vielleicht ein hoher Beamter, aber kein normaler Angestellter. Klar würde ich da unterschreiben – auch wenn ich wusste, dass mir und wohl auch Doris der Abschied von Trier schwerfallen würde. Wir sprachen lange darüber, auch mit Monika und Hans.

Anfang April unterschrieb ich den Vertrag. Einen Tag vor meiner Abreise wurde Doris ohnmächtig. Ob es am Trennungsschmerz lag, an der Angst vor dem Ungewissen, oder ob der Zusammenbruch körperliche Gründe hatte, wussten wir nicht. Auf jeden Fall hatte Doris hyperventiliert und musste von unserer Hausärztin Dr. Beate Danz mit einer Plastikhaube wieder ans normale Atmen gewöhnt werden. Mit dieser Angst war ich dann auch unterwegs zum Werk nach Elmshorn, wo ich eine Besprechung hatte, bevor es weiter nach Berlin ging.

Schon die Transitstrecke durch das Hoheitsgebiet der DDR setzte mir zu. Wir wurden von der Grenzpolizei schikaniert, weil wir angeblich zu schnell gefahren waren, was nicht stimmte. Aber Widerspruch wurde nicht geduldet. Ich musste mich fügen. Und diesen Shit sollte ich in nächster Zeit bei jedem Grenzübergang erdulden, wenn ich meine Familie an einem verlängerten Wochenende oder beim Urlaub in Trier besuchen wollte?! Fliegen kam für mich nicht in Frage, da ich unter Flugangst litt, vor allem bei Kurzstrecken.

Dann aber erreichten wir endlich West-Berlin! Der Kudamm

machte schon gewaltigen Eindruck auf mich. Ja, hier in dieser Weltstadt war die Kultur wirklich zu Hause! Hier könnte ich auch vielleicht meinen künstlerischen Ambitionen besser nachgehen als im Provinznest Trier! Als ich das großzügige Appartement sah, das Köllnflocken für mich angemietet hatte, war ich mit dem geplanten Umzug nach Berlin wieder vollends einverstanden. Ich war guten Mutes, dass wir als Familie auch hier in Berlin glücklich werden könnten.

Doch das änderte sich schon am nächsten Tag. Ein Berliner Köllnflocken-Vertreter namens Conrad war dazu auserkoren worden, mir die Stadt zu zeigen. Während wir im Auto fuhren, erzählte er mir, wie unfassbar hoch die Kriminalitätsrate in Berlin sei und dass man es kaum schaffen würde, eine gescheite, bezahlbare Wohnung für eine Familie zu finden, geschweige denn eine vernünftige Schule, in der die Kinder ordentlich lernen könnten. Irgendwie schaffte der Mann es auch, dass wir ständig in den schäbigsten, widerlichsten Gegenden von Berlin landeten und alle paar Kilometer vor der Mauer standen. Leider wusste ich nicht, dass dieser nette Herr Conrad selbst scharf auf meinen gut dotierten Posten war und sich offenbar vorgenommen hatte, mir diese Stadt nach allen Regeln der psychologischen Kriegsführung madig zu machen.

Und das gelang ihm bestens: Schon nach vier Tagen hatte ich die Nase gestrichen voll. Berlin erschien mir nicht nur als ein finsterer Moloch, sondern auch als ein einzigartiges großes Gefängnis. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass meine Kinder unter solch schrecklichen Bedingungen aufwachsen, und wollte so schnell wie möglich wieder zurück nach Trier zu meiner Familie. Nur hatte ich den Arbeitsvertrag ja bereits unterschrieben! Also fuhr ich schnurstracks zur Köllnflocken-Zentrale nach Elmshorn, um die Sache zu klären. Dort verstand man überhaupt nicht, warum ich mir eine solch große Chance entgehen lassen wollte. Zum Glück wurde mir nach diesem Vertragsbruch nicht fristlos gekündigt, stattdessen wurde bloß mein Vertrag auf das vormalige geringere Niveau zurück-

gestuft. Nichts war es also mit der saftigen Gehaltserhöhung und dem schönen Mercedes-Dienstwagen! Aber das machte mir nicht allzu viel aus! Ich war einfach nur glücklich, als ich meine Frau und meine Kinder in der gewohnten Trierer Umgebung wieder in die Arme schließen konnte.

Wir erlebten einen schönen Sommer 1973, aber mir war natürlich klar, dass ich bei der Firma Köllnflocken von nun an keinen Blumentopf mehr gewinnen konnte. Wir mussten also nach anderen Möglichkeiten suchen, um uns finanziell besser aufstellen zu können. Eines Tages besuchte ich bei meiner Vertreter-tour das Spar-Geschäft Josef Thome in Trier-West. Jupp erzählte mir, dass er den gutgehenden Laden bald aufgeben werde, da seine Frau krank sei. Ob ich nicht vielleicht Interesse hätte, das Geschäft zu übernehmen?

Ich war von der Idee sofort begeistert, Doris aber wegen des Risikos skeptisch. Wir entwickelten einen etwas verwegenen Plan: Doris würde den Laden als Inhaberin führen, ich aber wegen des sicheren Gehalts weiterhin bei Köllnflocken angestellt bleiben. Meine Idee war es, meine Vertreterbesuche auf das kleinste vertretbare Minimum herunterzuschrauben und dafür im Laden auszuhelfen. Das Problem war: Was sollten wir während der Geschäftszeiten mit unseren beiden Kindern machen? Würden Oma Hedi und Opa Engelbert in der Übergangszeit für uns einspringen und die Kinderbetreuung übernehmen? Ja, sie waren tatsächlich dazu bereit! Auch Oma Alma, die neue Frau meines Vaters, versprach, Michael und Kerstin gelegentlich abzuholen und Ausflüge mit ihnen zu unternehmen.

Anfang Januar 1974 eröffnete SPAR-Schmidt seine Pforten. Es gab einen Riesenansturm und wir waren froh, dass wir die zwei Verkäuferinnen des alten Ladens übernommen hatten. Die Kasse klingelte, die Getränke gingen weg, am Ende hatten wir am ersten Tag 3000 DM Umsatz gemacht. Doris hatte das ganze Einkaufs- und Verkaufssystem des Einzelhandels schon in ein paar Tagen verstanden, obwohl eine Einführung von 4 Wochen vorgesehen war. Die Milchprüfung hatte sie mit der Gesamtnote

1 bei der Industrie- und Handelskammer abgelegt. Worauf es bei der Haltung der Frischwaren ankam, brachte mir Doris bei. Wir arbeiteten Hand in Hand, nach einer Woche waren wir als Team perfekt. Doris machte die Buchführung und den Kassenbericht. Ich übernahm den Einkauf bei Sonderrabatten.

Inzwischen hatten sich draußen auf unserem Parkplatz einige Saufbrüder eingefunden, die Flaschenbier und Flachmänner in rauen Mengen sofften. Doris gefiel es nicht, dass diese Leute vor unserem Laden tranken, ich aber kam mit dieser Klientel gut zurecht. Sie trugen auch nicht unwesentlich zum Umsatz bei – und die anderen Kunden störten die paar Alkis offenbar nicht. Sie waren im sozialen Brennpunkt Trier-West Schlimmeres gewohnt. Manchmal liefen zwei große Kartons Jägermeister am Tag. Beim Vertreter holte ich jede Menge Rabatt raus. Auch bei Süßwaren konnte ich uns einige Rabatte sichern, da wir aufgrund der hohen Kinderzahl der „Trier-Wester Peifis“ auch in diesem Marktsegment große Umsätze erzielten.

Nachdem ich mit unserem neuen Opel 1700 aus der Serie „Gipfelstürmer“ bei meinem Köllnflocken-Vorgesetzten Denig vorgefahren war, wurde er zunehmend misstrauisch. Er begann damit, heimlich aus der Ferne zu kontrollieren, wie oft ich im Laden war, und meldete seine Erkenntnisse an die Köllnflocken-Zentrale weiter. Eines Tages im August 74 war es so weit: Doris war gerade mit Monika und den Kindern unterwegs am Mattheiser Weiher und ich stand allein hinter der Kasse, als Denig mit dem Köllnflocken-Personalleiter Ohms ins Geschäft kam. Ich sah die beiden zunächst gar nicht, da so viele Kunden an der Kasse standen. Als ich sie bemerkte, war ich zunächst bestürzt, fing mich aber schnell wieder und begrüßte sie mit einem Lächeln: „Hallo Herr Ohms, tut mir leid, dass ich Sie nicht direkt in Augenschein nahm, aber Sie sehen ja, was hier los ist!“ Ohms lächelte verkrampft und Denig war blass, als ich nachlegte: „Meine Frau hatte heute um 16.00 Uhr einen Termin beim Frauenarzt und ich musste sie vertreten, ich hätte die Zeit auch auf dem Tagesbericht so eingetragen. Entschuldigung, ich habe

noch viel zu tun! Wenn Sie mich sprechen möchten, dann bitte erst nach 18.30 Uhr. Vielen Dank, Herr Ohms! Und Herr Denig: Machen Sie doch bitte den Eingang frei, jetzt geht es hier noch mal rund bis Feierabend!“

Das war natürlich kackfrech, aber es war mir eigentlich scheißegal, welche Reaktionen ich damit auslöste. Wir verabredeten uns für 19.00 Uhr, ich erschien wegen der vielen Kunden jedoch erst um 19.45 Uhr. Ohms polterte gleich los: „Es ist schon dreist, sogar sehr dreist, was Sie sich unserer Firma gegenüber herausnehmen! Sie hauen nach vier Tagen aus Berlin ab, stehen nachmittags in Ihrem neu gegründeten Laden und scheinen um Ihre Arbeitsstelle überhaupt nicht besorgt zu sein! Das können wir nicht weiter hinnehmen – egal wie groß Ihre Verkaufserfolge sind!“ Ich wusste, dass diese Situation nicht mehr zu retten war, auch wenn ich in einem Viertel der Arbeitszeit größere Umsätze erwirtschaften konnte als meine Kollegen in Vollzeit. Also kündigte ich noch am selben Abend meinen Arbeitsvertrag. Damit endete meine fast 10-jährige Ära bei Köllnflocken, aber das konnten wir inzwischen finanziell gut verkraften.

Sehr viel schwerer zu verkraften, war, dass Opa Engelbert, der sich vor allem um Michael sehr bemüht hatte, an einem bösartigen Hautkrebs erkrankte. Engelbert ging es immer schlechter, obwohl er sich sehr zusammenriss. Irgendwann konnte sich Oma Hedi nicht mehr um die Kinder kümmern und wir waren Oma Alma, der zweiten Frau meines Vaters dankbar, dass sie dabei half, die Kinder zu versorgen. Engelbert wusste, dass es mit ihm zu Ende gehen würde, aber er war sehr tapfer. Man hörte ihn kaum jemals klagen. Seine letzten Tage verlebte er im Krankenhaus. Er starb am 30. September 1975, auf den Tag genau 9 Jahre nach Johannes, im Alter von nur 62 Jahren. Sein Tod riss ein Loch in die Familie, das nicht wieder gefüllt werden konnte.

Wenig später erkrankte Doris an einer Entzündung der Bauchspeicheldrüse und musste ins Krankenhaus eingeliefert werden. Oma Hedi war so freundlich, sich wieder um die Kin-

der zu kümmern, während ich im Geschäft stand. Ich konnte die arme Doris nur abends nach Geschäftsschluss im Krankenhaus besuchen. Sie hatte starke Schmerzen und bekam Infusionen. Sie hatte durch die viele Arbeit und sicher auch durch den Tod ihres Vaters stark an Widerstandskraft eingebüßt. Schon früher schlug ihr jeder Ärger auf den Magen. Abends, wenn ich zu ihr kam, war ihr nun so schlecht, dass sie sich übergeben wollte, aber nicht konnte. Einmal sagte sie mir, sie habe das Gefühl, dass die ganzen Infusionen und Kontrastmittel ihre Darmwege verstopften.

Ich bekam Wut auf diese Ärzte, die offenkundig absolut nicht imstande waren, Doris Erleichterung zu verschaffen. Ihr Zustand schien sich mehr und mehr zu verschlimmern. Eines Tages sagte mir Doris, dass sie den Stationsarzt Braun gebeten habe, ihr nach drei Wochen ohne Stuhlgang endlich mal einen Einlauf zu machen. Dieser Oberheini entgegnete aber nur von oben herab: „Wovon sie dann besonders schwärmt, wenn er wieder aufgewärmt.“ Ich platzte vor Wut und stürmte aus dem Zimmer in das Arztzimmer, stellte mich kurz vor und polterte los: „Sind Sie der Wilhelm Busch-Interpret, der meine Frau in ihrer berechtigten Kritik noch verarscht, wenn sie um einen Einlauf bittet?“ Ich sah den Arsch in Weiß herausfordernd an, aber es war wieder mal nur der Bereitschaftsarzt.

Doris lag jetzt fast vier Wochen in dieser völlig phlegmatischen Inneren Abteilung des Brüderkrankenhauses. Eines Abends kam ich ins Krankenhaus, um Doris zu besuchen, aber sie war nicht mehr auf ihrem Zimmer. Ich fragte die Frau, die mit ihr im Zimmer gelegen hatte, und sie sagte mir, dass sie Doris schlafend vorgefunden hätte. Sie sei nicht mehr ansprechbar gewesen, woraufhin der Stationsarzt Dr. Braun veranlasst habe, sie auf die Intensivstation zu legen. Ich hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ich ging ins Schwesternzimmer und wurde laut: „Wo liegt meine Frau und wo ist diese Arschgeige von Stationsarzt?!“ Die Stationschwester fuhr mit mir eine Etage höher. Dr. Braun, ein Schönling mit offe-

nem weißem Kittel, stand vor der Tür. Ich zitterte vor Wut und schrie ihn an: „Geh auf Seite, du Arschloch, sonst fängst du dir was!“ Kurz darauf ging die Tür auf und der Chefarzt kam heraus: „Was geht hier vor?“ „Fragen Sie nicht so blöd! Schauen Sie sich meine Frau an, die ihr vergiftet habt!“ „Ihre Frau hat sich selbst durch ihren Tablettenkonsum vergiftet“, entgegnete mir das Chefarzt-Arschloch in Weiß.

Doris hatte die Augen geschlossen, aber die Augäpfel bewegten sich unter den Augenlidern. Mehrere Chefarzte standen um das Bett herum und wiegten bedeutsam mit ihren Köpfen. Dr. Guthy, der Nervenarzt, meinte, es könnte sich vielleicht um eine Hirnhautentzündung handeln, die im weitesten Sinne einer europäischen Schlafkrankheit ähnele, St. Irminen hätte dafür eine Isolierstation, weil man gegebenenfalls von einer Ansteckung ausgehen müsse. Diese Diagnose war zwar völlig falsch, denn es war ja offensichtlich, dass Doris' Zustand auf permanente Medikamentenzufuhr ohne Stuhlgang zurückzuführen war. Beim Stichwort „St. Irminen“ schöpfte ich dennoch Hoffnung. Ich kannte den dortigen Chefarzt Professor Lohmann, weil ich bei der Hochzeit seiner Tochter einige Zeit zuvor gesungen hatte. In dieser kleineren Klinik konnte man Doris vielleicht noch helfen, hier im Brüderkrankenhaus war sie angesichts der vereinten Inkompetenz dieser Ärzte zum Sterben verurteilt!

Ein Ordensbruder kam vorbei und fragte, ob Doris schon die Sterbesakramente empfangen habe. Eine Schwester bejahte dies. Doris war an die Herz- Kreislaufmaschine angeschlossen, man wartete hier förmlich auf ihren Tod! Mir wurde schlecht. Dies hier war die Sterbekammer der Abteilung, eine dicke Kerze brannte unter einem Heiligenbild! Mit der Diagnose von Dr. Guthy waren die Spezialisten in Weiß hochzufrieden. Ein Pfleger und eine Schwester betteten Doris auf eine Trage mit den nötigen Anschlüssen und fuhren sie nach unten. Ich blieb dabei, warf dem Ärzteteam aber zum Abschied noch einen bösen Blick zu: „Wenn meine Frau nicht wieder gesund wird, wenn sie stirbt oder im Koma bleibt, ziehe ich Euch alle zur Verantwortung!“

Ich fuhr mit dem Krankenwagen und dem Pfleger nach St. Irminen zu Professor Dr. Lohmann. Er erkannte mich sofort. Ich erzählte ihm von den vielen Valium-Tabletten, den Infusionen der letzten vier Wochen, von den einzelnen Röntgenaufnahmen mit Kontrastmitteln, den blöden Sprüchen des Dr. Braun und den vergeblichen Versuchen, Doris' Darm per Einlauf zu entgiften. Dr. Lohmann schüttelte den Kopf: „Herr Schmidt, ich nehme an, Ihre Frau leidet unter einer extremen Lebervergiftung. Uns bleibt in dieser Situation eigentlich nur eine Option: Ich werde Ihrer Frau neben Abführmitteln eine extrem hohe Dosis Penicillin verabreichen. Und dann können wir nur hoffen: Entweder die Därme entschlacken sich und ihre Frau schafft es – oder sie stirbt, weil sie schon zu sehr geschwächt ist.“ Ich dachte wieder, umkippen zu müssen. Dr. Lohmann legte mir beruhigend die Hand auf die Schulter und gab mir seine Privatnummer, falls er morgen nicht in der Klinik zu erreichen wäre.

Dies war sicherlich die schrecklichste Nacht meines Lebens. Ich konnte kein Auge zumachen und zitterte am ganzen Körper. Ich stellte mir vor, den Kindern sagen zu müssen, dass ihre Mutter... Nein, der Gedanke war zu grausam, dass ich ihn nicht zu Ende denken konnte. Die Kinder hatten von dem ganzen Drama ohnehin schon viel zu viel mitbekommen. Sie wussten, dass es ihrer Mutter sehr, sehr schlecht ging. Ich konnte meine Sorgen und Ängste nicht vor ihnen verbergen.

Um 7.00 Uhr morgens kam dann endlich die befreiende Nachricht: Doris war aus dem Koma aufgewacht! Ich teilte es sofort den Kindern mit sowie Oma Hedi, die bei uns übernachtet hatte. Sie atmete tief durch. So kurz nach dem Tod ihres Mannes hätte sie den Tod ihrer Tochter sicherlich nicht verkraftet. Die Kinder hämmerten mit ihren Löffeln begeistert auf den Tellern herum: „Mama wird wieder gesund! Mama wird wieder gesund!“ Ich verabschiedete mich mit Küsschen von den Kindern und fuhr etwas verspätet ins Geschäft. Das Personal und ein paar Kunden standen schon vor dem Eingang. Ich teilte den Verkäuferinnen und den Kunden die frohe Botschaft mit und

fieberte den ganzen Tag über dem Besuch in der Klinik entgegen.

Als ich die Klinik betrat, kam mir die Stationsschwester entgegen. Sie erklärte mir, dass Doris sehr geschwächt sei, kaum etwas redete, aber bereits Hunger hatte. Das wäre schon mal eine positive Reaktion. Ich solle mich bei ihrem Anblick aber nicht erschrecken, da sie sehr abgemagert sei. Der Körper und vor allem der Darmtrakt hätten eine gewaltige Umwandlung durchgemacht, aber das würde sich im Laufe der nächsten Wochen langsam wieder normalisieren. Da sie intensiv behandelt werde und ihr Immunsystem gestört sei, dürfe ich noch nicht in ihr Zimmer. Aber ich könne auf die Terrasse gehen und von draußen ins Zimmer sehen.

Als ich dies tat, erschrak ich mich gewaltig: Doris war schrecklich bleich und kam mir um Jahre gealtert vor. Sie glich tatsächlich ihrem Vater auf dem Sterbebett. Ich winkte ihr zu, gab einige Kuschhändchen und sagte: „Werde bald wieder gesund, mein Schatz!“ Die Schwester zeigte auf mich. Doris hob leicht die Hand, aber in ihrem Gesicht war keine Regung zu bemerken. Ich verließ die Klinik und fuhr mit einem sehr mulmigen Gefühl zu den Kindern und Oma Hedi nach Hause, wo ich versuchte, mir möglichst wenig anmerken zu lassen.

Wenige Tage später besuchte ich Doris mit Hedi und den Kindern. Wir schauten vom Balkon aus in ihr Zimmer und ein leichtes Lächeln huschte über ihre Lippen. Sie schien die Kinder zu erkennen. Michael und Kerstin winkten ihr zu und sie winkte zurück. Es ging ihr schon etwas besser, allerdings konnte sie noch nicht aufstehen und wog nur 48 kg. Professor Lohmann war sehr zufrieden, dass sich Doris' Magen und Darmtrakt nach dieser heftigen Prozedur langsam wieder erholten.

Doris ging es nun von Tag zu Tag besser. Wir konnten sie endlich auch im Zimmer besuchen und in den Arm nehmen. Doris sagte uns, wie sehr sie uns alle vermisst hatte. Wenig später wurde sie kurz noch einmal ins Brüderkrankenhaus verlegt. Die dortigen Ärzte wunderten sich darüber, dass Doris nicht schon

längst gestorben sei. Prof. Lohmann und ich verlangten, dass der Vorfall im Brüderkrankenhaus untersucht werden müsse. Doch plötzlich waren alle Unterlagen verschwunden!

Das wollte ich so nicht hinnehmen und ging zu Bruder Basilius (Eduard Wollscheid), den Leiter der Trierer Sängerknaben, mit dem ich schon einige Konzerte bestritten hatte und der eine hohe Funktion im Orden der Barmherzigen Brüder, dem Träger des Brüderkrankenhauses, innehatte. Zudem war sein leiblicher Bruder Alois Wollscheid (Bruder Albert) der Konventobere, also der örtliche Leiter des Ordens. Als ich Basilius die Vorgänge in seinem Krankenhaus schilderte, schüttelte er den Kopf und meinte, er werde noch am gleichen Abend seinen Bruder informieren. „Die Sache mit Ihrer Frau war das I-Tüpfelchen!“, sagte er. „Jetzt werden Köpfe rollen!“ Tatsächlich hörte ich später, dass der verantwortliche Arzt, der Doris fast auf dem Gewissen hatte, seinen Posten im Brüderkrankenhaus aufgeben musste.

Als Doris kurz vor Weihnachten aus dem Krankenhaus entlassen wurde, kam sie recht schnell wieder zu Kräften. Sie aß zu dieser Zeit öfters nur gekochte Kartoffeln mit Magerquark, kochte aber für uns normal. Ihre Mutter blieb noch über Weihnachten bei uns und half, den Weihnachtsbaum, den ich vorher mit Mühe und Gezeter in den Ständer brachte, zu schmücken. Ich hielt alles auf meiner Schmalfilmkamera fest – vor allem die Vorfreude der Kinder und das Geschenkeauspacken. Doris erholte sich zusehends, bekam wieder ihre natürliche Gesichtsfarbe und ihre Tatkraft zurück. Wir hatten unsere größte Krise in der Familie endlich überstanden.

1976 lief das Geschäft in Trier-West so gut, dass wir eine weitere Filiale in Trier-Ehrang eröffnen konnten. 1977 kam ein weiteres Geschäft in Mertesdorf hinzu. Endlich konnten wir uns auch etwas kostspieligere Familienurlaube leisten. Im August 1976 machten wir den Laden in Trier-West für 3 Wochen zu und fuhren nach Lido di Jesolo, einem schmucken, schön gelegenen Ort an der italienischen Adria. Die Kinder hatten das

Meer zuvor noch nie gesehen und stürmten, kaum dass ich angehalten hatte, schnurstracks mit ihren Klamotten und Sandalen ins brausende Meer. Doris, Hedi und ich kamen kaum hinterher. Der Himmel war stahlblau, es war fast zu heiß für diese Uhrzeit. Michael und Kerstin bespritzten sich gegenseitig mit Wasser und versuchten, auch uns nass zu machen. Nach einer Viertelstunde war der erste Rausch vorbei und wir gingen mit den triefenden Kindern an die Rezeption, um die Schlüssel zu unserem Appartement zu erhalten.

Noch am gleichen Abend entdeckten wir im Restaurant eine kulinarische Spezialität, die für uns damals noch absolut exotisch war: Pizza! Der Koch machte eine richtige Show daraus und schwenkte den Pizzateig über seinem Kopf, er drehte und kreiste den Teig, bevor er sie blitzschnell in eine Form presste. Die Kinder kamen sich vor wie in einem Zirkus. Natürlich wollten sie auch eine solche Pizza haben! Doris war von dieser Idee nicht so begeistert und Oma meinte, die 60 cm lange Familienpizza sehe aus „wie ein Blech mit Quetschenkuchen“. Wir lachten und wagten den Versuch. Die überdimensionale „Pizza grande di familia“ schmeckte uns ausgezeichnet, nur Oma Hedi kaute etwas länger auf den Pizzastückchen herum.

Zwei Jahre später flogen wir mit den Kindern auf die Insel Ibiza. Es war ein herrlicher Urlaub: Sonne, Strand und Meer, was will man mehr? Nicht so schön fand ich allerdings die Überfahrt mit dem Schiff zu der kleinen, malerischen Insel Formentera. Während der fast zweistündigen Schifffahrt hatte zunächst ich und hatten danach auch Michael und Kerstin das starke Verlangen, die exotischen Fische füttern zu müssen. Wir hingen an der Reling und kotzten um die Wette im Rhythmus des schaukelnden Dampfers. Auf Formentera angekommen, ging es an den wunderschönen Strand zum Schwimmen. Die Kinder und Doris schwammen schon gut, wogegen ich mehr in den Wellen nahe dem Strand paddelte. Die Rückfahrt verlief komischerweise für die Kinder und mich besser, wir behielten alles im Magen, auch das köstliche Eis, das wir auf Formentera verspeist hatten.

Es gab keinen Grund mehr für Doris und die anderen Passagiere, uns überempfindliche Seereisende zu bedauern.

An einem der nächsten Tage wagten wir einen Inselritt auf störrischen Eseln – leider ohne Sattel, was wir später allesamt schmerzlich zu spüren bekamen. Ich hatte dabei das Vergnügen, als Letzter im Bunde den kleinsten Esel zu besteigen. Mein störrischer, kleiner Esel schnaufte unter seiner Last und blieb bei jeder Grasnarbe stehen. Ich schnalzte wie ein Cowboy mit der Zunge, fluchte und gab dem Esel ein paar Schläge aufs Hinterteil, aber das nützte rein gar nichts. Der Kerl bewegte sich, wann und wie er wollte. Ich sah die Gruppe schon nicht mehr, bis ein Eselstreiber auf mich zuritt, den Esel am Strick packte, ihm einen Tritt verpasste und schrittweise hinter sich herzog. Die anderen Teilnehmer warteten auf mich und lachten sich schimmelig. Ich fragte nach einem anderen Esel, aber keiner wollte mit mir tauschen – nicht einmal Kerstin, die eigentlich immer sehr einfühlsam war und zudem als Kleinste einen besonders großen Esel erwischt hatte. Zwei Tage später konnten wir uns kaum noch bewegen, bis der Muskelkater von dem Eselsritt in der warmen Sonne allmählich verschwand.

Kurz nachdem wir wieder zurück in Trier waren, sang ich als „Singender Kellermeister“ auf dem „Trierer Weinfest“ in Olewig. Ich habe dies über 40 Jahre getan, nicht nur in Trier, sondern auch in vielen anderen Weingegenden in Deutschland. Es würde zu weit führen, hier alle meine Auftritte in den unterschiedlichen Gattungen zu erwähnen, aber Musik spielte immer eine große Rolle in meinem Leben und auch im Leben von Michael und Kerstin. Michael, mit dem ich auch eine eigene Platte produzierte („Michael singt“) spielte leidenschaftlich Klavier – oft zum Leidwesen von Doris und unserer netten Mitbewohner im Haus. Tatsächlich benutzte er das Piano, das ich beim Musikhaus Reisser gekauft hatte (ein unerfüllter Wunsch meiner eigenen Kindheit!), so intensiv, dass der Klavierstimmer schon nach kurzer Zeit alle Hammerbelege austauschen musste! Auch Kerstin war sehr an Musik interessiert. Sie sang gerne und auch

gut (vielleicht hätte ich das stärker fördern sollen?), vor allem aber ging sie gerne in den Ballettunterricht und übte auch zuhause eifrig ihre Tanzfiguren. Später absolvierte sie einige professionelle Tanzauftritte an der Seite des Steptänzers Francesco Vaccalluzzo.

Auch 1979 war für uns geschäftlich ein sehr erfolgreiches Jahr, aber Oma Hedi, die uns gerne half und auch bei Gudrun öfters die Kinder versorgte, wurde schlimm krank. Sie litt an Darmkrebs und wurde immer schmäler und blasser. Ihre Kinder und Enkelkinder machten sich große Sorgen. Auch mir tat sie sehr leid. Sie ertrug diese schwere Krankheit tapfer bis zu ihrem Tod im Juni 1979. Wir verdankten ihr viel, ohne ihre Unterstützung hätten wir den Schritt in die Selbstständigkeit und zu finanziellem Wohlstand kaum gehen können.

Im Juli 1979 fuhren wir mit den Kindern in den Allgäu nach Moosbach. In der Nähe hatten sich auch Gudrun und Edgar mit ihren Kindern Katja und Heike einquartiert. Es war ein schöner Urlaub für alle, nur für mich war er mit üblen Nachwirkungen verbunden. Beim Bolzen mit den Kindern war ich nämlich auf einer unebenen Wiese mit dem linken Fuß umgeknickt. Da der Fuß zusehends anschwell, fuhren wir nach Kempten ins Krankenhaus. Dort schaute sich ein Chirurg meinen Fuß an und zeichnete mit einem Filzstift die Konturen einer OP an, da er der festen Überzeugung war, dass es sich um einen Außenbänderriß des linken Sprunggelenks handele. Bei der Erklärung des Arztes, wo man genau an mir herumschneiden würde, fiel unsere kleine Kerstin plötzlich um. Eine Schwester hob sie auf und gab ihr etwas zu trinken, als sie wieder zu sich kam. Ich blieb gleich im Krankenhaus und verabschiedete mich von den Kindern und Doris. Sie schauten alle drei traurig, als sie weggingen.

Am nächsten Morgen kam der Oberarzt, der mich operieren sollte. „Preißen hoan Haoxen aus Glas!“, meinte er. Ich bekam das Narkosemittel in die Kanüle gespritzt und wachte später im Zweibettzimmer auf. Alles schien gut verlaufen zu sein, doch dann bekam ich hohes Fieber. Offenbar hatten sich irgendwel-

che Bakterien in die Wunde eingeknistet. Die Ärzte gaben mir Antibiotika und fiebersenkende Mittel, aber viel half das nicht. Das Fieber ging morgens zurück und am Abend wieder hoch. Nach einer beschwerlichen Rückreise nach Trier wurde ich zwei Wochen lang intensiv behandelt, bis die vermaledeite Infektion endlich gestoppt war. Die Diagnose der Ärzte schockte uns dennoch: Ich sollte bis Januar 1980, also für ein halbes Jahr krankgeschrieben werden!

Also musste ich zuhause bei den Kindern bleiben und Doris ins Geschäft. Ich versuchte viel mit den Kindern zu spielen, sei es Karten- oder Brettspiele. Auch musste ich Kochen lernen, damit Doris und die Kinder etwas zu essen hatten. Anfangs kochte ich Einiges aus der Dose, verbesserte die Speisen aber mit frischem Lauch oder Petersilie. Den Kindern und mir schmeckte es, aber Doris nicht, sie wollte „Alles frisch auf den Tisch“, wie auch einer unserer Werbeslogans im Geschäft lautete. Sie legte mir ein Kochbuch heraus mit dem Hinweis: „Wer lesen kann, muss auch kochen können!“ Eine neue Koch-Ära hatte begonnen. Nach einer gewissen Zeit kochte ich mit wachsender Begeisterung (vielleicht doch ein Talent, das ich von meinem Vater geerbt hatte?). Die Kinder geizten nicht mit Lob, nur Doris mochte die extravaganten Variationen meiner kreativen Küche nicht besonders. Bald aber hatte ich den Dreh raus. Ich kochte und dünstete viel Gemüse, oft gab es Champignons und Pfifferlinge mit Schalotten gebraten und Gewürzen verfeinert. Jetzt schmeckte es auch Doris.

Nach zwölf Wochen Gips durfte ich langsam wieder auftreten. Ab November konnte ich wieder gut ohne Krücken laufen, so dass ich schon lange vor dem Ende meiner Krankschreibung (Januar 1980) wieder hinter der Kasse stand. Die Geschäfte liefen auch 1980 gut, aber es wurde dennoch ein trauriges Jahr: Bereits im Frühjahr 1980 erlag Oma Alma, die sehr liebenswerte zweite Frau meines Vaters, die sich immer wieder rührend um Michael und Kerstin gekümmert hatte, ihrer schweren Krebserkrankung. Sie hatte ähnlich wie Oma Hedi über einen längeren

Zeitraum an dieser tückischen Krankheit gelitten, in ihrem Fall war jedoch Brustkrebs diagnostiziert worden. Acht Tage vor ihrem Tod wünschte sie sich an einem Sonntagmorgen noch das „Ave Maria“ von Schubert, gesungen von Michael. Der Krankenhaus-Sender „Piccolo“ im Mutterhaus der Borromäerinnen erfüllte ihren Wunsch, indem er das Lied von der Schallplatte „Michael singt“ ausstrahlte.

Im gleichen Jahr wurde auch Onkel Hein schwer krank. Da Michael in den Herbstferien beim Zeltlager der Trierer Sängerknaben war, hatte Doris für sich und Kerstin einen 10-Tage-Urlaub in Lloret de Mar gebucht, allerdings wollte sie den Urlaub wegen des schlechten Gesundheitszustands von Onkel Hein dann doch nicht antreten. Einen Tag vor dem Urlaub besuchten wir Onkel Hein. Er sah sehr schlecht aus, der Lungenkrebs zehrte an ihm, aber er sagte zu Doris: „Fahrt doch bitte in den Urlaub! Ihr habt ihn Euch verdient, ich sterbe noch lange nicht!“ Zwei Tage später war er schon tot. Onkel Hein war eine Seele von Mensch, hilfsbereit, gütig und geduldig. Er hatte schon ein Jahr zuvor die schlimme Diagnose aus Heidelberg erhalten, aber behielt sie für sich, weil er Tante Sanni und die Verwandten schonen wollte.

Tante Sanni und Gabi wünschten sich, dass Michael im Sterbeamt in der Kirche Herz-Jesu das „Ave Maria“ sang. Ich fuhr nach Geschäftsschluss zum Ferienlager der Trierer Sängerknaben am „Schönfelder Hof“ und nahm Michael mit. Michael hatte wohl etwas Angst davor, bei einem so traurigen Anlass vor der Verwandtschaft zu singen, aber es gelang ihm hervorragend. Tante Sanni war von seinem gekonnten Vortrag sehr gerührt.

Nach den vielen Todesfällen war Doris froh, als sie feststellte, dass sie zum dritten Mal schwanger wurde. Sie hatte sich schon lange ein weiteres Kind gewünscht. Ich selbst war anfangs dagegen, weil ich mit unseren beiden lieben und talentierten Kindern froh und glücklich war. Außerdem hatte ich ja bereits 41 Jahre auf dem Buckel und sah zudem deutlich älter aus, so dass Fremde mich wohl eher für den Opa dieses neuen Babys halten

würden, so meine Befürchtung. Aber als Doris mir verkündete, dass sie nach fast 12 Jahren wieder schwanger war, war ich dann doch sehr glücklich und freute mich auf das neue kleine Scheißerchen, das im Januar 1982 geboren werden sollte.

Zuvor aber standen wir, oder besser: stand ich, vor einer besonderen Herausforderung: Doris hatte vorgeschlagen, mit den Kindern und meinem Vater in dessen Auto nach Denia in den Urlaub zu fahren. Sicher, mein Vater war vor einem Jahr das zweite Mal Witwer geworden und konnte Abwechslung bestimmt gebrauchen. Aber ob das wirklich eine gute Idee war? Mein Vater und ich 14 Tage auf engstem Raum? Ich war ein wenig nervös. Die Kinder jedoch freuten sich riesig auf den Urlaub. Mein Vater rief an und erklärte mir in seinem üblichen Befehlstone, dass ich pünktlich mit den Kindern reisefertig mit allem Gepäck an der Haustür zum Einladen bereitstehen sollte. Doris war schon im Geschäft, hatte aber zuvor noch die Koffer gepackt und für die Kinder die Sachen zum Anziehen bereitgelegt. Führerschein und Geld waren auf dem Schrank deponiert. Ich trieb die Kinder an, da Opa Klaus schon in fünf Minuten da wäre und wir unten vor der Haustür auf ihn warten sollten. Mein Vater war – wie immer – die Pünktlichkeit in Person: „Alles in den Kofferraum! Hast du auch nichts vergessen, Horst?“ „Nein, Papa, ich habe alles dabei, was wir brauchen!“

Wir waren noch nicht aus Trier heraus, da fiel mir ein, dass ich die Papiere und die Geldbörse in Olevig vergessen hatte. Oh je, das Geschrei von dem Alten wollte ich den Kindern und mir ganz gewiss nicht antun! Also: Augen zu und durch! Ich wollte in Südfrankreich, unserem ersten Tagesziel, gleich Doris anrufen, damit sie uns beides schnell nachschicken konnte. Mein Vater schlief viel während der Fahrt, wachte aber stets auf, wenn ich verbotenerweise mehr als 130 km/h auf der Autobahn fuhr. Der Wagen machte dann ein brummend-mahnendes Geräusch. Die Kinder lachten schon, wenn ihr Opa wach wurde und grummelte.

Ich selbst machte mir natürlich Sorgen: Kein Führerschein,

kein Personalausweis, kein Geld und dann mit zwei Kindern und einem äußerst sparsamen Opa unterwegs, das konnte noch heiter werden! Abends an der südfranzösisch-spanischen Grenze angekommen, sagte ich meinem Vater nur, dass ich mein Geld vergessen hätte und er so lieb sein sollte, die Hotelkosten für mich und die Kinder vorzustrecken. Ich würde Doris anrufen, sie würde mir das Geld nachsenden. Mein Vater schüttelte nur den Kopf und gab mir ein paar Scheine, damit ich das Essen und die Übernachtungskosten bezahlen konnte. Dann ging es nach Spanien, an der Grenze wurden wir glücklicherweise wieder durchgewinkt. Wir kamen am späten Nachmittag in Denia an und bezogen unser Appartement in einer wunderschönen Parkanlage. Wir gingen am frühen Abend noch spazieren. Michael und mein Vater aßen spanische Spezialitäten wie Muscheln, Gambas, Austern und Paella. Kerstin und mir kamen diese Köstlichkeiten zu exotisch vor, wir aßen lieber Fritten und eine Bratwurst mit Ketchup.

Opa schlief im Nachbarzimmer unserer Suite und schnarchte schrecklich laut. Am anderen Tag hörten wir ein Gespräch von zwei Frauen, die sich darüber unterhielten, dass ein Mann in der Anlage die halbe Nacht so fürchterlich geschnarcht habe, dass sie selbst kein Auge zumachen konnten. Michael und Kerstin kicherten, worauf mir die vornehmen Damen einen strafenden Blick zuwarfen. Der Urlaub mit meinem Vater hatte allerdings auch Vorteile, denn wir alle kamen in den Genuss seiner hervorragenden Kochkünste. Zu meiner Überraschung kam es auch nicht zu einem Eklat, wir verstanden uns sogar prächtig. Es waren wohl die entspanntesten Tage, die ich jemals mit meinem Vater verbracht hatte.

Nach drei Wochen fuhren wir braungebrannt zurück Richtung Heimat. Die Kinder hielten dicht, sie wussten inzwischen, dass ich keine Papiere hatte und waren an den Grenzübergängen ebenso aufgeregt wie ich. Aber es klappte alles bestens! Ich fuhr den ganzen Tag und die halbe Nacht durch. In den letzten Minuten, kurz bevor wir nach Olewig einbogen, erzählte ich

meinem Vater, dass ich die ganze Zeit ohne Führerschein und Personalausweis in Spanien und Frankreich rumgekurvt war. Ich konnte mich dabei eines leicht triumphalen Gefühls nicht erwehren. Er machte auf mich einen etwas verwirrten Eindruck, als er meinte: „Wie bitte? Die Kinder haben das die ganze Zeit über gewusst, nur ich nicht?!“ „Ja, Papa“, sagte ich, „da siehst du mal, was für eine Angst wir alle vor dir und deinen Reaktionen hatten! Ich habe das Malheur schon kurz hinter Trier gemerkt, aber ich wollte unsere schöne Tour nicht durch deine Vorhaltungen versauen!“ Mein Vater sagte nichts darauf. Er dachte wohl darüber nach, dass eine so ängstliche Reaktion eines erwachsenen Sohnes sicherlich nicht von ungefähr kam.

Zunächst war es Doris in ihrer dritten Schwangerschaft noch sehr gut gegangen, dann traten jedoch plötzlich Komplikationen auf. Doris musste sich wegen frühzeitiger Wehen bereits im ersten Drittel der Schwangerschaft oft schonen und eine Zeitlang im Bett liegen, um das Kind nicht zu verlieren. Ihr wurden zudem wehensenkende Mittel verabreicht. Umso erleichterter waren wir alle, als die kritische Zeit vorbei war: An Silvester 1981 feierten wir den Geburtstag meines Vaters in seiner Wohnung in der Franz-Georg-Straße und freuten uns mit den Kindern auf ein neues Brüderchen, das im Januar 1982 das Licht der Welt erblicken sollte...

Am 18. Januar setzten die Geburtswehen ein und wir fuhren ins Krankenhaus. Doris wurde in den Kreißsaal hineingefahren. Anders als bei den vormaligen Geburten durfte ich dieses Mal live dabei sein, auch wenn ich davor eine Heidenangst hatte. Ich hatte einen sterilen Umhang an und durfte den Geburtsvorgang miterleben – zum Glück aber nur am Kopfende meiner Frau. Doris hechelte und folgte den Weisungen der Hebamme. Als der Vorgang heftiger wurde, musste ich kurz wegschauen und verpasste den entscheidenden Moment: Schon hielt die Hebamme den kleinen Christian im Arm! Sie zeigte ihn uns noch etwas blutverschmiert und ging dann kurz weg, um ihn zu säubern. Nach einem Poklups schrie unser kleinster Stammhalter aus

Leibeskräften. Jetzt hatten wir zwei Jungs und eine Tochter. Die Familie war komplett!

Christian kam 14 Tage zu früh und musste in ein Wärmebettchen. Ich ging nachmittags noch einmal auf die Geburtsstation, um nach dem Kleinen zu schauen. Er war ein schönes Baby und lag Schoß an Schoß in dem Wärmebettchen mit einem farbigen Baby zusammen. Das war ein besonders goldiger Anblick, ein wahrhaft süßes Pärchen.

Kurz darauf fuhr ich nach Hause, um den Kindern ein Essen zuzubereiten. Aber Kerstin, unsere Elfjährige, hatte schon Pellkartoffeln gekocht, geschält und Kartoffelsalat mit Gürkchen und Mayonnaise gemacht. Michael war mal wieder ins Klavierspielen versunken. „Papa, Michael hat mir überhaupt nicht geholfen! Der ist für alles zu faul!“, beschwerte sich Kerstin „Ich weiß, mein Schatz“, antwortete ich. „Deshalb bist du ja auch meine absolute Lieblingstochter!“ „Klar, du hast ja auch nur eine!“, sagte Kerstin und lachte.

Am nächsten Tag fuhren wir nach der Schule ins Krankenhaus, um Christian zu sehen und Mama zu besuchen. Kerstin nahm das Baby sofort auf den Arm und wollte es kaum mehr hergeben. Beide Kinder hatten ihr Brüderchen auf Anhieb lieb, bei Kerstin war die Fürsorge aber deutlich ausgeprägter. Christian war nach kurzer Zeit nicht mehr anzumerken, dass er ein wenig zu früh auf die Welt gekommen war. Er entwickelte sich prächtig und war glücklicherweise – wie seine beiden Geschwister – niemals ernsthaft krank.

Beruflich mussten wir uns im Jahr 1982 umorientieren. Nachdem wir die Lebensmittelgeschäfte in Mertesdorf und in Trier-West aufgegeben hatten, übernahmen wir den Obst- und Gemüse-Handel von Ludwig Castellini, wodurch ich wieder in engeren Kontakt zu meinem alten Freund und Förderer Fritz Berberich kam, bei dem ich viele Jahre zuvor meine Kaufmannskarriere begonnen hatte und der nun im gleichen Haus wie wir seinen Eier-Großhandel betrieb.

Der Einstieg in das Obst- und Gemüsegeschäft war für uns

anfangs sehr hart. Wir mussten oft sehr früh aufstehen, standen lange in der Kälte und verdienten in der allerersten Zeit nicht allzu viel. Doch mit der Zeit entwickelte sich die „Halle für alle“, die wir am 10. Oktober 1982 am Viehmarkt eröffneten, zu einer wahren Goldgrube! Von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr gewannen wir weitere Einzelhandels- und Großhandelskunden hinzu. Wir belieferten immer mehr Restaurants in der Stadt, anfangs vor allem italienische Pizzerien, später aber auch griechische und chinesische Restaurants. Der wirkliche Clou war aber der Einzelhandel: An manchen Verkaufstagen bildeten sich vor unsere Halle lange Schlangen von Kunden, die allesamt die frischen Obst- und Gemüsewaren direkt aus den Kisten erwerben und die besondere Atmosphäre in unserer Markthalle erleben wollten. Durch freche Verkaufssprüche wie „Alles hier ist frisch – das einzig Faule ist das Personal!“ waren wir bald stadtweit bekannt, auch wenn Doris es gar nicht mochte, wenn ich in die Rolle des Marktschreiers verfiel.

Der Laden fluppte grandios! Bis 1986 hatten wir so viel verdient, dass wir uns allmählich nach einem eigenen Haus umschauen konnten. Doch so gut die Geschäfte liefen, das Leben hatte wieder einmal einige Dämpfer für uns parat. So starb Anfang 1986 plötzlich und unerwartet meine liebe Tante Sanni – für mich ein ganz besonderer Verlust, war sie doch nach dem Tod meiner Mutter der einzige wirkliche Halt, den ich in meiner Ursprungsfamilie fand. Aber damit nicht genug: Im August starb auch noch mein Vater, mit dem ich es wahrlich nicht leicht gehabt hatte – und er umgekehrt auch sicher mit mir nicht. Immerhin sah er im Alter wohl doch noch einiges ein. Zwei Tage, bevor er starb, gestand er Michael, dass er im Hinblick auf meine Ausbildung und Förderung viele Fehler gemacht habe. Mit mir selbst hatte er darüber nie wirklich sprechen können.

Mein Vater war einige Tage zuvor ins Krankenhaus eingeliefert worden, aber die Ärzte wussten nicht so recht, was ihm überhaupt fehlte. Daher rechnete auch niemand von uns mit seinem baldigen Tod. An seinem Todestag spielte ich mit Michaels

Tanz-Band „The Rabbits“, mit der er sich etwas Geld hinzuverdiente. Eingerahmt von Tausenden von Zuhörern an den Getränkeständen traten wir auf einem Straßenfest zur Einweihung der neu renovierten Karl-Marx- und Brückenstraße auf. Als Michael und ich gegen 3.00 Uhr morgens nach Hause kamen, teilte uns Doris die traurige Nachricht mit. Meine Schwester Gabi hatte Doris gegen 1.00 Uhr früh informiert. Wir fuhren noch in der Nacht zum Elisabeth-Krankenhaus. Mein Vater lag da, als ob er bloß schlief. Ich konnte es kaum fassen, dass er so plötzlich von uns gegangen war.

Mein Vater ist nur 69 Jahre alt geworden. Hätte er mein heutiges Alter erreicht, hätte er noch viel miterleben können. Etwa, dass wir im Dezember 1986 in unser schönes, großzügiges Haus in Olewig zogen, dass wir durch einiges Verhandlungsgeschick zu einem wahren Spottpreis erwerben konnten. Oder dass seine Enkel Michael, Kerstin und Christian allesamt ihr Abitur machten, zur Uni gingen und erfolgreich in ihr Berufsleben starteten. Oder dass ich, der vermeintliche ewige Traumtänzer, mit der Unterstützung von Doris finanziell so erfolgreich wirtschaftete, dass ich schon mit Mitte 50 in den wohlverdienten Ruhestand gehen konnte. Wäre mein Vater nur vier Jahre älter geworden, so hätte er als 73-Jähriger auch noch die Geburt seiner Urenkelin Lea, der süßen kleinen Tochter von Michael und seiner ersten Frau Natascha, miterleben können.



Familie Schauder mit Kommunionkind Johannes*



Doris mit 21 Jahren



Das Traumpaar



Doris und Horst frisch verliebt



Das Brautpaar mit Hedwig, Engelbert und Johannes



Das Brautpaar mit den Hochzeitsgästen*



Die stolzen Eltern mit Michael (*14.09.1967), ca. 2 Wochen alt



Tochter Kerstin (*25.06.1970)



Sohn Christian (*18.01.1982)



„Spar-Schmidt“ in den 70er Jahren





„Die Halle für alle“*





Horst als Solist bei einem Konzert mit Chor und Orchester



Horst als „Singender Kellermeister“ beim Weinfest in Trier-Olewig



Horst als Dirigent des Bäcker-Quartetts



Auftritt als Bacchus



Unzählige Auftritte als Alleinunterhalter



Gesangrollen am Theater Trier



Musikalischer Repräsentant der Stadt Trier



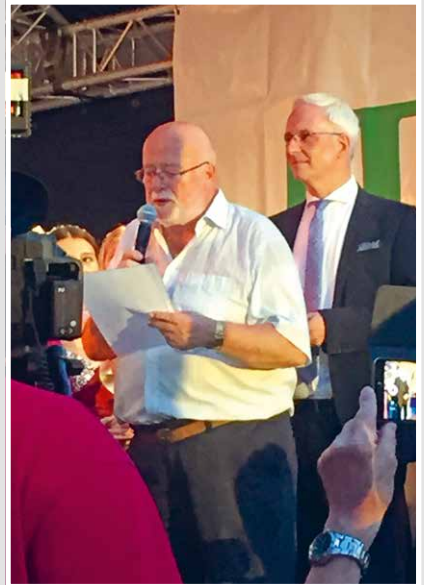
Zu Fastnacht: Auftritt als Heino



Szene aus einem Stück am Theater Trier



Zusammen mit Fred Prinz am Klavier



Horst als geschätzter Moderator*

ERLÄUTERUNGEN BILDTEIL 3:

S. 209 Kapitel-Bild:

Kirchliche Trauung von Horst Schmidt und Doris Schauder (*24.02.1945) am 16.07.1966

S. 268 oben:

Familie Schauder mit Kommunionkind Johannes (v.r.): Doris, Engelbert (02.06.1913 - 30.09.1975), Johannes (27.07.1956 - 30.09.1966), Hedwig (01.03.1918 - 27.06.1979), Gudrun (*21.04.1946) und Monika (*08.05.1948)

S. 270:

Das Brautpaar mit den Hochzeitsgästen

(v.r.): Heinrich Fink (Onkel Hein), Theodor Schauder (Bruder von Engelbert), Engelbert Schauder, Hedwig Schauder, Horst, vor ihm: Susanne Schauder (Cousine von Doris), Doris, Johannes Schauder, Heidi Käfer (Cousine von Doris), Verena Schauder, Andreas Schauder und Christiane Schauder (Cousinen und Cousin von Doris)

2. Reihe (v.r.): Susanne Fink (Tante Sanni), Eduard Käfer (Bruder von Hedwig), Albert Käfer (Bruder von Hedwig), Berta Käfer (Ehefrau von Albert), Ingrid Schauder (Ehefrau von Theodor), Gabi König (geb. Schmidt), Monika Schauder

3. Reihe: Waldemar König (Ehemann von Gabi)

Es fehlen die Gäste: Gudrun Jores, geb. Schauder und Edgar Jores, Katharina Käfer, geb. Menne (Oma Käfer)

S. 272:

„Spar-Schmidt“ in den 70er Jahren
Lebensmittelgeschäft in Trier-West (1974-1981)

S. 273:

„Die Halle für alle“
Trierer Markthalle, Groß- und Einzelhandel für Obst und Gemüse, Viehmarktplatz, Trier- Innenstadt (1982-1996)

S. 274 unten:

Horst als Singender Kellermeister: über 40 Jahre lang war Horst beim Trierer Weinfest im Ortsteil Olewig Moderator und Sänger bei der Krönung der Trierer Weinkönigin

S. 277 unten rechts:

Horst Schmidt als geschätzter Moderator, im Hintergrund zu sehen: Triers Oberbürgermeister Wolfram Leibe

Epilog



Drei von meiner Sorte

Der Satz meines Vaters „Ich wünsche dir mal drei von deiner Sorte!“ ist mir oft durch den Kopf gegangen. Denn in gewisser Weise ist dieser (in der damaligen Situation nicht gerade nett gemeinte) Wunsch später mit meinen drei Kindern in Erfüllung gegangen. Es gab dabei durchaus auch Momente, in denen ich das gar nicht so lustig fand. Zum Beispiel, als ich mit dem damals 16-jährigen Michael für die deutsche Weinwerbung in Kiel spielte und er am zweiten Abend mit zwei bildhübschen, blonden Mädels verschwand. Ich wartete und wartete auf ihn, aber er blieb die ganze Nacht verschollen. Ich machte mir natürlich große Sorgen, denn wer weiß, was einem 16-Jährigen in einer fremden Stadt so alles passieren kann?! Stundenlang wälzte ich mich hin und her und konnte nicht einschlafen. Entsprechend gerädert ging ich morgens zum Veranstaltungsort am Kieler Marktplatz, wo Michael gut gelaunt mit den beiden Mädchen links und rechts im Arm pünktlich zum Veranstaltungsbeginn auftauchte. Ich begrüßte das Trio mit einigen flapsigen Bemerkungen, aber am liebsten hätte ich Michael für die entgangene Nachtruhe richtig kräftig eine gescheuert – so, wie es mein Vater in einer solchen Situation ganz sicher getan hätte! Aber ich konnte mich zügeln, zumal ich Michael als Begleitmusiker bei Laune halten musste. Die letzten beiden Tage in Kiel konnte ich mich im Hotelbett quer legen, aber ich wusste wenigstens, dass Michael in Reichweite war und mit was (bzw. mit wem) er sich gerade beschäftigte.

Sind Michael, Kerstin und Chrissi wirklich „drei von meiner Sorte“? In optischer Hinsicht lässt sich das kaum leugnen, denn alle drei haben die sogenannten „Schmidts-Augen“, die schon meinem Vater ein markantes Aussehen gaben. Vermutlich hätte er sich darüber gewundert, wie stark dieses Merkmal auch in der Enkelgeneration durchgeschlagen ist. Viele meiner Enkel-

kinder gleichen in der Augenpartie sehr ihrem Uropa Klaus, den sie nie kennengelernt haben.

Auch in anderer Hinsicht haben meine drei Kinder einiges von mir abbekommen. Michael hat sicherlich am stärksten die musischen Talente geerbt (was nicht heißt, dass Kerstin und Chrissi unmusikalisch wären), dafür ist er in kaufmännischer Hinsicht mit Abstand der unbegabteste der Geschwister. Die beiden anderen sind sehr geschäftstüchtig, Kerstin leitet mit ihrem Mann ein umsatzstarkes Unternehmen für Saatgut und Christian ist erfolgreich im Mediengeschäft unterwegs. Alle drei haben von mir auch eine gewisse Bühnengewandtheit geerbt – eine Eigenschaft, die ganz gewiss nicht von Doris' Seite kommt! Michael, der zwar sehr schüchtern war, aber schon als Vierjähriger auf der Bühne des Stadttheaters stand, nutzt sein Redetalent für seine wissenschaftlichen und philosophischen Vorträge, Christian für seine vielfältigen Einsätze als weithin gefragter Moderator von Großveranstaltungen und Sportevents im Fernsehen. Doch so routiniert die beiden Brüder auf der Bühne auch sind, ihre Schwester läuft ihnen auf unseren Familientreffen in Sachen Showtalent stets den Rang ab. Kerstin ist die große Geschichtenerzählerin der Familie, ihr durchdringendes Lachen kann man meist schon aus weiter Entfernung hören.

Ich denke schon, dass Michael, Kerstin und Chrissi „drei von meiner Sorte“ sind – aber glücklicherweise sind sie auch „drei von Doris' Sorte“! Von ihr nämlich haben sie Fleiß, Disziplin und eine große Klarheit im Denken geerbt – allesamt Tugenden, die mir weitgehend fehlten. Ich kann mich wirklich glücklich schätzen, eine so kluge, zuverlässige, klar strukturierte Frau an meiner Seite zu haben! Ohne Doris, ohne ihre Klarheit und Tatkraft, wäre mein Leben sicherlich nicht so erfolgreich verlaufen! Sie hat es sicher nicht immer leicht mit mir gehabt, aber zusammen waren wir doch ein sehr gutes Team – auch wenn wir den Sinnspruch am Eingang unseres Hauses „Hier lieben und streiten sich Horst und Doris Schmidt“ oft sehr wörtlich genommen haben.

Doris und ich waren und sind sehr unterschiedlich veranlagt. Aber den Kindern, die allesamt erfolgreich ihren Weg gegangen sind, hat dieser besondere Gen-Mix offenkundig nicht geschadet, ganz im Gegenteil: Auch unsere Enkelkinder sind allesamt begabt und ich freue mich immer, wenn sie bei uns zu Besuch sind: Lea und Julian (Michaels Kinder mit Natascha und Elke), Simon, Anna und Dorian (Kerstins Kinder mit Elmar) sowie Lana und Mila (Chrissis Kinder mit Anne). Inzwischen hat Lea sogar unsere erste Urenkelin geboren, die kleine Mila Lou Salomon!

Wenn wir in unserer großen Familie zusammentreffen (oft sind auch unsere „Schwippenkel“ Jana, Luca und Aimée, Michaels erste Ehefrau Natascha, ihr jetziger Ehemann Jörg, Kerrys langjähriger Freund Steff oder auch Chrissis Freundin Sandra mit von der Partie), erinnere ich mich manchmal an die schlimmen Familienzwickigkeiten zwischen den Schmidts und den Rauens in meiner Kindheit und Jugend. Die konnten damals kaum im selben Raum sitzen, ohne dass ein heftiger Streit ausbrach. Wie schön, dass wir solche Probleme nicht haben! Wenn ich daran denke, wie unfrei ich selbst aufgewachsen bin, freue ich mich umso mehr darüber, wie gut es unseren Kindern und Kindeskindern heute geht.

Vaters Wunsch ist irgendwie in Erfüllung gegangen – aber mein damaliger Wunsch auch! Ich habe „drei von meiner Sorte“ bekommen (wenn man die (Ur-)Enkel mitzählt, sogar elf!) – aber sie durften (und dürfen) frei und ohne Zwang ihr eigenes Leben gestalten. So, wie ich es mir in meiner Jugend immer erträumt hatte. Das Leben hat es letztlich doch gut mit mir gemeint und ich hoffe, dass ich noch einige schöne Jahre im Kreise meiner wunderbaren Familie erleben darf.



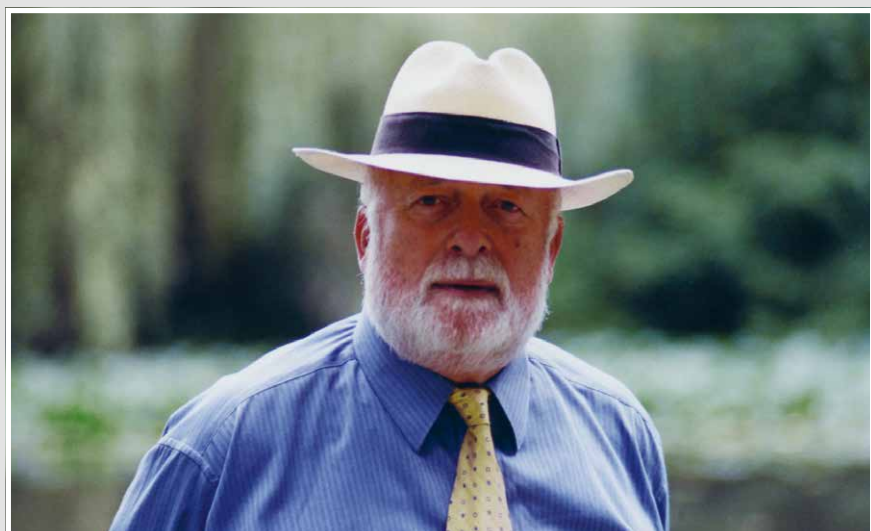
Die Enkelkinder Lea, Simon, Julian, Dorian, Lana, Anna und Mila*



Die Urenkelin Mila Lou*



Das Dream-Team in jüngster Vergangenheit



Der Jubilar heute

ERLÄUTERUNGEN BILDTEIL EPILOG:

S. 279 Kapitel-Bild:

Die Kinder (v.l.):

Christian Schmidt, Kerstin Schmidt, Michael Schmidt-Salomon

S. 284 oben:

Die Enkelkinder (v.l.):

1. Reihe: Dorian Schmidt (*22.06.2010), Lana Dubberke (*30.5.2011),
Anna Schmidt (*11.10.2007), Mila Dubberke (*30.04.2014),

2. Reihe: Lea Salomon (*19.08.1990), Simon Schmidt (*24.03.2005),
Julian Held (*19.08.2001)

S.284 unten:

Die Urenkelin Mila Lou Salomon (*01.12.2019)

„Also, mein Lieber“, sagte mein Vater, „ich wünsche dir für dein Leben nicht Schlechtes, nur Gutes! Aber damit du dich später an diese Zeit zurückerinnerst, wünsche ich dir drei von deiner Sorte!“ „Hoffentlich, Papa, geht dein Wunsch in Erfüllung!“, meinte ich mit fester Überzeugung. Solche Probleme würde *ich* ganz bestimmt nicht bekommen, dachte ich mir. Denn ich würde die Talente meiner Kinder fördern. Meine Kinder würden die beste Schulausbildung genießen und studieren können, was immer sie wollen!

Vaters Wunsch ist irgendwie in Erfüllung gegangen – aber mein damaliger Wunsch auch! Ich habe „drei von meiner Sorte“ bekommen – aber sie durften frei und ohne Zwang ihr eigenes Leben gestalten. So, wie ich es mir in meiner Jugend immer erträumt hatte.

Lustig.

Singstimme.

Pianoforte.

Freuden son.der Zahl blüh'n im
 Je . dem lä . chelt traut. ei . ne
 Lie . ber bleib ich hier, lä . chelt

Himmels . saal En . geln und Ver . klar . ten, wie die Vä . ter lehr . ten.
 Himmels . braut; Harf und Paal . ter klin . get, und man tanz und sin . get.
 Lau . ra mir ei . nen Blick der sa . get, dass ich aus . ge . kla . get.

O da . möch'ich sein, und mich e . wig freun, und mich e . wig freun!
 O da . möch'ich sein, und mich e . wig freun, und mich e . wig freun!
 Se . lig dann mit ihr, bleib ich e . wig hier, bleib ich e . wig hier!